



Hedwig Kaster-Bieker / Anneliese Mayer

berühmt - beliebt - behindert

Außerordentliche Frauen im Porträt

bundes organisationsstelle behinderte frauen

ein Projekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
in Trägerschaft von bifos e.V.



Impressum

Herausgeberin

bundes organisationsstelle behinderte frauen

*ein Projekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
in Trägerschaft von bifos e.V.*

Kölnische Strasse 99

34119 Kassel

T: 0561 7 28 85 40

F: 0561 7 28 85 44

e.mail: service@bifos.de

[http:// www.behindertefrauen.org](http://www.behindertefrauen.org)

Das vorliegende Buch erscheint im Rahmen der Arbeit
des Projektes ‚bundes organisationsstelle behinderte frauen‘.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Herausgeberin (wird gerne erteilt).

Autorinnen: Hedwig Kaster-Bieker, Anneliese Mayer

© 2001 by bundes organisationsstelle behinderte frauen

Satz: J. Fretter, Kassel

Druck: Druck-Verlag Kettler, Bönen

Printed in Germany

ISBN:

Hedwig Kaster-Bieker / Anneliese Mayer

berühmt - beliebt - behindert

Außerordentliche Frauen im Porträt



bundes organisationsstelle behinderte frauen

ein Projekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
in Trägerschaft von bifos e.V.



Grußwort der Bundesministerin für Familie, Senioren Frauen und Jugend Dr. Christine Bergmann

Liebe Leserin, lieber Leser!

Viele von Ihnen werden beim Titel dieses Buches stutzen und sich fragen, ob es überhaupt berühmte Frauen mit Behinderung gibt. Nicht ohne Grund, denn meist werden behinderte Frauen in der Öffentlichkeit eher als bemitleidenswerte, vereinsamte Wesen dargestellt.

Das öffentliche Bild von behinderten Frauen ist noch immer von Vorurteilen gegenüber ihrer Leistungsfähigkeit oder gegenüber ihrer Mutter- oder Partnerschaftsfähigkeit geprägt. Da viele von ihnen nicht dem gängigen Schönheitsideal entsprechen, gelten sie häufig als wenig attraktive, ja sogar asexuelle Wesen. Der Satz „Ich lebe gern!“ wird behinderten Frauen oft nicht geglaubt – ein erfülltes Leben wird ihnen nicht zugetraut.

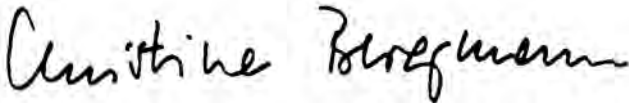
Dass Frauen und Mädchen mit Behinderungen in vielen Lebensbereichen besonders benachteiligt sind, wurde in den vergangenen Jahren sowohl von den Betroffenen wie auch in wissenschaftlichen Studien immer wieder aufgezeigt. Es wurde deutlich, dass ein Großteil der behinderten Frauen unter deprimierenden Bedingungen lebt, da notwendige finanzielle und personelle Unterstützung fehlen. Ein selbstbestimmtes Leben innerhalb der Gemeinschaft ist ihnen aufgrund dieser Bedingungen oft nur unter großen Anstrengungen möglich.

Positive Erfahrungen von Frauen, die zeigen, dass es möglich ist, ein ausgefülltes Leben mit einer Behinderung zu leben, sind in der Öffentlichkeit selten zu finden. Doch es gibt sie! Sowohl in der Vergangenheit als auch heute haben es einzelne behinderte Frauen immer wieder geschafft, Anerkennung zu erfahren, soziales Ansehen zu erhalten und zu Wohlstand zu gelangen.

Zwei Autorinnen der „Bundes organisationsstelle behinderte frauen“, einem Projekt das mein Haus seit 1999 fördert, haben einige dieser herausragenden, beeindruckenden Per-

sönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart aufgespürt und stellen sie in diesem Buch vor. Manche der beschriebenen Frauen wurden aufgrund ihrer Behinderung bekannt, andere wiederum versteckten ihre Behinderung und werden in diesem Buch erstmalig aus einer ganz anderen, ungewohnten Sichtweise beschrieben.

Behinderten Frauen soll gezeigt werden, dass es sich lohnt, für die eigene Sache einzutreten. Eine Behinderung muss kein Hinderungsgrund sein, kleine und große Träume zu verwirklichen und ein erfülltes Leben zu leben.

A handwritten signature in black ink, reading "Christine Bergmann". The script is cursive and fluid, with the first name "Christine" written in a larger, more prominent hand than the last name "Bergmann".

Dr. Christine Bergmann

Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Vorwort

In diesem Buch werden 16 Frauen mit verschiedenen Behinderungen aus drei Jahrhunderten vorgestellt. Die „älteste“ von ihnen, Luise von Göchhausen, wurde 1752 geboren, in einer Zeit also, in der behinderte Menschen noch der Spottlust ihrer Umwelt ausgesetzt waren. Kamen sie aus einfachen Verhältnissen, so konnten sie ihr Brot meist nur durch Betteln erwerben. Um in dieser Zeit, als behinderte Frau, eine gesellschaftlich anerkannte Stellung zu erwerben, bedurfte eines „außerordentlichen“ Selbstbewusstseins und erforderte die Stärke, sich gegen die Demütigungen der anderen zu behaupten.

Wie anders sind dagegen die Voraussetzungen zu Ende des 20. Jahrhunderts, als die „jüngste“ Frauengestalt mit Behinderung an die Öffentlichkeit tritt – die gebärdende Barbie. Sie steht bereits als Symbol für die zunehmende Anerkennung von Menschen mit Behinderung mit ihren speziellen Bedürfnissen. Auch die vorgestellten jüngeren Frauen – Evelyn Glennie, Emmanuelle Laborit und Sabriye Tenberken – zeigen uns, dass sie ihre Behinderung nicht als begrenzend empfinden. Für sie ist die Behinderung ein Teil ihrer Persönlichkeit und sie nützen ihre Berühmtheit zum Teil, um eine Verbesserung der Situation von behinderten Menschen allgemein herbeizuführen.

Wieso stellen wir in diesem Buch „nur“ Frauen mit Behinderungen vor, werden viele fragen. Wir glauben, dass über berühmte Männer mit Behinderung wesentlich mehr bekannt ist als über ihre weiblichen „Kolleginnen“. Auch haben viele männliche Künstler mit Behinderung eine nachhaltige Anerkennung ihres Schaffens erfahren, während beispielsweise die Werke von Maria Theresia von Paradis oder Lisa Tetzner fast in Vergessenheit geraten sind. Immer wieder sind Publikationen über behinderte Persönlichkeiten erschienen, zuletzt im Jahr 2000 „Verborgene Behinderungen“ von Christian Mürner, wo unter 25 porträtierten bekannten Menschen mit Behinderung lediglich vier Frauen zu finden sind.

Das zeigt uns, dass die Bedeutung behinderter Frauen noch nicht genügend Würdigung findet. Mit diesem Buch wollen wir das ändern. Wir haben Frauen ausgewählt, deren Lebensgeschichte uns auch persönlich angesprochen hat. Waren es zunächst nur wenige, die wir kannten und über die wir etwas gelesen und gehört hatten (Helen Keller, Frida

Kahlo, Rosa Luxemburg und Klara), so stießen wir im Laufe unserer Recherchen auf weitere Namen. Zu den Namen fanden wir durch Nachforschungen allmählich die Lebensgeschichten heraus. So hat sich bald aus unserer Suche nach Puzzleteilchen ein buntes Bild ergeben. Im Zusammenhang mit einigen der hier porträtierten Frauen sind wir wiederum auf weitere gestoßen, die wir nur kurz erwähnen. Wir konnten feststellen, dass die von uns ausgewählten Frauen nur den Anfang einer Reihe von bedeutenden Frauen bilden, die mit einer Behinderung gelebt haben, von der man aber oftmals nichts wusste, da die Frauen ihre Behinderung als vermeintlichen Makel nicht öffentlich machen wollten.

Es ist uns deshalb auch ein Anliegen, zu zeigen, wie gerade Frauen in der Geschichte und in der Gegenwart „außerordentliche“ Fähigkeiten entwickelt haben, um mit ihren Begabungen und mit ihrer Behinderung Anerkennung zu finden. Über ihre Anstrengungen genauso wie über ihre Zweifel, über ihre Stärken ebenso wie über ihre Schwächen zu schreiben, bedeutet, sie als Persönlichkeiten in den Mittelpunkt zu rücken. Sie werden sichtbar als handelnde, als schaffende und als lebendige Frauen, auch wenn bei einigen das Leben zerstörerische Züge annimmt, wie etwa bei Elfriede Lohse-Wächtler oder Marilyn Monroe.

Außerhalb von Normierungen sollte jedes Mädchen und jede Frau mit Behinderung einen Weg finden können, um ihre Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen und die Behinderung als Teil der Individualität zu begreifen. Wir denken, dass in diesem Sinne die von uns vorgestellten Frauen vorbildlich sein können.

Wir wünschen uns, dass vielleicht auch die Leserinnen (und Leser) dieses Buches in den Lebensgeschichten der „außerordentlichen“ Frauen etwas von ihrer eigenen Person wiedererkennen, sich ihrer eigenen „Außerordentlichkeit“ bewusster werden und sie verstärkt einsetzen, um im Leben immer mehr Selbstbestimmung zu verwirklichen.

Hedwig Kaster-Bieker

Anneliese Mayer

Inhaltsverzeichnis

Statt einer Einleitung: Ein Traum

Hedwig Kaster-Bieker 9

Fiktives Gespräch mit einer Hofdame.

Luise Ernestine Christiane Juliane von Göchhausen (1752 – 1807)

Anneliese Mayer 13

Spurensuche nach Maria Theresia von Paradis (1759-1824).

Tagebuch einer Reise nach Wien

Anneliese Mayer 25

Pauline, Herzogin von Nassau (1810-1856)

Anneliese Mayer 41

„Schwerhörig und an das Zimmer gefesselt“

- die Erfolgsautorin Eugenie Marlitt (1825-1887)

Hedwig Kaster-Bieker 51

Margarete Steiff (1847-1909)

Anneliese Mayer 61

Kompromisslose Sozialistin mit Gehbehinderung -

Rosa Luxemburg (1871-1919)

Hedwig Kaster-Bieker 71

„Ich bin dabei, mir meine Unabhängigkeit zu sichern“

- die taubblinde Helen Keller (1880 – 1968)

Hedwig Kaster-Bieker 81

| | |
|--|-----|
| „Die arme Klara in Frankfurt“, als Freundin von „Heidi“. Deutschlands bekannteste Rollstuhlfahrerin (1880) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 93 |
| Lisa Tetzner (1894-1963) | |
| Anneliese Mayer | 103 |
| Von „Euthanasie“-Ärzten ermordet: die Malerin Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 113 |
| Leidenschaftliche Malerin eines „schrecklichen Lebens“ - Frida Kahlo (1907-1954) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 125 |
| Schauspielerin, Sexsymbol und berühmte Patientin - Marilyn Monroe (1926 -1962) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 135 |
| Eine gehörlose Musikerin fühlt die Töne - Evelyn Glennie (*1965) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 145 |
| Die Schauspielerin Emmanuelle Laborit (*1972) | |
| Anneliese Mayer | 155 |
| Selbstbewusst, engagiert und blind – die Begründerin der ersten Blindenschule in Tibet, Sabriye Tenberken (*1970) | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 165 |
| „Du kannst alles sein“ - Barbie im Rollstuhl und Barbie als Gehörlosen-Lehrerin | |
| Hedwig Kaster-Bieker | 177 |
| Die Autorinnen | 186 |
| Bildnachweis | 188 |



Statt einer Einleitung: Ein Traum

Hedwig Kaster-Bieker

► An alle Frauen, die in diesem Buch porträtiert werden, war eine Einladung nach Kassel ergangen, zur bundesorganisationsstelle behinderte frauen.

Und es geschah, womit niemand gerechnet hatte: Sie kamen alle!

Welch eine bunte Gesellschaft fand sich hier am großen Tisch zusammen!

Im Traum wird es möglich, dass Frauen, die durch Jahrhunderte und Kontinente voneinander getrennt sind, plötzlich bei einander sitzen und die angeregtesten Unterhaltungen führen.

Die Blumen der Tischdekoration erregen sogleich die Aufmerksamkeit von Rosa Luxemburg, Helen Keller und Eugenie Marlitt – alle drei Expertinnen auf diesem Gebiet. Zusätzlich zu dem reichlich vorhandenen Essen und den Getränken aller Art hat die reizende Luise von Göchhausen aus Weimar ihre schon von Goethe geschätzten „Freundschaftsbrötchen“ und Frida Kahlo köstliche mexikanische Enchiladas mitgebracht. Je nach Geschmack kann man sich an Sabriye Tenberkens tibetischem Buttertee stärken oder später am Tag Marilyn Monroes Dom Pérignon zusprechen.

Die meisten Damen haben schon voneinander gehört, und so dauert es nicht lange, und die lebhaftesten Unterhaltungen sind im Gange.

Louise von Göchhausen ist bald mit Eugenie Marlitt – Thüringerin wie sie – in ein Gespräch über die Untiefen des Literaturbetriebes versunken. Als man von dem wunderschönen Thüringer Wald und Weimar schwärmt, beteiligt sich auch Lisa Tetzner am Gespräch, da sie, als sie noch gut zu Fuß war, dort häufig wanderte.

Beim Stichwort „Goethe“ seufzt Rosa Luxemburg tief auf. Den „Faust II“ hatte sie sich damals bei ihrer letzten Verhaftung noch schnell in die Tasche gesteckt. – Lesen konnte sie ihn dann nicht mehr.

Doch bevor sie sich trüben Erinnerungen hingeben kann, wird sie von Klara, einem aufgeweckten zwölfjährigen Mädchen im Rollstuhl angesprochen: Ob es richtig sei, dass sie, Frau Luxemburg, im 19. Jahrhundert in Zürich studiert habe? Oh, ja, bestätigt Rosa Luxemburg, woher sie das denn wisse? Derart freundlich aufgefordert erzählt die ansonsten etwas schüchtern Klara Sesemann, dass ihre geistige

Schöpferin, die Autorin Johanna Spyri, auch Züricherin gewesen sei, doch wahrscheinlich keine Studentin gekannt habe – von studierenden Frauenzimmern hielt sie nämlich nicht viel. In diesem Augenblick geht die Tür auf und herein rollt ein hübsches junges Fräulein aus den USA: Es ist Becky, eine Freundin von „Barbie“. Da sie zu Hause für die Schülerzeitung als Fotografin tätig ist, bittet sie gleich die Damen, ein paar Fotos machen zu dürfen.

Begleitet wird „Becky“ von einer ihrer Lehrerinnen. Die ähnelt sehr ihrer Schülerin und unterrichtet taube und hörende Kinder in Gebärdensprache. Es dauert nicht lange und schon hat sie Emmanuelle Laborit entdeckt. Die beiden freuen sich, dass ihre Sprache zunehmend Anerkennung findet und dass auch schon in Deutschlands Regelschulen die ersten Kurse für Gebärdensprache eingerichtet werden.

In einer anderen Ecke des Tisches haben sich die Musikerinnen zusammengefunden. Maria Theresia von Paradis erzählt von ihren Begegnungen mit Mozart in Wien und Eugenie Marlitt gedenkt mit leiser Wehmut ihrer musikalischen Ausbildung am dortigen Konservatorium. Auch Evelyn Glennie, obwohl Schlagzeugin, weiß dank ihres Musikstudiums in London bestens Bescheid über die Wiener Klassik.

Und wieder in einer anderen Ecke sitzen die Malerinnen beieinander. Frida Kahlo und Elfriede Lohse-Wächtler berichten von ihren großen Ausstellungen und müssen

feststellen, dass manches in ihrer beider Leben ohne den Ehemann etwas leichter gewesen wäre. Doch dann lächeln sie über diese Bemerkung und Frau Lohse-Wächtler meint versöhnlich, dass sie ihrem Ehemann doch eigentlich keine Schuld geben könne. Wie viele andere Menschen in dieser schrecklichen Zeit hatte er dem Druck nicht standgehalten und sie fallen lassen. Und in der Psychiatrie war es besonders grausam. Ach ja, die Psychiatrie! Dazu kann auch die wunderschöne blonde Frau etwas sagen, die mit leichter Verspätung den Raum betritt: Marilyn Monroe. Es regt sie heute noch auf, wie sie damals, mehr unglücklich als wirklich krank, von ihrer Psychoanalytikerin zwangseingewiesen wurde.

Nein, bei diesem schrecklichen Thema will man sich nicht allzu lange aufhalten. Umso mehr, wo jetzt Emmanuelle Laborit mit leuchtenden Augen an die Schauspielerin herantritt und ihr gesteht, dass sie, Marilyn Monroe, das große Idol ihrer Jugend war. In der Nachbarschaft ist unterdessen ein anderes hochinteressantes Gespräch im Gange. Helen Keller, die von ihrer Lehrerin Anne Sullivan begleitet wird, erzählt Sabriye Tenberken von dem Chaos, das sie vorfand, als sie die Braille-Schrift lernen wollte: Drei verschiedene Systeme allein fürs Englische! Schlimm, antwortet Frau Tenberken, aber stellen Sie sich vor, für das Tibetische gab es Ende des 20. Jahrhunderts überhaupt noch keine Blindenschrift, die musste ich erst einmal entwickeln!

Und Frau Sullivan lormt die Gespräche so flink in Frau Kellers Hand, dass diese alles mitbekommt, was um sie herum gesprochen wird.

Ach ja, die anwesenden Frauen müssen zugeben, dass sich vieles über die Jahre doch zum Besseren entwickelt hat. Wie wäre Pauline, die Herzogin von Nassau, glücklich gewesen, wenn sie in ihrer Zeit so etwas wie die Gebärdensprache gekannt hätte. Wenn sie wenigstens so gut von den Lippen hätte ablesen können wie Frau Glennie! Die wiederum hat sich gerade einer freundlichen älteren Dame im Rollstuhl zugewandt, Margarete Steiff. Evelyn Glennie erzählt, dass sie als Kind nie mit Puppen, wohl aber gerne mit ihrem Teddy spielte. Vielleicht war es ja ein Steiff-Bär?!

Überhaupt gehen die Gespräche des öfteren zu Kindheitserinnerungen über. Helen Keller erwähnt Klara gegenüber, dass sie als Kind in Boston schon Heidi in Blindenschrift gelesen habe. Und als alte Dame sei sie dann doch tatsächlich für einige Wochen in die Alpen gereist. Klara hingegen bewundert den flotten Rolli von Barbie. Ja, hätte sie damals ein solch leichtes praktisches Gefährt besessen, vielleicht hätte sie gar nicht mehr laufen lernen wollen.

Frau Keller ist übrigens, wie viele der anwesenden Damen, weit in der Welt herumgekommen und hat viele berühmte Leute kennengelernt. Eben erinnert sie sich an die Einladung bei dem charmanten John F. Kennedy. Doch was diesen anbetrifft,

da sehen Frau Monroes Erinnerungen ein wenig anders aus!

Wieder etwas später haben die „Lehrerinnen“ zusammengefunden. Ach ja, Schule ist ein weites Feld! Rosa Luxemburg erzählt von ihren netten erwachsenen Schülern an der Parteischule und Sabriye Tenberken berichtet von ihrem ersten eher chaotischen Unterricht im Blindenzentrum in Lhasa. Für Frida Kahlo war die Zeit als Professorin an der Kunstakademie in Mexico-City eine der schönsten ihres Lebens.

Marie-Theres von Paradis erläutert den aufmerksam lauschenden Frauen, mit welchem System sie als Blinde Noten notierte und Klavierunterricht gab, woraufhin Eugenie Marlitt mit einem tiefen Seufzer die Zeit erwähnt, als sie mittels Klavierstunden versuchte, sich über Wasser zu halten. Ganz begeistert dagegen ist Evelyn Glennie von ihrer Lehrtätigkeit, egal ob an Musikhochschulen oder bei Workshops in aller Welt. Ach ja, Heiteres und Trauriges, Schönes und Schlimmes wird hier am großen Tisch in der lockeren Runde erwähnt. –

Und am Ende dieses bemerkenswerten Tages verabschieden sich die Frauen in dem Gefühl, viele neue Freundinnen gewonnen zu haben.

Es war, wie gesagt, nur ein Traum....



Fiktives Gespräch mit einer Hofdame. Luise Ernestine Christiane Juliane von Göchhausen (1752 – 1807)

Anneliese Mayer

► Wer sich eingehender mit der Goethezeit und mit der Weimarer Klassik beschäftigt, stößt unweigerlich auf ihren Namen. Friedrich Schiller hat sie in einem Brief an seinen Freund Theodor Körner vom 28. Juli 1787 in wenigen Worten treffend charakterisiert:

„...ihre Hofdame, ein verwachsenes und moccanantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeit bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regalieren, die sie im Garten für mich suchte.“

Am 13. Februar 1752 in Eisenach geboren, feiert sie in Kürze ihren 250. Geburtstag. Ich nehme dieses Jubiläum zum Anlass, ein ausführliches Interview mit der Hofdame Luise von Göchhausen zu führen.

Anneliese Mayer: *Liebe Frau von Göchhausen, ich freue mich, Ihnen als eine der Ersten ganz herzlich zu ihrem bevorstehenden 250. Geburtstag gratulieren zu dürfen. Erwarten Sie viele Ehrungen?*

Luise von Göchhausen: Vielen Dank für Ihre Glückwünsche! Ich möchte Sie bitten, mich mit Fräulein anzureden. Nach meinem Familienstand und auch aufgrund meines

geringen Wuchses habe ich diese Bezeichnung immer als passabel angesehen. Zudem empfinde ich die Umgangsformen des 18. Jahrhunderts, wie sie an unseren fürstlichen Höfen gebräuchlich waren, immer noch als schicklich. Zu Ihrer Frage: Ich erwarte keine großen Ehrungen. Zu wenigen Menschen bin ich bekannt und soviel ich weiß, haben sich in den letzten fünfzig Jahren nur ganz wenige Menschen mit meiner Person umfassend beschäftigt, darunter vor nicht ganz langer Zeit zu meiner Verwunderung ein Behinderertenpädagoge.

AM: *Weshalb haben Sie in der Frauenforschung keinen Platz gefunden?*

LG: Nun, darüber lässt sich nur spekulieren. Wie Sie vielleicht wissen hat sich vor wenigen Jahren eine Literaturforscherin mit meinen literarischen Produktionen befasst. Aber dabei stehe ich nicht im Mittelpunkt. Alle Damen, die zu meiner Zeit am Weimarer Hof schreibend in Erscheinung traten, werden hier abgehandelt. Es haben so viele schöne und geistreiche Frauen in

Weimar gelebt. An erster Stelle zu nennen ist meine Herrin, die gnädige Frau Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, die – zwar nicht schön von Gestalt, jedoch überaus gebildet – den Musenhof in Weimar begründete und viele Literaten, Schauspieler, Maler, überhaupt Künstler und Künstlerinnen in ihre kleine Residenzstadt lockte. Da kommt es schon mal vor, dass nicht so strahlende Gestirne, wie ich es bin, in der Erinnerung verblassen. Ich erlangte leider nie die Berühmtheit unserer Herzogin und auch nicht die einer anderen Hofdame, nämlich Frau von Stein, oder einer Persönlichkeit wie Johanna Schopenhauer.

AM: *Auf jeden Fall haben Sie Bedeutung in der Literaturgeschichte erlangt?*

LG: Sie meinen, weil vor über 100 Jahren eine Abschrift des Urfaust in meinem Nachlass gefunden wurde? Seitdem wird diese Tatsache in den meisten Ausgaben von Goethes Faust und in den Lexika erwähnt. Aber dies betrifft nicht meine Person, mein Leben und Wirken am Weimarer Hof und meine eigene literarische Arbeit.

AM: *Wie kam es überhaupt dazu, dass Sie eine Abschrift des Urfaust anfertigen konnten?*

LG: Johann Wolfgang Goethe kam im gleichen Jahr nach Weimar, in dem ich meine Dienste als Gesellschafterin der seligen Frau Herzogin antrat. Das war im Jahr 1775.

Goethe hatte bereits in seinem Studienort Leipzig begonnen, die Geschichte des Faustus niederzuschreiben. In den ersten Monaten unserer Begegnung im Palais las er aus den bis dato abgefassten Seiten vor. Ich bat ihn, mir seine Notizen zu überlassen, damit ich mir eine Abschrift derselbigen anfertigen konnte. Der große Dichter hat seine ersten Entwürfe des Faust lange Jahre liegen lassen und erst 1790 ist die Endfassung in Druck gelegt worden. Ich kann mit Stolz behaupten, dass die ursprüngliche Fassung nie bekannt geworden wäre, wenn ich mir nicht die Mühe gemacht hätte, sie abzuschreiben.

AM: *Ich glaube, damit haben Sie viele Germanisten und Literaturwissenschaftler beglückt, was die Erwähnung ihres Namens in diesem Kontext beweist. Ich möchte nur aus dem Meyers Taschenlexikon zitieren: „Von ihrer Hand stammt die einzige Abschrift, in der Goethes Urfaust überliefert ist“. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich bis voriges Jahr nichts von Ihnen wusste. Ich bin angetan von Ihrer eigenwilligen Persönlichkeit. Andere behinderte Frauen Ihrer Zeitepoche haben weit weniger als Sie ihre eigenen Vorstellungen zum Ausdruck gebracht.*

Sie werden von Ihren Zeitgenossen und –genossen als „aufgeweckte“ Person beschrieben, als mit einer „spitzen Zunge“ ausgestattet oder wie bei Schiller als „spöttisch (mokant)“, als „schlagfertig“, als „munter“ und

„voller intellektueller Neugier“. Wie konnten sich diese Eigenschaften entwickeln?

LG: Nun, damit Sie meine Art besser verstehen können, möchte ich Ihnen von meinen Eltern und den Verhältnissen in Weimar erzählen. Ich bin die einzige Tochter des fürstlichen Schlosshauptmanns Wilhelm Ernst Friedrich von Göchhausen, der später in Weimar Oberkämmerer wurde. Meine Mutter Charlotte Christiane war eine geborene von Nostitz. Vollständig wurde ich auf die Namen Luise Ernestine Christiane Juliane getauft.

Seit Generationen war meine Familie bei Hofe beschäftigt. Wir waren zwar adlig, konnten aber aufgrund unserer abhängigen Stellung nie Besitz erwerben. Ich wuchs in den ersten Jahren in Eisenach bei meinen Eltern auf. Meine Bindung zu meinem Vater war sehr herzlich. Er war ein offener und spontaner, wenn auch ein wenig derber Mensch. Ich glaube heute, dass mein Vater mich zu vielem ermuntert hat und meine Neugierde oft anregte. Er mochte meine Lebendigkeit. Meine Mutter war eine eher kühle Person, die sehr viel Wert auf Konventionen legte. Beide machten sich bestimmt Sorgen, was aus mir werden sollte, da aufgrund meiner körperlichen Verunstaltung eine standesgemäße Heirat nicht in Frage kam und ich auch keine große Mitgift zu erwarten hatte. Sehr früh schon war für meine Eltern klar, dass ich mein Brot später durch den Dienst bei Hofe verdienen

müsste, wenn ich nicht die Absicht hätte, ins Kloster zu gehen oder mich in Werken der Nächstenliebe zu betätigen. Für letzteres war ich nun wahrlich nicht geeignet, hierfür mangelte es mir an Demut und Bescheidenheit. So schickte mich mein Vater nach Karlsruhe, wo ich bis 1775 eine solide Ausbildung in den Sprachen und auf musikischem Gebiet bekam. Dass ich danach eine Anstellung bei der Herzogin erhielt, hängt sicherlich mit den Beziehungen meiner Verwandten zusammen – auch meine Tante Luitgarde von Nostitz war Gesellschafterin der Herzogin.

AM: Welche Behinderung haben Sie?

LG: Sehr oft ist über mich geschrieben worden, ich wäre klein, mager und verwachsen. Nun, ich hatte einen Buckel. Nach heutiger Begrifflichkeit wäre von einer Rückgratverkrümmung zu sprechen oder - wie der medizinische Ausdruck lautet – von einer Skoliose. Die Wirbelsäulenverkrümmung hat dazu geführt, dass ich nicht besonders groß geworden bin. Es gibt ja die berühmte Bleistiftzeichnung vom „besten Geheimrätchen“, wie ich Goethe titulierte. Er fertigte sie an, als ich am Pult stand und sauber zu Papier brachte, was er mir diktierte. Auf dieser Zeichnung lässt sich in etwa erkennen, von welcher Statur ich war. Der Dichter Wieland gab mir auf Grund meines kleineren Wuchses den Namen „Gnomide“.

Manchmal wurde auch geschrieben, dass ich hässlich gewesen sei. Den klassischen Vorstellungen über einen weiblichen Körper entsprach ich wahrhaftig nicht. Ich war jedoch dem Schönen sehr zugeneigt. In meinen beiden Mansardenzimmern, die ich im Wittumspalais zu Weimar bewohnte, hingen an den Wänden die Bilder schöner Frauen. Als ich selbst 30 Jahre alt war, fertigte der Bildhauer Klauer eine Gipsbüste von mir an.

AM: *Sie blicken sehr ernst auf dieser Nachbildung Ihres Kopfes. Der Mund ist zusammengekniffen. Das passt erst mal nicht in die Überlieferung, dass sie eine „muntere Person“ gewesen sind. Sie sind doch bekannt für Ihre Spottlust.*

LG: Das stimmt, mein spöttisches Wesen war allgemein bekannt. Mit dieser vorlauten Art habe ich mir auch gelegentlich Ärger eingeheimst. Aber im großen und ganzen habe ich doch viel Anerkennung und Bewunderung für meine Schlagfertigkeit bekommen. Aber um auf Ihren Eindruck von der Büste zu kommen. Künstler sehen ja oft das Wesentliche, richten den Blick oft nach innen. So hat Klauer meine Verletzbarkeit erkannt, die ich mit großer Selbstbeherrschung zu verbergen verstand, um Bestand zu haben in einer Welt der Eitelkeit.

AM: *Weshalb waren sie verletzt? Sie haben doch in reichlichem Maße ausgeteilt?!*

LG: Oh, ich mußte auch viel einstecken. Die Spötteleien meiner Mitmenschen ob meiner Mißgestalt mußte ich schon von klein auf erdulden. Und die Umgangsformen in der damaligen Zeit waren doch sehr rau. Oft wurden herbe Späße mit mir getrieben. Ich möchte Sie nur an eine Episode aus dem ersten Jahr meiner Tätigkeit bei Hofe erinnern. Der junge Herzog Carl August, der älteste Sohn Anna Amalias, hatte mit 18 Jahren die Regierungsgeschäfte übernommen, im gleichen Jahr übrigens, in dem ich an den Hof kam. Er holte den damals 26-jährigen Goethe nach Weimar und attachierte ihn als seinen Freund und engsten Berater. Schon ein Jahr später wurde der Verfasser von „Werthers Leiden“ zum Geheimen Legationsrat ernannt.

Die beiden jungen Männer vergnügten sich auf ihre Weise, indem sie gemeinsam auf die Jagd ritten, sich mit Frauen amüsierten, an den Abenden beim Wein hockten und Scherze ausheckten. So haben sie mir den Streich gespielt, meine Zimmertür zuzumauern und zu verkleiden. Als ich spätabends im Dunkeln zu Bett gehen wollte, fand ich die Tür zu meinem Schlafgemach nicht mehr. Ich war überaus verwirrt. Übermüdet und verzweifelt irrte ich eine Zeitlang durch die Gänge des Wittumspalais, dem Sitz der Herzoginmutter.

Ich fand also die Tür zu meiner Kammer nicht mehr und mir blieb nichts anderes übrig, als bei einer Freundin auf dem Sofa zu nächtigen.

AM: *Nach diesem Ereignis haben Sie den Herrschaften gewiss gehörig die Leviten gelesen?*

LG: Beileibe nicht. Wo denken Sie hin! Sie verkennen meine abhängige Stellung. Hier galt es sich anzupassen und ich wollte nicht als zimperlich gelten. Also habe ich das Spiel mitgespielt und die Sache mit einer spöttischen Bemerkung zu passender Gelegenheit abgetan.

AM: *Wie kamen Sie zu ihrem Spitznamen „Thusnelda“ oder abgekürzt „Thusel“?*

LG: Den Namen erhielt ich durch die Grafen Stolberg, zwei Brüder, die zum Freundeskreis Goethes zählten. Sie erlebten meine Sprech- und Sprachgewandtheit. Sie waren angetan von meiner leichten und angenehmen Art zu parlieren, aber ich konnte auch sehr maliziös werden. Die Stolberg-Brüder sprachen deshalb auch von meinem „wehrhaften Mund- und Schreibwerk“ und dachten mir den Heldenamen Thusnelda zu. Die Herzogin hat mich Thuselchen oder Thusel gerufen. Bei den Liebhaberaufführungen, die des Sommers auf Schloß Ettersburg oder in Tiefurt stattfanden, habe ich auch meist die komischen Rollen gespielt.

AM: *Spielte dann der ganze Hof Theater?*

LG: Aber selbstverständlich. Im Jahr 1774 war mit dem herzoglichen Schloss auch das Schlosstheater abgebrannt, so dass wir in Weimar keine feste Theatergruppe mehr hatten. Außerdem waren die Kassen leer, so dass wir keine Schauspieler anwerben konnten. Auf Initiative der Herzogin Anna Amalia, die sehr theater- und musikbegeistert war, haben wir die Liebhaberbühne geschaffen. Ich kann mit Stolz behaupten, dass ich eine treibende Kraft war, wenn es darum ging, „die Damen, die Kavalier(e...), auch die Dichter, die Beamten, die Gelehrten, selbst die Diener bis hinunter zum Gärtnerburschen herbeizulocken“, damit sie „ihr Scherflein zur Unterhaltung beitragen.“

AM: *Was für Stücke führten die Herzogin und ihre Gruppe auf?*

LG: Das waren Theaterstücke, die damals populär waren. So zum Beispiel „Der eingebildete Kranke“ von Moliere. Mein Kollege, der Kammerherr Einsiedel, übersetzte die Komödie ins Deutsche. Und Goethe schrieb natürlich immer neue Stücke, die wir gemeinsam auf der Bühne spielten, und unsere Herzogin komponierte die Musik dazu. Ich möchte Ihnen aus einem Brief vorlesen, den ich an Goethes Mutter schrieb, um ihr über die Aufführungen Bericht zu erstatten: „Also den 20.8. dieses mit Gott hinschleichenden Jahres trug sich

zu, daß auf dem hiesigen neuerbauten Ettersburgschen der Médecin malgré lui (...) und das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen, zu großen gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer, hier aufgeführt wurde. Drey ganzer Wochen war des Mahlens, des Lernens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, D. Wolf (gemeint ist Goethe; AM), Krauß ec. purzelten immer übereinander her ob der großen Arbeit und des Fleißes. (...) Nach der Comedie wurde ein großes Banquet gegeben, nach welchen sich die hohen Herrschaften sämlich (außer unsere Herzogin) empfahlen, uns Comedianten Packt wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis am hellen lichten Morgen dauerte, und alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe.“ Sie können sich nun einen Eindruck machen, wie die Vergnügungen aussahen, denen wir im Sommer nachgingen. Im idyllischen Ettersburg lebten wir unbekümmert und sorgenfrei, ebenso wie in den späteren Jahren in der Sommerresidenz Tiefurt.

AM: Sie haben mir eben aus einem Brief vorgelesen, den Sie an Goethes Mutter schrieben. Sie hatten während ihrer Zeit als Gesellschafterin der Herzoginmutter einen häufigen Briefwechsel mit der Frankfurterin.

Wie lernten Sie Frau Goethe ursprünglich kennen und was verband Sie mit dieser um einundzwanzig Jahre älteren Frau?

LG: Ich begegnete Frau Aja, so nannten alle die Mutter Goethes, ein einziges Mal persönlich. Das war in ihrem Haus am Großen Hirschgraben. Unsere Herzogin besuchte die Eltern des Dichters in Frankfurt und freundete sich bei dieser Gelegenheit mit der Frau Rat an. Zwischen den beiden Frauen kam es in der Folge zu einer regen Korrespondenz. Auch ich war von Frau Aja, dieser humorvollen und warmherzigen Frau sehr angetan, ebenso fand Frau Aja Gefallen an mir – zwei verwandte Seelen hatten sich hier gefunden. In den Briefen an die Herzogin Anna Amalia erkundigt sich Frau Aja oft nach mir: „Aber Gnädigste Fürstin! Was treibt denn das gnädige Fräulein Thusnelde? macht Sie Verse, oder spint Sie Ihr Braut Hembt? so etwas muß es doch seyn – noch keine Zeile habe von Ihr gesehn, und wenn Ihr Durchlaucht nicht die Gnade gehabt hätten, viele Grüße von Ihr an mich auszurichten; so würde gewiß geglaubt haben, Sie wäre in das Reich der Schatten hinüber marschirt.“ (Brief vom 15. Dezember 1780).

AM: Die Briefe, die Sie und Frau Aja ausgetauscht haben, sind gerade bei besonderen Anlässen wie Geburtstag und Weihnachten in Versform gehalten. Würden Sie uns einen solchen Briefwechsel vorstellen?

LG: Herzlich gerne mache ich das. Es ist ein Gelegenheitsgedicht.

„An Frau Rat Goethe.
 Zum Weihnachtsfest 1778
 Auch ich bring hier im Knittelmanier
 Aus gutem Herzen, auf bunten Papier,
 Ein Reimlein, das Dich grüßen soll
 An diesem Tag, des Jubels voll.
 Der Gaben brächt ich gerne mehr,
 Doch ach! es ist die Zeit so schwehr!
 Und da ich sonst nichts dienen kann,
 So nimm doch meine Wünsche an:
 Krieg, Pestilenz und theuere Zeit,
 Kopf, Zahnweh, Schneiden in den Leib,
 Und alles, womit Pandora die Erde
 An Uebeln in ihren Griesgram
 beschwerde,
 Sey fern von Dir! Aber der Freuden viel
 Umgaukeln Dich in ewigen Spiel;
 Gesundheit, frohen Muth und ein Glas
 edlen Wein,
 Auch Etlings Möpsgen oben drein,
 Auch Höllenprägel in Magischen
 Gewand
 Wünscht Dir Thusnelda mit Herz und
 mit Hand!“

AM: Kurze Unterbrechung! Können Sie mir einige Begriffe erklären, von denen ich die Bedeutung nicht kenne? Wer sind „Etlings Möpsgen“ und wer ist mit „Höllensprägel“ gemeint?

LG: Ettling war ein Senator in Frankfurt, mit dem die Familie Goethe befreundet war und ich meine mit „Möpsgen“ seine Kinder. Höllenprägel ist der berühmte niederländische Maler Jan Brueghel, von dessen Bildern Frau Aja sehr angetan war und selbst einige besaß.

Von Frau Aja bekam ich gleichfalls Verse als Erwiderung. Frau Aja ist etwas unbeholfen im Verseschmieden, was sie zugesteht.

AM: In der Antwort von Frau Aja klingt die Bewunderung für ihren Sohn deutlich durch. Sie beide haben Goethe vergöttert. Und dabei hat er Sie beide doch sehr nachlässig behandelt: Ihnen, Fräulein von Göchhausen, hat er meines Wissens in keiner seiner Dichtungen ein Denkmal gesetzt, wie er es bei anderen Frauen tat.

LG: Das bedauere ich sehr, aber ich mache ihm keine Vorwürfe. Ich weiß für mich, worin mein Beitrag bestanden hat. Zu Recht kann ich behaupten, meinen Anteil daran gehabt zu haben, dass Goethe Unsterblichkeit erlangte. Er hat mir oft seine Werke diktiert und ich war nicht nur Ausführende, sondern habe durch meine Anregungen, Ideen und Einwände erheblich dazu beigetragen, dass eine gelungene Satire wie beispielsweise „Die Vögel“ oder ein Festspiel daraus entstand. Ich habe jedoch auch Eigenes geschrieben, was vielleicht zu wenig Beachtung gefunden hat. Meine Verse erschienen im

„Tiefurter Journal“ und im „Journal des Luxus und der Moden“. Hier versuchte ich mich als Schriftstellerin.

AM: *Als ich Ihre ausgewählten Briefe durchlas, ist mir aufgefallen, dass sie lediglich mit zwei Frauen korrespondierten. Dies sind Frau Aja und eine mir unbekannte Fürstin Louise Christine von Reuß-Köstritz, der Sie in ihrem letzten Lebensjahr zwei Briefe schreiben. Ansonsten sind ihre Adressaten nur Männer. Gegenüber den Frauen äußern Sie sich über ihre körperliche Verfassung, darüber, dass es Ihnen schlecht geht, während Sie diese persönliche Seite bei den Männern aussparen. Wie kommt das?*

LG: Männer haben dafür wenig Verständnis, wenn Frauen über ihre körperlichen Beschwerden klagen. Der mitfühlenden Frau Aja konnte ich ungezwungen berichten, wie es mir geht: „An diesen Unheil (dass ich so lange nicht geschrieben hatte) war nun einzig und allein eine mir sehr unwillkommene, langweilige Unpäßlichkeit schuld, die mich drop blagte und zuweilen gar meynen machte, als wollte das zarte Körperlein den großen Geist gar nicht länger faßen. Daß war mir nun ungelegen, und es rauchten Opfer und Brandopfer der strengen Göttin Hygiaen -, und sie hatte Mitleid mit meiner Schwachheit; und nun wandle ich wieder daher in Friede und Freude und dancke durch Genuß des lieblichen Herzerquiquenden Frühlings....“ (Brief vom

12. April 1779). Aber in einem späteren Brief an meinen lieben Freund Knebel erwähne ich auch, dass kleine körperliche Leiden mir eine Pause erlauben: „So sehr ich das Glück bei der Herzogin zu sein, anerkenne, so brauche ich Ihnen auch die Nachteile dieses Glückes nicht vorzuzählen. Einen ruhigen, mir eigenen Tag, kann mir nur Schnupfen, Zahn- und Ohrweh verschaffen, das stellt sich dann freilich wohl zuweilen ein.“

AM: *Seit 1782 waren Sie die Erste Hofdame von Anna Amalia und hatten somit auch viele Verpflichtungen?*

LG: Über die Theateraufführung in den Sommerresidenzen Ettersburg und Tiefurt habe ich bereits erzählt. Es war immer viel Geselligkeit und Trubel. Auch unternahmen wir gemeinsam einige Reisen. Das schönste Erlebnis war für mich mit unserer Herzogin Anna Amalia Italien zu bereisen und das Sonnenland von 1788 -1790 auf den Spuren Goethes zu durchstreifen. Welchen Eindruck die Landschaft und die Städte Rom, Neapel, Pompej usw. auf mich machten, habe ich in meinen zahlreichen Briefen an die Freunde in Weimar und Darmstadt ausgiebig geschildert. Meine Begeisterung war nie größer als zu dieser Zeit.

AM: *Als Sie aus Italien zurückkehrten, kam es zu Mißstimmungen zwischen Ihnen und Anna Amalia.*

LG: Das ist richtig. In Italien waren wir uns sehr nahe. Ich habe alle ihre Freuden und Sorgen miterlebt. Und sie hatte meine Launen zu ertragen. Vielleicht war ich indiscret in dem, was meine Korrespondenz nach Weimar betrifft: Ein Verehrer von Anna Amalia, ein Sänger, hatte sich in Neapel aus Verzweiflung das Leben genommen, nachdem unsere Herzogin die Affäre beendete, die sie mit ihm hatte.

Also, es war keine einfache Zeit nach unserer Rückkehr. Es kam zu einem Krach und die Herzoginmutter wollte mich loswerden. Ich war verzweifelt. Eine Trennung konnte ich mir nicht vorstellen. Was hätte ich auch anderes beginnen können – einen Eintritt ins Kloster hatte ich nie erwogen. Gottseidank, beruhigten sich unsere Gemüter nach einiger Zeit wieder. In meinen Diensten wurde ich durch eine jüngere Kraft entlastet, und so konnte ich mich mehr den Künsten widmen und viele Bücher lesen.

AM: *Damals entstand Ihr Salon?*

LG: Sie meinen die Freundschaftstage? Ja, ich etablierte sie 1790. Jeden Sonnabend fanden sich die Kunstschaaffenden zum Frühstück in meinem Marsardenzimmerchen ein. Ich bereitete ihnen einen vorzüglichen Kaffee und trug selbstgebackene Brötchen auf – die berühmten „Freundschaftsbrötchen“. Die Gäste deklamierten ihre neu verfassten Gedichte, lasen aus ihren neuesten Werken vor oder unterhiel-

ten die Gesellschaft mit einer interessanten Anekdote. Im Nu verfloren die Stunden und gerade in den Wintermonaten hatte dieses Zusammensein mit gebildeten Menschen etwas Kurzweiliges und Anregendes, inspirierte zu immer neuen Ideen und Unternehmungen.

AM: *Goethe kam ja auf den Einfall, einen sogenannten „cour d’amour“ – einen Liebeshof – nach dem Vorbild der Minnesänger einzurichten?*

LG: Was auch sofort seine Umsetzung fand. Es wurden sieben Paare gebildet, wobei mir als Partner der Freund Goethes und Leiter der Zeichenschule, der brave Schweizer Heinrich Meyer auserwählt wurde. Dass sich daraus eine Romanze entwickelte, kann nicht behauptet werden. Die Gräfin Henriette Egloffstein hat das Leben in den Salons sehr feinsinnig beschrieben und meint, daß ich wegen meines Alters und meiner Mißgestalt durch den Vorschlag Goethes mit dem „cour d’amour“ beleidigt gewesen sein könnte, und im nachfolgenden Zitat nimmt sie in der dritten Person auf mich Bezug, indem sie feststellt: „*sie wäre nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen und hätte sie nicht bereits eine zu große Virtuosität in der Kunst, sich selbst zum Besten zu haben, erlanget, als daß sie sich davon verletzt fühlen sollte. Auch war sie durch ihre Katzennatur hinlänglich befähigt*“

higt, sich in alle Launen und Einfälle derjenigen zu schmiegen, die ihr in dem Grade wie Goethe imponierten, mochten ihr jene auch noch so absurd erscheinen. Daher kam es denn, daß sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eignen komischen Manier erklärte: sie sei bereit, dem Aufruf Folge zu leisten, da sie mit Gewißheit darauf rechne, einen treuen Seladon (schmachtender Liebhaber) zu finden, die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen ebenso dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden, als ihr.“

AM: *Messerscharf ist Ihre Antwort, wenn sie denn wahrheitsgetreu wiedergegeben wurde.*

LG: Henriette Egloffstein war eine genaue Beobachterin, die meine Person ebenso wie die Herzoginmutter sehr treffend charakterisiert hat. Sie nahm regelmäßig an den Freundschaftstagen teil und hatte einen guten Einblick in unsere Gesellschaft. Erwähnen möchte ich noch, dass der cour d'amour nicht lange Bestand hatte und sich bald wieder auflöste, während meine „Freundschaftstage“ lange fort dauerten.

AM: *Wie verliefen die letzten Jahre Ihres Lebens?*

LG: Ich wurde Augenzeugin vieler großer und kleiner Ereignisse, die ich in meinen Briefen auch der Nachwelt überliefert habe.

Ich erlebte, wie Anna Amalias Enkel die schöne und gebildete russische Großfürstin Maria Paulowna nach Weimar holte und zur Gemahlin nahm. Ich erlebte den Tod von Herder und Schiller. Ich wurde Zeugin der unheilvollen Wochen, als die Franzosen unter Napoleon in Weimar einzogen und die Stadt plünderten. Zusammen mit der Herzoginmutter mußte ich aus der Stadt fliehen und außerhalb Schutz suchen. Das war im Oktober 1806. Obwohl sich die Lage bald wieder beruhigte und wir zurückkehren konnten, ging es unserer Herzogin in den folgenden Monaten sehr schlecht. Sie starb ein halbes Jahr später.

AM: *Was bedeutete der Tod Ihrer Herzogin für Sie?*

LG: Ich war todunglücklich. Es kam keine rechte Lebensfreude mehr bei mir auf. Ich fühlte mich überflüssig. Das Wittumspalais war leer geworden. Ich sollte meine zwei Mansardenzimmer verlassen und im Herbst eine andere Wohnung am Schweinsmarkt beziehen. Große Sorge bereitete mir dabei, ob ich die Miete auch bezahlen konnte. Meine Pension war nicht üppig, ich musste mit 800 Talern im Jahr auskommen. Mein Lebensmut sank und als ich erkrankte, verließ mich meine Kraft ganz. Am 7. September 1807 starb ich im Alter von 55 Jahren. Meine letzte Ruhestätte fand ich in der Kassegruft auf dem Jakobsfriedhof in Weimar, wo auch Friedrich Schiller zwei Jahre zuvor bei-

gesetzt wurde. Fernow schreibt an meinen lieben Brieffreund Böttiger über meinen Tod: *„Sie kam mir vor wie ein Vogel, den man zeitlebens in einem Bauer gefüttert hat und dann spät im Alter wieder in die freie Natur aussetzt, wo er, ungewohnt, Futter und Nest selbst zu suchen, in der rauhen Witterung verschmachtet.“*

AM: Fräulein von Göchhausen, ich bedanke mich sehr herzlich für das lange Gespräch und die vielen Erinnerungen, die Sie wieder wachgerufen haben. Ich wünsche Ihnen, dass Ihnen noch viele Menschen begegnen die ihr Augenmerk auf die vielen Facetten Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Werke richten.

Quellen:

Goethes Weimar. Der Lexikon der Personen und Schauplätze von Effi Biedrzynski. Düsseldorf/ Zürich 1999. S.121-123

Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar. Zum ersten Mal gesammelt und hrsg. von Werner Deetjen. Berlin 1923

Wolfgang W. Günther: Weimar, lieb Frauen. Von Anna Amalia bis Helene von Nostitz. Marburg 2000

Christian Mürner: Verborgene Behinderungen. 25 Porträts bekannter behinderter Persönlichkeiten. Neuwied 2000. S. 43 - 47

Toni Deneke: Das Fräulein Göchhausen. Gustav Kiepenheuer Verlag. Weimar 1955.

Richard Friedenthal: Goethe. Sein Leben und seine Zeit. München 1982

Die Briefe der Frau Rath Goethe angesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1956



Spurensuche nach Maria Theresia von Paradis (1759-1824) Tagebuch einer Reise nach Wien

Anneliese Mayer

► Dienstag, 8. Mai 2001

Die Vorbereitungen sind getroffen. Ich werde für eine Woche nach Wien reisen, mir diese Stadt ansehen, die bei meinen Freunden und Bekannten, die bereits dort waren, einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Und ich bin neugierig, ob ich auf Spuren der blinden Musikerin und Komponistin Maria Theresia von Paradis stoßen werde, die dort vor mehr als 200 Jahren gelebt hat. Die Daten ihrer Lebensgeschichte sind mir durch Nachforschungen in der Dokumentationsstelle der Blindenstudienanstalt Marburg und durch musikgeschichtliche Aufsätze bekannt. Aber kann ich dem Leben dieser Frau an dem Ort ihres Schaffens nachspüren? Kann ich Erinnerungsstücke entdecken, wie das bei ihren beiden männlichen Kollegen Mozart und Beethoven der Fall ist? Mein Optimismus ist nicht sehr groß, aber der Versuch ist es wert, gerade weil er mit dem Vergnügen einer Reise und neuen Eindrücken verbunden ist.

Abends nach dem Packen finde ich noch etwas Zeit, mich durch die Lektüre meines Reiseführers auf die österreichische Haupt-

stadt einzustimmen. Ich finde ein Kapitel über die Habsburger Monarchie und ihren Mittelpunkt Wien um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Zu dieser Zeit regiert zum ersten Mal in der Habsburger Geschichte eine Frau – Kaiserin Maria Theresia, deren Vater ohne direkte männliche Nachkommen starb. Sie ist gezwungen, Kriege zu führen, um das Erbe zu verteidigen, das ihr von vielen Seiten aberkannt wird, denn die verzweigte männliche Linie erhebt Besitzansprüche. Maria Theresia ist eine energische und pflichtbewusste Regentin, Mutter von 16 Kindern und vor allem eine sittenstrenge Katholikin. In ihrer Stadt soll es keinen unmoralischen Lebenswandel mehr geben. Die von ihr 1751 eingerichtete „Keuschheitskommission“ – eine Art Sittenpolizei – hat dafür zu sorgen, dass die „Unzucht“ von Männern und jungen Frauen ein Ende nimmt. Maria Theresia hat den lockeren Lebenswandel ihres Vaters aber auch ihres Ehemanns Franz Stephan erlebt. Beide amüsierten sich oft mit ihren Geliebten. Anstatt jedoch die Männer zu sanktionieren, werden die Frauen und

„leichten Mädchen“ einer strengen Kontrolle unterworfen. Unter „leichte Mädchen“ fallen alle diejenigen, die sich in öffentlichen Räumen aufhalten, in denen auch öfters Männer verkehren, z. B. die Kellnerinnen in Gaststätten.

Die Keuschheitskommission kennt kein Erbarmen. Die Strafen für unsittliches Verhalten sind hoch. Frauen, die man wiederholt auf der Straße aufgegriffen hat und die unter dem Verdacht der Prostitution stehen (oder sie auch tatsächlich ausüben), werden deportiert. *„Zweimal jährlich wurden die in den Wiener Gefängnissen zusammengepferchten Mädchen auf einen Donaukahn verladen und stromabwärts bis Temesvar gebracht. Dort wartete die Zwangsarbeit in urwaldähnlichen, kaum besiedelten Landstrichen auf sie.“* In diesem Ort Temesvar, der heute Timisora heißt und in Westrumänien liegt, befindet sich ein Kriminalgericht, wahrscheinlich um die Delinquentinnen zur Zwangsarbeit zu verurteilen. Und an diesem Gericht beginnt ein junger Mann namens Joseph Anton von Paradis seine Beamtenlaufbahn als Assessor. Dieser aus niedrigem Adel stammende Herr von Paradis ist verheiratet mit Rosalia Maria Levassori della Motte, der er verständlicherweise in Temesvar keinen Hausstand einrichtet. Die kaiserliche Residenzstadt Wien ist der Platz, um ein standesgemäßes Familienleben zu führen und darüber hinaus seiner beruflichen Karriere förderlich.

Mittwoch, 9. Mai 2001

Ich sitze im Zug. Es ist ein schöner, sonniger Frühjahrsstag und die Bäume, Sträucher und Wiesen stehen in Blüte. Seit Kassel teile ich mein Abteil mit einem älteren Paar, das aus dem Urlaub kommend in ihre Heimatstadt Wien zurückkehrt. Eine zwanglose Plauderei entsteht: Sie interessieren sich für die Absicht meiner Reise, geben mir Tipps, was ich mir ansehen sollte. Über die Person, der mein Interesse gilt, wissen sie nichts. Ich erzähle ein wenig von dieser Unbekannten:

Am 15. Mai 1759 kommt Maria Theresia von Paradis auf die Welt. Maria Theresia bleibt das einzige Kind, was in dieser Zeit sehr ungewöhnlich ist, zumal die Mutter bei ihrer Geburt gerade 20 Jahre alt ist und es zu den Pflichten einer Ehefrau gehört, viele Kinder zu gebären.

Sehr häufig findet sich die Mutmaßung, dass die Kaiserin als Taufpatin fungierte, wogegen berechtigte Zweifel vorzubringen sind. Die Stellung der Familie Paradis in der Hofhierarchie ist in der Mitte anzusiedeln, was sich erst 1785 ändert, als der Vater zum niederösterreichischen Regierungsrat ernannt wird. Die Eltern haben den Namen der Kaiserin mit großer Wahrscheinlichkeit für ihre Tochter ausgewählt, weil sie die Herrscherin bewunderten und verehrten. Das Mädchen Maria Theresia wird als ein aufgewecktes, aber häufig kränkliches Kind beschrieben. Die Eltern sind in ständiger Sorge, dass ihre Tochter sich wieder

irgendwo ansteckt und wochenlang krank im Bett liegen muss. Im vierten Lebensjahr erblindet die kleine Maria Theresia. Über die Ursache der Erblindung gibt es die unterschiedlichsten Spekulationen: *„Die einen führten es auf ‚gichtischen Schlagfluß‘, die anderen auf einen nächtlichen Schrecken zurück, in neuerer Zeit interpretiert man die Erblindung schließlich als ‚nervös-hysterische Durchblutungsstörung des Auges‘.“*

Die hier an zweiter Stelle aufgeführte Ursache der Erblindung ließ immer wieder den Verdacht aufkommen, dass Maria Theresias Blindheit psychogen bedingt war und somit könnte der spätere vorübergehende Heilerfolg tatsächlich stattgefunden haben. Eine Eintragung in ihrem Stammbuch, die sie wahrscheinlich persönlich diktiert hat, gibt leider auch keine weiteren Aufschlüsse: *„Fräulein Paradis verlor im dritten Jahre ihres Alters durch einen bisher unbegründeten Zufall das Gesicht, ohne dasselbe durch alle angewandten Mittel wiedererhalten zu können“.*

Jedenfalls lassen die Eltern nicht ab in ihren Bemühungen, Ärzte aufzusuchen und Heilmethoden auszuprobieren, damit ihre kleine Tochter bald wieder sehen kann. Sie glauben anfangs nicht an die Irreversibilität der Krankheit. Parallel zu diesen Bemühungen werden die Fähigkeiten des Mädchens gefördert. Musikalische Begabungen sind vorhanden. Mit sieben Jahren bekommt Maria Theresia Klavier- und Orgelunterricht - ihre Lehrer in Gesang und Komposition

sind namhafte Musiker der damaligen Zeit. Ihr Klavierlehrer Leopold Kozeluch aus Prag gilt als der unbestrittene Konkurrent des jungen Wolfgang Amadeus Mozart. Daneben bekommt sie noch eine sorgfältige Allgemeinbildung und lernt den Umgang mit der Etikette der höfischen Kultur. *„Das Mädchen wurde nunmehr außer in Musik auch in Sprachen, Geschichte und Geographie unterrichtet und es begann bald in ihm die Lust zu erwachen, auch zu componieren. Die geistige Entwicklung des Mädchens war im allgemeinen ganz bedeutend und überraschend; sie gieng in dem von ihr bewohnten Hause wie eine Sehende umher, sie tanzte Menuett, sie schob gewandt Kegel, wirkte bei kleinen theatralischen Vorstellungen mit und wählte sorgfältig die Form und Farbe für ihre Kleidungsstücke. Auch das Fernfühlen von Gegenständen war ihr eigen; sie wich größeren Gegenständen, denen sie sich näherte, sorgfältig aus, sie erkannte, wenn ihr Personen entgegentraten, deren Gestalt ohne sie zu betasten.“* So wird Maria Theresia von Paradis in einem bedeutenden Handbuch des Blindenwesens von Alexander Mell beschrieben.

Donnerstag, 10. Mai 2001

Gestern bin ich am Spätnachmittag am Westbahnhof angekommen, dort von einer Freundin abgeholt und in ihre Wohnung in der Nähe des Praters gebracht worden. Vom 10. Stock aus erschließt sich mir ein wunderbarer Panoramablick über

Wien. Heute morgen erklärt mir D., wo sich die signifikanten Plätze und Gebäude der Stadt befinden und gibt mir eine kurze Einweisung in das System der öffentlichen Verkehrsmittel. So kann ich nun an diesem sonnigen Tag losziehen. Mein erstes Ziel ist die Hofburg. Am Stephansdom steige ich aus der U-Bahn und schlendere durch die zentrale Einkaufsstraße, den Graben, um dann in kleine Gässchen einzubiegen. Die Atmosphäre einer Weltstadt mit ihrer Architektur aus unterschiedlichen Epochen fängt mich ein. Bei den zahlreichen und großartigen Gebäuden aus dem Barock, dem Klassizismus und dem Jugendstil ist es ein leichtes, sich in eine andere Zeit zurückzusetzen und der Imagination hinzugeben. Ohne mich lange anhand meines Stadtplanes orientiert zu haben, stehe ich vor der Augustinerkirche, dem fürstlichen Gotteshaus in der Hofburg. In dieser Kirche finden auch heute noch Konzerte statt, wie zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia.

In dieser Kirche mit dem langen schmalen Kirchenschiff, das eine herrliche Akustik ermöglicht, und mit den zehn riesigen Lüstern, die von der Decken hängen und dem Raum in der Dunkelheit sicherlich eine strahlende und warme Helligkeit spenden, hat Maria Theresia mit elf Jahren ihren ersten öffentlichen Auftritt. Während eines feierlichen Hochamtes begeistert sie durch ihr Orgelspiel und ihren Gesang das kunstsinnige Publikum. Wenige Jahre später -1775- erntet sie großen Beifall durch

ihren Solosopran-Part in Pergolesis „Stabat mater“, der in Kennerkreisen als hohe Anforderung an die Vortragende gilt. Auch die Kaiserin ist mittlerweile auf die junge blinde Künstlerin aufmerksam geworden. Zur Förderung ihres musischen Talents verfügt sie, dass Maria Theresia eine Leibrente oder „Gnadenpensum“ von jährlich 200 Golddukatn erhält (Zum Vergleich: Ihr Vater hat als Regierungsrat ein Einkommen von 2500 Golddukatn im Jahr).

Maria Theresia ist 18 Jahre und mittlerweile eine Berühmtheit in der Kaiserstadt. Dennoch, mit ihrer Blindheit hat sich ihre Umgebung noch nicht abgefunden. Sie wird zu den hervorragenden Ärzten wie Störck, Ingenhousz und Barth in Behandlung geschickt. Als der berühmte Magnatiseur und Hypnotiseur Dr. Anton Mesmer seine Dienste anbietet, tun sich neue Perspektiven auf. Durch seine Therapie des „animalischen Magnatismus“ soll Maria Theresia das Sehvermögen wiedererlangen. Die junge Frau wird von Mesmer behandelt.

Damit beginnt ein Skandal, der noch bis ins 20. Jahrhundert hinein zu allerlei Spekulationen und Interpretationen Anlass gibt.

Mesmers Behandlungsmethoden sind neu – er gilt heute als ein Vorläufer der Psychotherapie. Einige sehen in ihm jedoch einen Scharlatan. Erwiesenermaßen wurde Maria Theresia in das Haus des Arztes aufgenommen, *„der bei ihr eine Erschütterung der allgemeinen Nervenkonstitution feststellt und deshalb ihren Fall als einen durch seine*

„Methode möglicherweise heilbaren erklärt“
Auffällig dabei ist, dass bei den verschiedenen Auslegungen des Verhältnisses zwischen Arzt und Patientin die letztere immer die Erduldende ist, das Opfer, über das auf die eine oder andere Weise verfügt wird.

Anscheinend hat die Therapie Erfolg, denn in der Vossischen Zeitung vom Jahr 1778 wird ein Brief des Vaters veröffentlicht, in dem er über die Heilung ausführlich und begeistert berichtet (siehe Anhang).

Über dieses „Wunder“ sind im Laufe der Jahre und Jahrzehnte allerlei Spekulationen angestellt worden, die Gemüter sind in Wallung geraten und mit heftigen Schuldzuweisungen wurde nicht gespart. Da sind zum einen die Anhänger von Mesmer, die behaupten, dass die renommierten Wiener Ärzte, bei denen Maria Theresia auch in Behandlung war, es als einen schweren Affront empfanden, von ihrem Kollegen Mesmer, der mit ihrer Meinung nach zweifelhaften neuen Methode des tierischen Magnetismus tatsächlich die Sehkraft der Patientin wiederherstellen konnte, als unfähig hingestellt zu werden. Seine Gegner versuchen ihm ins Handwerk zu pfuschen. Mesmer wird denunziert. Ihm wird unterstellt, er habe die blinde Frau sexuell missbraucht.

Wieder andere Stimmen behaupten, der Vater von Maria Theresia hatte ein starkes Eigeninteresse daran, dass die Tochter blind bleibt. Würde sie sehen, wäre es vorbei mit der Berühmtheit und Besonderheit des

Mädchens, sie verlöre ihre Leibrente und das Außergewöhnliche ihres guten Musikgedächtnisses – sie spielt 60 Klavierstücke und Sonaten auswendig – würde kaum noch Staunen hervorrufen. Auch die Eltern bekräftigen den Verdacht des sexuellen Missbrauchs durch Mesmer, da sich die Tochter anfangs weigert, wieder nach Hause zurückzukehren.

Bei allen Interpretationen der Vorkommnisse um Mesmer und seiner Anwendung des tierischen Magnetismus bei der jungen Künstlerin, die 150 Jahre später auch berühmte Schriftsteller wie Stefan Zweig und Ina Seidel beschäftigten, ist es bemerkenswert, dass ein Gedanke nie aufgetaucht ist: nämlich die Vorstellung, dass die pubertierende Maria Theresia selbst eine aktive Rolle in dieser Geschichte spielte - sie nicht lediglich das willenlose Opfer des Arztes oder des Vaters war. Es sind „Listen der Ohnmacht“, die adlige und bürgerliche Frauen in der damaligen Zeit anwenden mussten, um sich von gesellschaftlichen Zwängen und dem Diktat anderer Personen zu befreien. Eine offene Rebellion gegen die Verfügungsmacht einer nahen Autoritätsperson (Vater, Ehemann etc.) über das eigene Leben hätte einen Verstoß aus der familiären Gemeinschaft zur Folge gehabt. Es ist also nachvollziehbar, wenn Maria Theresia von Paradis ihre Heilung selbst trickreich vor-täuschte, um die Möglichkeit zu erlangen, von den Eltern unabhängig zu werden.

Vielleicht sah sie in Mesmer auch den Retter, der ihr den Zutritt zu einer anderen, zwangloseren Welt verschaffen konnte. Wer weiß es..... Aufzeichnungen von ihr über die nur wenige Wochen währenden Vorgänge bei und mit Mesmer sind nicht vorhanden. Ein Scheitern dieser Inszenierung des Wieder-Sehen-Könnens muss bei Maria Theresia eine tiefe Resignation hervorgerufen haben. Diese Resignation klingt jedenfalls in ihren späteren Briefen durch.

Jedenfalls ist der Ruf und das Ansehen Mesmers nach diesem Vorfall schwer geschädigt. Die Kaiserin entzieht ihm die Erlaubnis, weiterhin seinen Beruf auszuüben, als sein Umgang mit der Musikerin öffentlich wird: *„Wegen nachgewiesenem und durch Zeugen bestätigten unsittlichen Benehmens einem jungen, unschuldigen Mädchen gegenüber sei Ihnen hiermit die Erlaubnis, die Medizin auszuüben, entzogen...“* Die Regentin kennt bekanntermaßen keine Gnade, wenn sie über unsittliche Vorkommnisse in Kenntnis gesetzt wird.

Donnerstag Nachmittag

Auf Anraten von zwei Medzinstudentinnen, die ich von früheren Begegnungen kenne und mit denen ich am Naschmarkt ein leichtes japanisches Mittagessen eingenommen habe, bin ich nun auf dem Weg zum Haus der Musik, in der Nähe der Kärtnerstraße. Ein modernes Museum, dass sich der neuen Technik bedient, um Töne, Klang und Akustik erfahrbar zu machen. Schon der erste

Raum, den ich betrete, übt eine große Faszination aus. In diesem bis auf eine Bank völlig leeren Raum herrscht nur spärliche Lichteinwirkung, um der Besucherin die Orientierung noch zu ermöglichen. Die Klänge, die hier zu hören sind, simulieren die Geräusche und deren Wahrnehmung, die das ungeborene Kind im Mutterleib wahrnimmt. Bei entspanntem Zuhören und Fühlen spürt man die Vibrationen und die variierende Lautstärke. In dieser Abteilung des Museums können selbst Experimente mit dem eigenen Gehör gemacht und die individuellen Begabungen in der Musik erprobt werden, indem eine CD mit der eigenen Stimme und Liedern produziert wird. Da ich auf der Suche bin, verschaffe ich mir hier nur einen kurzen Überblick. Ein Stockwerk höher finde ich den musikgeschichtlichen Bereich. Jeder Raum ist einem Komponisten gewidmet, der seit der Barockzeit in Wien gelebt und dessen Werke auch heute noch von Bedeutung sind. Ich erwarte nicht, dass Maria Theresia von Paradis in einem Raum präsentiert wird, dazu sind ihre Werke zu wenig bekannt – ich erwarte jedoch, dass sie in den Räumen ihrer Zeitgenossen – Mozart und Beethoven – zumindest erwähnt und kurz vorgestellt wird. Trotz aufmerksamen Suchens finde ich keinen Hinweis auf die Komponistin Paradis, obwohl doch von Wolfgang Amadeus Mozart ein Klavierkonzert in B-Dur, Köchel 45 bis heute in der Musikgeschichte als Würdigung für die blinde Kollegin gilt.

Im August 1783 begibt sich Maria Theresia von Paradis gemeinsam mit ihrer Mutter auf eine längere Konzertreise. Durch ihre Auftritte in Wien hatte die junge Frau bereits Bewunderung „*als namhafte Klavierspielerin und tüchtige Sängerin*“ hervorgerufen. Nun sollte sie ihr Können auch in anderen westeuropäischen Städten unter Beweis stellen. Wer oder was den Anlass für die Reise gab, ist nicht bekannt. Jedenfalls ist Maria Theresia keineswegs die treibende Kraft, wie ein Brief an die befreundete Schriftstellerin Sophie La Roche beweist: „*Ich übte mich in der Musik mehr aus eigenem Hange... als um damit Aufsehen zu machen. Verlangte man mich spielen zu sehen, so tat ich es so willfährig als mir möglich war... Mehrere Kenner gönnten meinem Spiel Beifall und gaben mir Aufmunterung, fremde Höfe zu bereisen... Man eröffnete mir günstige Aussichten durch Veränderung der Luft auf meine Gesundheitszustände. Man schmeichelte mir mit anderen Vorteilen. Kurz, ich wurde nachdenklich, überlegte mir die Sache mit meinen guten Eltern, und die Reise ward beschlossen.*“ Sehr ungewöhnlich ist es für die damalige Zeit, dass zwei Frauen ohne offizielle männliche Begleitung auf Reise gehen.

Ihre ersten Auftritte hat die Musikerin in Linz und Salzburg: Zwischen der Familie Mozart und den beiden reisenden Frauen kommt es zu einem regen Austausch. Da Leopold Mozart, der Vater des Komponisten, ein geübter Konzertreisender ist, der die Begabung seiner beiden Kinder schon

sehr früh erkannte und förderte, liegt es nahe, sich bei ihm Ratschläge und Empfehlungsschreiben für einflussreiche Persönlichkeiten einzuholen. Wolfgang Amadeus Mozart und seine Frau Constanze weilen eben zur selben Zeit zu Besuch beim Vater: „*Nun hatte er Gelegenheit, die drei Jahre jüngere Pianistin genau kennenzulernen und den auffälligen Gegensatz zwischen ihrer sicheren Beherrschung des Instruments und der Angst vor dem öffentlichen Auftreten zu bedauern... nun schloß er Freundschaft mit der blinden Pianistin, ... und ermunterte sie zu größerem Selbstvertrauen und zur Überwindung ihrer großen Bescheidenheit.*“ Das Klavierkonzert, das Mozart im Anschluss an diese Begegnung komponiert, wird als einfühlsame Charakterisierung der Persönlichkeit Maria Theresia von Paradis angesehen: Das kleine Orchester symbolisiert die Bescheidenheit der jungen Frau. Die einzelnen Sätze wechseln sich ab in Aufmunterung, Zurückhaltung und Melancholie. Die Deutungen lassen sich nicht immer genau vornehmen: „*Der Gegensatz zwischen der ein entschlossenes Auftreten verlangenden äußeren Welt und der zarten, der Welt gegenüber wehrlosen Mädchenseele ist sein Inhalt und der dringende Rat des Freundes, sich zu einer dem inneren Wert entsprechenden Tapferkeit aufzuraffen. Dieser Rat ist schwer zu befolgen, darum verleiht der schwermütige, bedenkliche Klang der Fagotte im Verein mit den doppelt besetzten Bratschen dem*

Satz mitunter eine recht düstere Färbung.“

Die erste Reiseroute führt über Regensburg, München, Augsburg, Stuttgart ins Badische und Elsässische und von dort weiter in die Schweiz. In einigen Städten begegnet Maria Theresia von Paradis Menschen, mit denen sie bereits durch eine frühere Korrespondenz Kontakt aufgenommen hat bzw. mit denen sie nach dem persönlichen Zusammentreffen weiterhin in Briefwechsel bleiben wird. Da zu ihrer Zeit die Blindenschrift noch nicht erfunden ist (ein Jahr nach dem Tod von Maria Theresia von Paradis wird die Braille-Schrift entwickelt; AM.), korrespondiert sie mit ihren Freunden mittels einer Handsetzerei und -druckerei, die der österreichische Erfinder, Staatsrat Wolfgang von Kempelen für sie konstruiert hat. Unter ihren Bekanntschaften sind viele blinde Männer, etwa der Mathematiker und Historiker Weißenburg oder der Schriftsteller Gottlieb Konrad Pfeffel aus Colmar. Pfeffel wurde 1736 geboren und erblindete als junger Student, was ihn veranlasste sein Studium abzubrechen. Er gründete eine protestantische halb-militärische Erziehungsschule, die großen Ruf erlangte. Zu seiner Zeit war er kein Unbekannter als Dichter und Fabelerzähler. Pfeffel schreibt Maria Theresia ein Gedicht, das er der Geschichte ihrer Blindheit widmet. Die erste Strophe lautet:

*„Ich war ein kleines Würmchen
noch kaum vier Spannen groß,
und pickt in einer Laube
an einer goldnen Traube,
auf meiner Mutter Schoß
auf meiner Mutter Schoß.“*

Maria Theresia von Paradis versieht dieses Gedicht mit einer Melodie in f-Moll und trägt es bei ihren späteren Konzertauftritten vor. *„Beim Publikum hatte dieses Stück, das den Zuhörer zum Vertrauten der Komponistin macht, ihn an ihrem individuellen Schicksal teilnehmen läßt, einen geradezu überwältigenden Erfolg.“* Insgesamt wird sie während ihrer Reise zwölf Lieder komponieren, worunter Texte bekannter Dichter wie Matthias Claudius und Klopstock sind. Sie erscheinen 1786 als *„Zwölf Lieder auf ihrer Reise in Ton gesetzt“* und sind heute noch die bekanntesten Werke von ihr. Später wird Maria Theresia von Paradis in der ihr eigenen Bescheidenheit und voller Selbstzweifel über diese Sammlung in einem Brief mitteilen: *„Das sind Früchte der Jugend, welchen die Reife fehlt. Die Lieder sind auf der Reise gemacht und in Leipzig Freund Breitkopf zum Andenken überlassen.“*

Nach einer kurzen Erholungspause erfolgt die zweite Etappe der Konzerttournee. Diesmal geht die Reise nach Paris. Ein halbjähriger Aufenthalt in Paris mit insgesamt 14 Auftritten stellt den Höhepunkt ihrer musikalischen Laufbahn dar. Sie gastiert am Hof in Versailles bei den sogenannten „Con-

certs Spirituels“ und Königin Marie Antoinette, eine Tochter der österreichischen Kaiserin, ist von der Aufführung entzückt. Die Besprechungen ihrer Vorträge in den französischen Zeitungen sind durchweg positiv; sie bewundern die Perfektion ihres Spiels und die Ausdauer, die es brauchte, um diese Leistung zu erreichen. Im Zusammenhang mit diesem Parisaufenthalt wird oft erwähnt, dass die Künstlerin in Paris Valentin Haüy, „den Freund und Förderer der Blinden“ kennengelernt und den Anstoß zur Gründung des ersten Blindeninstituts gegeben hat. Anscheinend war Haüy angetan von den außergewöhnlichen Leistungen der blinden Frau und es war sein weiteres Bestreben, anderen blinden Menschen in seiner Einrichtung die größtmögliche Förderung zukommen zu lassen. So wurde von ihm 1784 die erste Blindenerziehungsanstalt der Welt gegründet.

Die dritte und letzte Etappe der Reise führt Maria Theresia von Paradis nach Norddeutschland und nach London an den englischen Hof. Hier wird sie auch erstmals das Klavierkonzert vortragen, das Mozart ihr zu Ehren geschrieben hat. Begleitet wird sie bei dieser Reise bereits von Johann Riedinger, der ihr noch viele Jahre lang zur Seite stehen wird. Riedinger stammt ursprünglich aus Berlin, lernt die beiden reisenden Damen Paradis in seinem damaligen Wohnort Mannheim kennen und begleitet sie nach Beendigung der Tournee nach Wien, wo er eine Stelle im österreichischen Staats-

dienst annehmen wird. Für Maria Theresia von Paradis bleibt er zeitlebens ein enger Freund und sie setzt ihn am Ende ihres Lebens als Universalerben ein. Riedinger ist es auch, der für die blinde Komponistin die Möglichkeit schafft, selbständig arbeiten zu können: „Eine von Riedinger erfundene Notensetzmaschine mit einer Garnitur von Pflöckchen, die auf der Kopfseite Noten-, Pausen- und sonstige wichtige Musikzeichen trugen, enthob sie der Mühe, ihre Kompositionen Note für Note zu diktieren. Sie setzte ihre Kompositionen mit Hilfe dieses Notensetzbrettes und überließ gewandten Kopisten die Übertragung in gewöhnliche Notenschrift.“

Über Brüssel und Prag kehrt Maria Theresia 1786 nach Wien zurück. Die Reise war überaus erfolgreich – sie hat das Publikum mit ihren musikalischen Darbietungen begeistert, sie hat viele Kontakte geknüpft und bedeutende Persönlichkeiten ihrer Zeit kennengelernt, wie z.B. Philipp Emanuel Bach in Hamburg oder die Herzogin Luise Eleonore von Meinigen, die durch einen beachtlichen finanziellen Zuschuss die Drucklegung der „Zwölf Lieder“ ermöglicht. Und sie hat Konzerteinnahmen vorzuweisen, die sich sehen lassen können. Ein Hofkonzert in Meinigen hat ihr 40 Reichstaler eingebracht - von dieser Summe kann auf jeden Fall ein neuer Hausstand angeschafft werden. In den nachfolgenden Jahren tritt Maria Theresia von Paradis nicht mehr als Pianist

stin und Gesangssolistin auf. In der Öffentlichkeit zu stehen, liegt ihr nicht. Ihre Haupttätigkeit ist nun das Komponieren, wo ihrer Kreativität dank des Notensetzbrettes keine Grenzen mehr gesetzt sind. Die Komposition von drei Opern ist erwiesenermaßen ihr zuzurechnen – damit scheint sie die erste Frau zu sein, die sich an Opern wagt. Ein Singspiel „Der Schulkandidat“ ist noch vollständig erhalten. Ihr erstes Bühnenwerk war jedoch „Ariadne und Bacchus“, das 1790 entstand. Dieses Melodram in einem Akt wurde am 6. Juli 1791 im k.u.k. Nationaltheater zum ersten Mal öffentlich aufgeführt. Die Libretti für beide Stücke schrieb ihr Vertrauter Johann Riedinger. Das Stück scheint großes Interesse gefunden zu haben. So hat sich die Nichte von Goethe für die Noten interessiert und sich deshalb an ihre Großmutter in Frankfurt gewandt, die ihr am 8. Januar 1792 diesbezüglich antwortet: *„Ich habe mir alle ersinnliche Mühe gegeben, alle Musick Kenner und Liebhaber angegangen – und keiner kann mir über die Ariadne wie du sie verlangst Auskunft geben. Solte ich noch so glücklich seyn das Opus aus findig zu machen; so solst du es gewiß gleich haben.“* Die dritte Oper schließlich trägt den Titel „Rinaldo und Alcina“ (Untertitel: „Die Insel der Verführung“) und wurde am 30. Juni 1797 am Ständetheater in Prag aufgeführt. Der Text zu dieser komischen Oper stammt von Ludwig von Baczko, einem späterblindeten Schriftsteller und Geschichtsforscher aus Königsberg. Die Kritiken, die die

Aufführung besprechen, sind vernichtend. So schreibt das in Weimar herausgegebene „Journal des Luxus und der Moden“ am 6. Oktober 1797: *„Von dem sonderbaren Opernwerk, nachdem sie fragen und welches diesen Sommer bei uns gesehen und gehört worden ist, darf ich ihnen nur sagen, dass der Verfasser und der Komponist beide blind sind. Sie heißt ‚Rinaldo und Alcina‘, ist von Baczko gedichtet und vom dem Frl. v. Paradis in Musik gesetzt. Zum Unglück für die Oper war das Publikum nicht auch blind.“* Es mag weniger an der Musik gelegen haben als vielmehr an dem doch sehr einfältigen Text, dass dieses Werk sehr schnell wieder in Vergessenheit geriet.

Samstag, 12. Mai 2001

Meine Spaziergänge durch die Stadt werden immer ausgedehnter. Gestern habe ich die Touristenattraktion besichtigt, die alle Wien-BesucherInnen auf ihrem Programm stehen haben, das Schloß Schönbrunn. Die Gemälde der große Kaiserin Maria Theresia und ihrer Kinder habe ich genau in Augenschein genommen, um mir den Kunst- und Lebensstil des Spätbarock zu vergegenwärtigen. Heute zieht es mich wieder bei herrlichem Sonnenschein ins Grüne. Ich fahre mit dem Bus Richtung Nordwesten, steige am Karl-Marx-Hof aus und schlendere gemächlich durch Heiligenstadt nach Nußdorf. In diesem Bezirk lebte in der Zeit, als Maria Theresia von Paradis ihre große Schaffensperiode hatte,

ein anderer behinderter Komponist und er hat vielleicht durch seine lauten Paukenschläge des öfteren Beschimpfungen der Nachbarn über sich ergehen lassen müssen (und auch heftig zurückgeschimpft; AM): Ludwig van Beethoven kam 1792 als Schüler Haydns nach Wien. Ab 1796 wurde sein Gehör immer schlechter, bis er schließlich ganz ertaubte. Während seiner Wiener Zeit hat er insgesamt 68mal die Wohnung gewechselt, sicher auch häufig auf Veranlassung seiner Nachbarn, die die laute Musik des Tonkünstlers störte.

In diesen Vororten von Wien herrscht eine dörfliche Atmosphäre. Viele kleine Häuschen im Biedermeierstil mit blühenden Vorgärten reihen sich aneinander. Einige schmucke Häuschen sind mit einer Tafel versehen, eine Erinnerung daran, dass Beethoven vor langer Zeit hier wohnte. Ich spaziere den malerischen Beethoven-Weg entlang, rechts neben dem Weg murmelt das Wasser eines begradigten Baches, Goldregen und Fliedersträucher blühen in kräftigem Gelb und Violett. Auf den nahen Hängen sind die jungen Reben zu erkennen. Keine hundert Schritte sind zu gehen und es erinnert wieder eine Tafel, ein Schild an Beethoven. Hier im 19. Bezirk soll es also die Paradisgasse geben, die einzige Erinnerung in Wien an die Komponistin, abseits, keine Hinweisschilder lenken dorthin – nur durch genaues Studieren des Stadtplanes ist die Straße zwischen Silbergasse und Grinzinger Allee zu finden.

Durch die Frühjahrsstimmung inspiriert, gehe ich in Gedanken den Empfindungen nach, die mir kamen, als ich zum ersten Mal ein Klavierstück von Maria Theresia von Paradis hörte. Die „Sicilienne“ ist das einzige Werk von ihr, das ich auffinden konnte. Die Interpreten der Aufnahme, die 1982 herauskam, sind Gerald Moore (Klavier) und Jacqueline du Pré (Violoncello). Die weltberühmte Cellistin war zu diesem Zeitpunkt bereits fortschreitend an MS erkrankt.

Es ist ein sehr ruhiges und langsames Stück, die Konzentration wird auf die präzise Instrumentenführung gelenkt. Die Stimmung ist traurig und melancholisch. Die Melodie erweckt die Vorstellung an ein Abendlied: Der Tag war anstrengend und sorgenvoll und beim Zubettgehen kommt noch einmal die Erinnerung an das Durchlebte. Man will die Schwere los werden und seufzt mehrmals tief auf. Maria Theresia von Paradis' kompositorisches Werk, das hauptsächlich zwischen 1790 und 1800 entsteht, muss sehr umfangreich gewesen sein. Neben ihren drei Opern komponierte sie die drei Kantaten für Chöre, nämlich die „Trauerkantate auf den Tod Leopolds II“ (dem zweiten Sohn der Kaiserin Maria Theresia auf dem Habsburger Thron; AM), die „Kantate auf die Wiedergenesung meines Vaters“ und das „Deutsche Monument Ludwig des Unglücklichen“ (aus Anlass der Hinrichtung Ludwig XVI. von Frankreich; AM).

Einige Balladen hat sie musikalisch ausgestattet. Sie war mit dem Dichter Gottfried A. Bürger bekannt und vertonte dessen Ballade „Lenore“. Das fertige Werk schickte sie ihm mit folgender Widmung nach Göttingen: *„Nun aber, geschätzter Freund, werden sie mir die Art verzeihen, mit der ich mich Ihrer erinnere? Sehen sie nur, welch ein Wagestück ich begangen habe. Ich unternahm es, eines ihrer schönsten Kinder nach meinem Geschmack gekleidet in die Welt zu schicken. Zwar hat Ihre Lenore schon viele große Freunde gefunden, die sie bekleideten, obgleich ihrer natürlichen Schönheit jede andere Pracht unnütz und überflüssig war. Doch ohne dem Verdienste dieser würdigen Vorgänger nahe zu treten, so wollte ich doch das gute Kind einmal nach meiner Grille kleiden, und wohl mir, wenn der Schnitt des Gewandes nicht ganz verworfen wird. Wäre die Rede hiebei von gelehrten Abhandlungen, von philosophischen Unternehmungen, u. dgl., so wäre es freilich unverzeihlich naseweis für ein Mädchen, sich hinein zu mischen; allein wenn die Sprache von Einbildungskraft und Gefühl ist, so denke ich, dürfte das Mädchen wohl auch ein Wörtchen mitsprechen. Zwar hätte ich dieses Wörtchen zu Hause für mich sprechen können, ohne es in die Welt hinauszuschicken, aber was kann ich denn dazu, daß einige Musikfreunde mich so lange quälten, bis ich es herausgab. Wien, im April 1789.“* Indem die Künstlerin sich ganz der Komposition widmet, hat sie es aufgegeben, öffentlich bei Konzerte aufzutreten,

was bekanntermaßen nicht zu ihren Vorlieben zählte. 1808 stirbt ihr Vater. Maria Theresia von Paradis baut nun die erste private Musikschule in Wien auf, sicherlich auch zu dem Zweck, ihren Lebensunterhalt zu sichern. Sie unterrichtet ihre Schülerinnen in Gesang und Klavier und hält an Sonntagen ihre Hauskonzerte ab. Diese *„wurden rasch zu gesellschaftlichen Ereignissen und waren für das Wiener Musikleben des Empire und Biedermeier charakteristisch. Dank ihrer Güte, Menschlichkeit und universellen Bildung hochangesehen, bewahrte sie, obwohl ihre Erfolge aus der Zeit der westeuropäischen Kunstreise längst vergessen und ihre Kompositionen nach kurzen Anfangserfolgen bald von den Spielplänen verschwunden waren, in Wien noch den Ruf einer ausgezeichneten Musikerin und interessanten, von Fremden wie Einheimischen gern aufgesuchten, stadtbekanntem Persönlichkeit.“* Leider finden sich keine Hinweise darüber, wie Maria Theresia als Pädagogin ihre Schülerinnen gefördert hat. Es existieren weder Aufzeichnung von Maria Theresia über ihre Unterrichtstätigkeit noch Aussagen ihrer Schülerinnen.

Sonntag, den 13. Mai 2001

Die letzte Station meiner Spurensuche ist der Sankt Marxer Friedhof. Auf diesem Friedhof wurden bis 1880 die Wiener Bürger begraben, bevor der Zentralfriedhof außerhalb der Stadt für die immer stärker zunehmende Bevölkerung als letzter Ruheplatz angelegt wurde. Im idyllischen, mit einer

Backsteinmauer umgebenen Marxer Friedhof liegt neben dem k.u.k. Küchenmeister Zierl der Generaloberst von Stetten und dazwischen hat die Bürgersgattin Dottinger ihre letzte Ruhestätte gefunden. Es ist ein stilles Vergnügen, an den teilweise verfallenen Grabsteinen entlang zu schlendern und sich die dort begrabenen Menschen lebendig in ihrer Stadt vor 200 Jahren vorzustellen.

Auf diesem Friedhof wurde Maria Theresia von Paradis beigesetzt, als sie am 1. Februar 1824 mit 64 Jahren starb. Auf diesem Friedhof wurde Wolfgang Amadeus Mozart im Dezember 1791 in einem Armengrab beerdigt, weil die finanziellen Mittel für ein standesgemäßes Begräbnis nicht vorhanden waren. Die Stelle, an der er begraben wurde, ist unbekannt geblieben, so wie heute niemand mehr weiß, wo das Grab von Maria Theresia von Paradis lag. Die Hinweistafel am Eingangstor führt ihren Namen unter den vielen hier begrabenen Berühmtheiten nicht auf. Im Gegensatz zu ihr, bei der jede Erinnerung erloschen zu sein scheint, ist in der Mitte des Friedhofs auf der linken Seite ein Ehrengrab für Mozart errichtet worden. Wie die Person so geriet auch ihr Werk über viele Jahrzehnte in Vergessenheit. Nachdem ihr Freund Johann Riedinger gestorben war, kam ihr Nachlass nach Ottensheim (bei Linz) zu einem Vetter mütterlicherseits. Dieser Felix Levassori della Motta schenkte das Stammbuch Maria Theresia von Paradis' und einige Partituren dem Privat-Blinden-

institut Linz. Nach der Annektion Österreichs durch die Nationalsozialisten 1938 wurde die Blindenanstalt aufgelöst. Die Bestände kamen an das niederösterreichische Landesmuseum und wurden dort gelagert, ohne dass ihnen eingehendes Interesse entgegengebracht wurde. Erst in den fünfziger Jahren hat der Musikhistoriker Hermann Ullrich sich an die Erforschung des Werkes von Maria Theresia von Paradis gemacht. Seinen Bemühungen verdanken wir heute, dass die Musikerin und Komponistin ihren würdigen Platz neben ihren berühmten Zeitgenossinnen Fanny Hensel (geb. Mendelsohn) und Clara Schumann finden konnte.

Quellen:

Hermann Ullrich: Maria Theresia von Paradis, Werkverzeichnis. In: Beiträge zur Musikwissenschaft 5, 1963

Egon Komorzynski: Mozart und Maria Theresia Paradis, In: Mozart-Jahrbuch 1952

Eva Weissweiler: Komponistinnen aus 500 Jahren. Eine Kultur- und Wirkungsgeschichte in Biographien und Werkbeispielen. Frankfurt 1981

Irma Hildebrandt: Hab meine Rolle nie gelernt. 15 Wiener Frauenporträts, München 1996

Karlheinz Pfeiffer: Die Blindheit der Maria Theresia von Paradis. In: Zeitschrift für das Blinden- und Sehbehindertenwesen, Hannover 1983, 103. Jahrgang Heft 1/Februar 1983

Alexander Mell: Handbuch des Blindenwesens, Wien und Leipzig 1900

Alfred Stoeckel: Von Homer bis Helen Keller. Berühmte und bedeutende blinde Persönlichkeiten aus drei Jahrtausenden. Bonn 1983

Die Briefe der Frau Rath Goethe, gesammelt und herausgegeben von Albert Köster, Insel-Verlag, Frankfurt 1956

Stefan Zweig: Heilung durch den Geist, 1931

Helmut Andics: Die Frauen der Habsburger, Wien 1985



Pauline, Herzogin von Nassau (1810-1856)

Anneliese Mayer

► Bei keiner anderen behinderten Frau, die einen öffentlichen Bekanntheitsgrad erreichte, ist es mir so schwer gefallen, Informationen über die Auswirkungen und den persönlichen Umgang mit der Behinderung einzuholen wie bei ihr. Nachdem ich die offiziellen Verlautbarungen über ihr Leben gelesen und dem Landesmuseum Wiesbaden einen Besuch abgestattet hatte, konnte ich den Eindruck gewinnen, die zweite Herzogin von Nassau sei nicht behindert gewesen: keinen Hinweis auf ihre Gehörlosigkeit oder Schwerhörigkeit fand ich an diesen Stellen. Die Geschichtsschreibung hat sie als makelloses, weibliches Wesen verewigt. Auch die offiziellen Urkunden und Schriftstücke ebenso wie die persönlichen Briefe enthalten keinen Hinweis auf ihre Gehörlosigkeit. Allein ihrer Stief-Enkeltochter verdanken wir einen detaillierten Einblick in ihr Leben und den Hinweis auf ihre Behinderung. Diese Enkelin wurde 1881 Königin von Rumänien und unter dem Pseudonym Carmen Sylva als Schriftstellerin berühmt. Voller Zuneigung und Sympathie schreibt sie in einem ihrer Bücher über diese von ihr bewunderte Großmutter.

Von Pauline von Nassau sind in den Archiven keine autobiografischen Aufzeichnungen zu finden, obwohl sie – wie Carmen Sylva berichtet - ihre Lebenserinnerungen unter dem Titel „*Historie de mes peines*“ niederschrieb. Was aus diesen Aufzeichnungen geworden ist, bleibt ein Rätsel. Von Pauline existieren insgesamt 50 persönliche Briefe, die sie zwischen 1850 und 1856 an ihren Stiefsohn und Cousin Herzog Adolph von Nassau schrieb und die ich nach Genehmigung der Nachlassverwaltung, des Großherzogtums von Luxemburg, im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden einsehen konnte.

Die Vorgeschichte:

Paulines Großvater Friedrich wurde 1806 der erste König von Württemberg. Bei seiner Geburt rechnete niemand damit, dass er ein regierender Monarch werden würde. Sein Onkel Karl Eugen, Herzog von Württemberg, ein Despot, unter dessen strengen Erziehungsregeln an der Karlschule der junge Friedrich Schiller zu leiden hatte, blieb kinderlos – ebenso wie der nachfolgende Bruder, der ohne männ-

liche Nachkommen war. 1797 hatte der Neffe die Regentschaft in Württemberg übernommen und sich 1806 dem Rheinbund angeschlossen. Für alle Mitglieder des Rheinbundes – auch Nassau gehörte dazu – brachte diese pro-napoleonische Haltung eine Vergrößerung des Herrschaftsterritoriums und eine Standeserhöhung. Aus dem Herzogtum Württemberg wird ein Königreich (aus dem Fürstentum Nassau wird ein Herzogtum). Und eine Königstochter ist auch standesgemäß, um in den engen Familienkreis der Buonapartes aufgenommen zu werden. Aus politischem Kalkül wird die einzige Tochter Friedrichs I – eine Tante Paulines - im gleichen Jahr dem jüngsten Bruder Napoleons zur Ehefrau bestimmt. Ihre Großmutter Auguste Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel starb bereits mit 24 Jahren unter mysteriösen Umständen. Sie wurde 1780 als Sechzehnjährige an den württembergischen Prinzen Friedrich verheiratet. Zu Beginn ihrer Ehe lebte das Paar in Preußen, wo Friedrich seine Laufbahn beim Heer absolvierte. Bereits ein Jahr nach der Vermählung versucht Auguste sich von ihrem Mann zu trennen, der sie durch seine Brutalität quält und an ihrer Lebensfreude Anstoß nimmt. Sie wird von ihm oft geschlagen und an den Haaren gezogen. Nach der Geburt ihres ersten Sohnes erfolgt ein Umzug nach St. Petersburg. Bei ihrer Verwandten Katharina der Großen erfleht Auguste Hilfe, um eine Trennung von ihrem gewalttätigen Mann her-

beizuführen. Die Zarin lässt die junge Frau 1786 in ein Schloss in Estland bringen. Friedrich nimmt seine drei kleinen Kinder zu sich und zieht mit ihnen nach Württemberg. Die in Estland lebende Auguste erwartet einige Zeit später ein viertes Kind. Es kommt zu einer Fehlgeburt und sie verblutet, da Order gegeben wurde, ihr jeden ärztlichen Beistand zu verweigern.

Das Leben

einer Prinzessin aus gutem Hause

Pauline Friederica Marie kommt am 25.2.1810 in Stuttgart zur Welt. Ihre Eltern sind Prinz Paul von Württemberg (1785-1852) - das dritte Kind von Friedrich und Auguste - und Prinzessin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen (1787-1847).

Carmen Sylva beschreibt Paulines Vater folgendermaßen: „Ihr Vater war der berüchtigte Prinz Paul von Württemberg, der so böse war, dass alles vor ihm zitterte.“

In ihrem Elternhaus erlebt Pauline gemeinsam mit ihren drei Geschwistern eine Atmosphäre der Gewalt und Demütigung. Prinz Paul scheint, um seine Frau zu beleidigen, selbst vor Intrigen nicht zurückzuschrecken. So jedenfalls schildert es Carmen Sylva: „Ihr Vater (Paulines; A.M.) lebte in äußerst schlechter Ehe mit ihrer Mutter, ja er hatte sogar einmal, um sie los zu werden, einen Mann in ihrem Zimmer versteckt und führte die ahnungslose Frau mit dem gesamten Hofe hinein, um sie der Untreue zu bezichtigen, und sie stand wehrlos und verzweifelt da, aber nie-

mand glaubte, was er sehen sollte, denn man kannte ihn genug, um zu wissen, daß er allein das angezettelt!“

In den offiziellen Mitteilungen, die an das Leben Paulines erinnern, wird das Leben in der Prinzenfamilie dagegen ganz anders dargestellt. Dort heißt es: *“...im Kreise der liebenden Eltern und Geschwister verlebte Pauline, die Drittgeborene, glückliche Jugendjahre. [...] Äußerst sorgfältige Erziehung gestattete früh eine Entwicklung aller edlen Keime, die in reichem Maße bei ihr vorhanden waren.“*

In Wirklichkeit sieht diese „sorgfältige Erziehung“ so aus, dass die Töchter Charlotte und Pauline sehr früh in ein Institut nach Frankreich kommen, in dem harte Erziehungsmethoden angewandt werden. Die Mädchen haben eine Erzieherin, die Pauline, wenn sie schnarcht oder sich im Bett bewegt, zur Strafe zwei Stunden auf den kalten Steinfliesen stehen lässt. Diese Maßnahme hat zur Folge, dass Pauline schwerhörig wird. Es liegt der Verdacht nahe, dass eine Mittelohrentzündung nie behandelt wurde.

Wie weit Pauline durch die Misshandlung der Erzieherin ihr Gehör tatsächlich eingebüßt hat und ob sie noch Laute vernehmen konnte, ist nicht bekannt. Carmen Sylva gebraucht die Adjektive „schwerhörig“ und „taub“ synonym. In ihrer Erzählung über das Leben der Großmutter gibt es jedoch immer wieder Episoden, die dahingehend gedeutet werden können, dass diese sehr

wenig von dem verstehen konnte, was in ihrer Umgebung gesprochen wurde. Denkbar ist auch, dass Paulines Hörfähigkeit mit zunehmenden Alter abnahm.

Die gehörlose Herzogin

Als Neunzehnjährige wird Prinzessin Pauline von ihrem Onkel Wilhelm, Herzog von Nassau-Weilburg *„als 2. Frau heimgeholt“*. Dieser Mann, der heute als der fähigste, aber auch autoritärste nassauische Monarch bezeichnet wird, hatte seine erste Ehefrau, die Schwester von Paulines Mutter, bei der Geburt ihres achten Kindes verloren. Da er mit seinen 38 Jahren noch verhältnismäßig jung war und davon auszugehen war, dass er noch einige Jahre sein Land regieren würde, wünschte er sich wohl eine Frau, die ihm bei seinen offiziellen Auftritten repräsentativ zur Seite stehen konnte und keine hohen Ansprüche stellte. Am wichtigsten scheint für den Herzog jedoch ein behagliches Privatleben mit einer zweiten Frau gewesen zu sein. Von daher lag es nahe, sich an die wohlhabenden Verwandten in Württemberg zu wenden und die junge Nichte in Augenschein zu nehmen.

„Er (der Herzog; A.M.) hörte aber auch, sie sei schwerhörig, und da reiste er nach Stuttgart, verband sein Gesicht und hielt noch ein Schnupftuch davor, folgte ihr auf den Kirchengang, stand unter dem Fenster, um die anderen von ihr sprechen zu hören, um genau zu wissen, ob er es mit der Schwerhörigkeit auf-

nehmen wolle. Ihr Liebreiz bezauberte ihn so, dass er diese kleine Nebensache ganz unbedeutend fand.“ Die Brautwerbung mag in Wirklichkeit doch etwas nüchterner abgelaufen sein. Durch die nahe verwandtschaftliche Beziehung wird Herzog Wilhelm von der Gehörlosigkeit seiner Nichte Kenntnis gehabt haben.

Die Vermählung findet ohne großes Aufsehen in Stuttgart statt. Einiges Befremden löst die Anordnung des Herzogs aus, nach seiner Rückkehr alle Feierlichkeiten anlässlich der Vermählung zu unterlassen. Sie lautet: *„Es ist der ausdrückliche Wille seiner Durchlaucht des Herzogs, dass von Seiten der herzoglichen Behörden keine Veranlassung zu irgend einer Art von feierlichem Empfange bey höchst ihrer Rückkehr in das Herzogthum nach der Vermählung mit der künftigen Frau Herzogin Königlichen Hoheit gegeben werden soll, so wie daß die Behörden allenthalben auch unter Beziehung auf den bestimmt ausgesprochenen Wunsch seiner Herzoglichen Durchlaucht jede etwa beabsichtigte Veranstaltung solcher Art von Seiten der Gemeinden, angestellten Diener und der Unterthanen, welche bereits bey mehreren Gelegenheiten ihre freudige Theilnahme an dem vom herzoglichen Hause bevorstehenden Ereignisse an den Tag gelegt haben, überhaupt verhindern:*

Herzogliche Landes-Regierung wird hiervon die verschiedenen Unter-Behörden baldigst in Kenntniß setzen damit dieselben, so es erforderlich seyn sollte zeitig das Weitere vorkehren

können, mit dem Anhang, daß seine Herzogliche Durchlaucht nur in der genauen Befolgung dieser Vorschrift das sicherste Merkmal der höchst Ihnen und höchst Ihrer künftigen Frau Gemahlin gewidmeten anhänglichen Gesinnungen erblicken werden. Wiesbaden, 29. April 1828.“

Hier werden deutliche Worte gesprochen. Der Grund, weshalb keine offiziellen Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden sollen, wird jedoch nicht genannt. Der Herzog braucht sich seiner neuen Frau wahrlich nicht zu schämen. Dass Pauline eine schöne Frau war, wird von allen Seiten bestätigt. *„Die kaum achtzehnjährige zu wunderbarer Schönheit erblühte Prinzessin Pauline feierte man in Stuttgart allgemein.“* Herzog Wilhelm kennt auch keine Zurückhaltung vor der Dienerschaft, um Bewunderung für seine schöne Frau einzuholen. Er zieht Pauline auf seinen Schoß und wendet sich voller Entzücken an seinen Kammerdiener mit dem Ausruf: *„Sieh' mal, Karl, wie schön ist die Herzogin!“*

Der Bräutigam ist nicht gerade rücksichtsvoll seiner neuen Frau gegenüber, was die Geschichte ihrer Fahrt in die zukünftige Residenz nach Biebrich am Rhein zeigt: *„Sie fürchtete sich bereits ein bißchen vor ihm. Er aber meinte, ihr noch nicht genug zu imponieren, und als sie nach der Hochzeit im Coupe saßen, zündete er seine Pfeife an, machte die Fenster fest zu und rauchte stundenlang, nur um zu sehen, ob sie sich wehren oder beschweren würde. Sie war aber auf Ertragen und Schweigen dressiert.“*

Die junge Herzogin ist also auf ihre zukünftige Rolle gut vorbereitet. Von ihr wird Fügbarkeit erwartet.

Ihre Aufgaben als Herzogin erfüllt Pauline sehr gewissenhaft. Im Laufe von zehn Ehejahren bringt sie vier Kinder zur Welt. Ihre erste Niederkunft ist sehr kompliziert und Mutter und Kind schweben in Lebensgefahr. Während das kleine Mädchen bereits nach zwei Tagen stirbt, kann sich Pauline wieder erholen. Drei weitere Kinder bringt sie zwischen 1831 und 1836 auf die Welt. Es sind zwei Mädchen, Helene und Sophia, und ein Junge, Nicolas. Sophia, die jüngste Tochter wird ein Jahr nach Paulines Tod König Oskar II. Fredrik von Schweden und Norwegen heiraten und ist somit die Urgroßmutter des heutigen schwedischen Königs. Den Briefen nach zu urteilen, war Pauline von Nassau eine liebevolle, warmherzige und anteilnehmende Mutter. Ihre angeheirateten Kinder mochten und respektierten sie ebenso wie die eigenen.

Neben der für eine Frau wichtigen Aufgabe, Kinder zu gebären, hat Pauline die Verpflichtung an der Seite des Herzogs zu repräsentieren. Sie lebt in einer Residenzstadt, die zunehmend Anziehungspunkt für die Wohlhabenden wird. Wiesbaden wird um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur „Weltkurstadt“. Innerhalb kürzester Zeit wurde dieser abgeschiedene, ländliche Ort zu einem der führenden Luxus- und Modebäder Europas. Wesentlich dazu beigetragen hat sicherlich der Kuraufenthalt

Goethes im Jahre 1814 und danach. Seit dieser Zeit ist auch das Spielcasino eine rentable Einnahmequelle für die herzogliche Familie. Da oft hoher Besuch in Wiesbaden weilt, der einen Abstecher nach Biebrich unternimmt, sind viele Empfänge abzuhalten und die Herzogin muss Standvermögen zeigen: „*Wie meine Großmutter stundenlang, nach Tisch dekolletiert hinter dem Billard stand, während mein Großvater mit seinen Herren spielte, muß ich auch erwähnen. Dann kamen Besuche von fremden Königen und Königinnen, schrecklich steif und förmlich, und wenn die Rheinschiffe sich verspäteten, so konnte man stundenlang warten. Überhaupt war das Warten an den Höfen das tägliche Brot, und man mußte sich die Beine in den Leib stehen.*“ So sah also das Hofleben für Pauline aus. Sie steht zur Verfügung, ihrem Mann und den Besuchern, ohne sich selbst groß hervorzuheben. Das Hofleben verpflichtet sie, eine vorgegebene Rolle einzunehmen und diese fehlerfrei zu erfüllen. „*Die Taubheit hat meine Großmama nie verhindert, mit jedermann zu sprechen, und oft konnte man an ihrer etwas erröteten Farbe sehen, wie schüchtern sie innerlich war, und welche Qual es für sie gewesen sein muß, meistens die Antworten der Menschen garnicht zu hören.*“ Noblesse oblige.

Witwenjahre

Die „Amtszeit“ von Pauline ist kurz. Sie ist 29 Jahre alt, als Herzog Wilhelm „in seiner

besten Manneskraft“ von einem Schlaganfall während eines Kuraufenthalts in Kissingen getroffen, unvermittelt stirbt. Paulines Stiefsohn Adolph übernimmt die Regierungsgeschäfte und die Familie zieht in die Stadt um, wo soeben das neue Schloss (der heutige Sitz des Hessischen Landtags) fertiggestellt wurde. Pauline jedoch bekommt vorerst mit ihren Kindern ein Haus in der Rheinstraße zugewiesen. Erst vier Jahre später kann sie in das neu errichtete „Paulinenschlösschen“, auf einer kleinen Anhöhe in direkter Nähe zum Kurhaus, umziehen. Der Umzug in das Zentrum der Stadt soll die Nähe des Regenten und seiner Familie zum Volk demonstrieren.

Durch einen kleinen Zufall sollte Pauline im politischen Geschehen des Jahres 1848 doch noch eine bedeutende Rolle spielen. Im März dieses Jahres sind Unruhen in fast jeder größeren Stadt des Deutschen Reiches. Die Menschen stellen Forderungen nach mehr bürgerlichen Freiheiten, z.B. Presse- und Versammlungsfreiheit. Die Bewohner von Wiesbaden sind die ersten, die am 4. März vor das neue Schloss ziehen und ihre Rechte einfordern. *„Da war mein Onkel, der Herzog, gerade abwesend, wie die Revolution ausbrach. Die Volksmenge umdrängte das Palais und hatte bereits Reiser an allen Ecken geschichtet, um das Palais in Brand zu stecken. Da kamen einige Abgesandte herauf und verlangten die Unterschreibung der neuen Konstitution. Da war kein Besinnen. Und Großmama unterschrieb.“*

Welche Gedanken gehen Pauline bei dieser weitreichenden Handlung durch den Kopf? Ist sie sich bewusst, wie die Verhältnisse in dem überwiegenden Teil des Landes sind, in dem sie seit zwanzig Jahren lebt? Weiß sie um die bittere Armut der Menschen im Westerwald, im sog. Kannenbäckerland oder im Rheingau? Weiß sie, die im mondänen Wiesbaden Lebende, dass Zehntausende von Nassauern nach Amerika auswandern, um Arbeit und Brot zu finden? Oder leistet sie ihre Unterschrift ohne großes Nachdenken, weil sie keine andere Lösung weiß, um die Privilegien der Herrscherfamilie zu sichern? Wiederum geben die hinterlassenen Briefe einen kleinen Hinweis darauf, dass Pauline bei aller Zurückgezogenheit das öffentliche Geschehen mitverfolgte und ihre Schlüsse zog: *„Meinen besten Dank für die Nachrichten. Sie sind sehr erfreulich, wenn auch meistens der Ernst folgt und Zarrewitz sich wirklich keine Einmischung mehr erlauben kann. Des letzteren ist aber kaum anzunehmen. Ich halte den Krieg nur für aufgeschoben.“* Hinter der schweigsamen Art der Herzogin scheint eine für die Vorgänge um sich herum sehr empfängliche Person zu stecken.

Als Witwe hat Pauline ein ausreichendes Einkommen, welches ihr bereits im Ehevertrag zuerkannt wurde, um standesgemäß zu leben. Die Einnahmen aus dem Spielcasino und dem Bäderbetrieb füllen die Kassen. Dieser Reichtum zeigt sich auch in den Gebäuden, die in diesen Jahren entste-

hen. Ihr Stiefsohn, Herzog Adolph hat 1844 Paulines Nichte, die russische Prinzessin Elisabeth geheiratet, die ein Jahr später bei der Geburt ihres ersten Kindes stirbt. Zu ihrer Erinnerung lässt der Herzog auf dem Neroberg eine russische Kapelle erbauen. Auch Paulines Witwensitz ist von erhabener Eleganz, im weißen Florentiner Stil erbaut, mit Rundbogengang und Freitreppe. Das Leben der Herzogin-Witwe bietet immer wieder Abwechslung. So berichtet sie 1850 von einer Reise nach Paris. Seit 1841 verbringt sie den Sommer in Bad Soden zur Kur, wo ebenfalls ein „Paulinenschlösschen“ gebaut wird, dass auch heute noch zu den Sehenswürdigkeiten des Kurortes zählt. Außerdem ist sie sehr stark in die familiären Abläufe eingebunden. In den letzten Jahren ihres Lebens hat Pauline sich für wohltätige Zwecke eingesetzt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird es üblich, dass adlige Frauen sich karitativ und sozial engagieren. Vermittels großzügiger Stiftungen wird die Not von Waisen und Kranken gemildert. In der Gedenkschrift zu ihrem 50. Todestag wird die Mildtätigkeit der Herzogin hervorgehoben. *„Wie viel sie (..) in schlicht-herzlicher Weise getan hat, wird man wohl nie ganz erfahren; ihre Gaben und Unterstützungen spendete sie, durch Vermittlung ihrer Vertrauten in aller Stille; die Beglückten erfuhren meist nicht einmal den Namen der Spenderin. Regener Anteil hatte sie auch an der Begründung des Evangelischen Rettungshauses für Erziehung verwahrloster*

Kinder (1853), wie sie denn überall, wo es ihr möglich war, Linderung und Milderung der sozialen Leiden anstrebte.“

Erinnerungen

Pauline von Nassau ist 46 Jahre alt, als sie an einem Lungenleiden erkrankt. Sie bekommt heftige Hustenanfälle und muss mehrere Wochen im Bett liegen. Am 7. Juli 1856 stirbt sie in ihrem Palais und wird auf ihren eigenen Wunsch auf dem Alten Friedhof in Wiesbaden beigesetzt und nicht wie die anderen Mitglieder des Nassauer Adelgeschlechts in der Weilburger Fürstengruft. Viele Jahre später findet auch ihr Sohn Niklas seinen Platz neben ihr. Beide waren auf ihre Weise Außenseiter: die eine aufgrund ihrer nie öffentlich bekannt gewordenen Behinderung – der andere durch seine Heirat mit einer nicht-adligen Frau, der Tochter des berühmten russischen Dichters Alexander Puschkin. Ihre Kinder verehrten Pauline über den Tod hinaus und setzten ihr „Denkmäler“. Heute erinnert in Wiesbaden noch das „Paulinenspital“ an die Herzogin. Dieses Krankenhaus ist aus der „Paulinenstiftung“ hervorgegangen, die 1857 von Herzog Adolf ins Leben gerufen wurde, mit dem Zweck, eine Anstalt zu schaffen, die sich der Krankenpflege und Kindererziehung widmet. Ihre älteste Tochter Helene hatte ins Fürstentum Waldeck geheiratet. 1858 wurde in Arolsen ein neues Landkrankenhaus geplant und die Fürstin übernahm

die Kosten für den Neubau. Da die Mittel zu einem großen Teil aus dem mütterlichen Erbe stammten, erhielt das Krankenhaus den Namen „Paulinenhospital“. In späteren Jahren bekam das Landkrankenhaus immer wieder beträchtliche Summen von den nahen Verwandten Paulines gespendet. Hervor tat sich hier besonders die jüngste Tochter Sophie, Königin von Schweden, die sozial sehr engagiert war.

Als ich zum ersten Mal die Lebensgeschichte von Pauline von Nassau hörte, war ich erstaunt, wieviele Parallelen hier zu einer Geschichte zu finden waren, die ich vor einigen Jahren gelesen hatte. In dem berühmten Roman „Die stumme Herzogin“ von Dacia Maraini (siehe auch Emmanuelle Laborit) findet sich eine ähnliche Lebensschilderung: Die adlige Sizilianerin Marianna Ucria, von Kindheit an gehörlos und stumm, wird als Dreizehnjährige gezwungen, ihren alten Onkel zu heiraten. In dieser Ehe bringt sie zwar viele Kinder auf die Welt, findet sich jedoch in einer Situation, in der ihr jede Art der Selbstverwirklichung versagt wird. Erst mit Hilfe eines der Aufklärung verbundenen Hauslehrers ihrer Kinder lernt sie ihre eigenen Möglichkeiten kennen, um sich zu emanzipieren. Sie entwickelt sich zu einer gebildeten Frau, die zu ihrer eigenen Sprache findet. Hierin liegt der gravierende Unterschied zu der Nassauer Herzogin: Marianna Ucria beschreitet einen Weg, der sie von den herkömmlichen Erwartungen an eine Frau und Behinderte wegführt und

ihr Leben mit eigenem Sinn erfüllt. Die Geschichte der „stummen Herzogin“ beruht auf dem wirklichen Leben der Vorfahrin von Dacia Maraini, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Bagheria in der Nähe von Palermo lebte. Inwieweit Marianna Ucria sich tatsächlich aus der erfahrenen Unterdrückung befreit hat, oder ob die Schriftstellerin mit der Figur ihrer Urahnin ein Symbol der Emanzipation erfand, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist die Italienerin Dacia Maraini von ihrer taubstummen Vorfahrin genauso fasziniert wie Carmen Sylva von ihrer angeheirateten Großmutter Pauline von Nassau.

Quellen:

Carmen Sylva, Mein Pematzenwinkel. Frankfurt am Main 1908

(Carmen Sylva ist der Künstlernamenname von Königin Elisabeth von Rumänien, die schriftstellerisch tätig war, u.a. hat sie auch um 1900 in der „Gartenlaube“ veröffentlicht. Elisabeth ist die Tochter von Prinzessin Marie, dem jüngsten Kind aus der ersten Ehe Herzog Wilhelms von Nassau-Weilburg, bei deren Geburt die Mutter, Herzogin Luise starb.. Die 1843 in Neuwied am Rhein geborene Elisabeth Prinzessin zu Wied, heiratete 1869 den General Karl Eitel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, der 1881 zum König von Rumänien gekrönt wurde. Sie lebte bis zu ihrem Tod 1916 in Bukarest.)

Lothar Lüstner: Herzogin Pauline von Nassau. Ein Gedenkblatt zu ihrem 50. Todestag. In: Nassovia-Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde. Siebenter Jahrgang 1906

Wolf-Arno Kropat: Das Herzogtum Nassau zwischen Rheinbund und Revolution 1806-1866. In: Uwe Schultz: Die Geschichte Hessens. Stuttgart 1983

Vermählung von Herzog Wilhelm von Nassau und dessen Wunsch alle Feierlichkeiten bei seiner Rückkehr zu unterlassen. Akte Nr. 7258 im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden

Briefe Pauline an Herzog Adolph von Nassau 1850-1856

An dieser Stelle möchte ich mich sehr herzlich bei Eva Schuster vom Frauenmuseum Wiesbaden bedanken, die mich auf Pauline von Nassau aufmerksam gemacht und mir wertvolle Hinweise gegeben hat, die mir bei meinen Nachforschungen weitergeholfen haben. Im Rahmen der Ausstellung „Frauen-Stadt-Geschichte“ im Frauenmuseum wird Pauline von Nassau und ihr Wirken in Wiesbaden vorgestellt.



„Schwerhörig und an das Zimmer gefesselt“ - die Erfolgsautorin Eugenie Marlitt (1825-1887)

Hedwig Kaster-Bieker

► Sie scheint eine sehr großzügige, aber auch resolute Frau gewesen zu sein, diese Friederike Henriette Christiane Eugenie John, die seit ihrem 40. Lebensjahr unter dem Pseudonym E. Marlitt erfolgreich Erzählungen und Romane in der Familienzeitschrift „Die Gartenlaube“ veröffentlichte.

Der Name Eugenie Marlitt wird – sofern er heutzutage überhaupt noch bekannt ist – meistens in einem Atemzug mit Hedwig Courths-Mahler genannt: beides sogenannte „Kitschautorinnen“, Produzentinnen von Herz-Schmerz-Literatur, den Vorläufern der billigen Groschenromane, die oft in Adelskreisen spielen. Trivilliteratur ist die häufigste Assoziation. Romantitel wie „Goldelse“, „Reichsgräfin Gisela“ und „Das Geheimnis der alten Mamsell“ unterstützen den Eindruck, man habe es hier mit süßlicher Romantik und untergegangenen Lebenswelten zu tun.

Betrachtet man sich jedoch Leben und Werk von Eugenie Marlitt näher, muss man zu dem Schluss gelangen, dass es sich bei ihr um eine außergewöhnliche Frau handelte, die zu Lebzeiten höchste Anerkennung erfuhr, dann in Vergessenheit geriet wie

kaum eine andere Schriftstellerin, und deren Schaffen allmählich wieder zum Gegenstand großen Interesses wird - bei Lokalpatrioten in ihrer thüringischen Heimatgemeinde Arnstadt, bei Germanisten und Verlegern. Sie gilt mittlerweile als herausragende Vertreterin des Frauenromans im 19. Jahrhundert und die Forschung sieht es als ihren Verdienst an, dass sie Frauen unterer sozialer Schichten als neues Lesepublikum erschloss und Ideen der frühen Frauenbewegung popularisierte.

E. Marlitt kam am 5.12.1825 in Arnstadt in Thüringen zur Welt. Frederike Henriette Christiane Eugenie John - auf diese Namen wurde sie getauft - war das zweite von fünf Kindern eines Leihbibliothekars und seiner künstlerisch veranlagten Frau. Die Familie lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen, das Geld war immer knapp und eine solide Schulbildung für die Kinder aus eigenen Mitteln zu finanzieren war undenkbar. Eugenie war dem Arnstädter Kantor Stade schon als Kind durch ihr musikalisches Talent aufgefallen. Er machte die Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershau-

sen auf das begabte Mädchen aufmerksam, und Mathilde, selbst musisch begabt und großzügig in der Förderung vielversprechender Talente, ermöglichte Eugenie zunächst von 1841 – 1844 eine solide Allgemeinbildung, einschließlich Fremdsprachen-, Klavier- und Gesangsunterricht in Sondershausen. Das junge Mädchen scheint sich mit ihrem natürlichen Wesen sehr rasch in der ihr fremden, adligen Welt eingelebt zu haben, allerdings wurde ihr auch schon früh schmerzlich bewusst, welche bedeutenden Faktoren Herkunft und Besitz waren: Sie musste als Sechzehnjährige ihre zu diesem Zeitpunkt sicher sehr harmlose Beziehung zu einem Arnstädter Kaufmannssohn aus wohlhabendem Elternhaus abbrechen, weil dessen Eltern sie für nicht standesgemäß hielten.

Die junge Eugenie wurde von Fürstin Mathilde herzlich behandelt, bekam großzügige Geschenke und durfte, von ihr finanziert, 1844-46 in Wien am Konservatorium eine Ausbildung zur Opersängerin machen. Ab 1847 erscheint ihr Name auf Theaterzetteln als „Frl. John, Fürst. Schwarzb.-Sondersh. Kammersängerin“. Doch der Erfolg auf der Bühne blieb ihr versagt. Sie kam nicht an gegen ihr übergroßes Lampenfieber, war so nervös, dass ihre Stimme manchmal kaum zu hören war. Es gab in den nächsten Jahren einige Engagements in verschiedenen Städten, doch ihre Angst, vor vielen Leuten aufzutreten, wurde nicht geringer. Dazu kam bald eine weitere gravierende

Beeinträchtigung: Sie litt unter zunehmender Schwerhörigkeit, und einige ihrer Biographen interpretieren dieses Leiden als ein psychosomatisches. Eugenie John, wie sie damals noch hieß, konsultierte etliche Ärzte, machte Kuren, jedoch letztlich erfolglos. Resigniert musste sie 1853, als Achtundzwanzigjährige, ihre Karriere als gescheitert betrachten. Sie kehrte depressiv in ihr Elternhaus zurück. Dort empfing man sie mit offenen Armen, doch sie litt unter ihrer Situation, als unverheiratete Frau ohne eigenes Einkommen von ihrer Familie abhängig zu sein. Als junges Mädchen hatte sie gehofft, eine erfolgreiche Sängerin zu werden und so die materielle Not ihrer Familie lindern zu können. In einem Brief an die Eltern hatte sie aus Wien geschrieben: *„Nun wartet nur, es kommt der Zeitpunkt, wo ich sagen kann, nun kommt alle, ich bin im Stande, für Euch und mich ehrlich und redlich zu sorgen. Not und Kummer, die beiden fürchterlichen Gäste, die Euch so schrecklich viel zu schaffen machten, müssen erschreckt fliehen, und ein neues Leben, das dem Alten nicht mehr ähnelt, tut sich vor uns Allen auf. Ich habe Gott sei Dank die Sicherheit, das alles Euch mit Gewißheit versprechen zu können. Meine Lehrer haben die besten Hoffnungen, und ich gründe all mein Streben darauf. Theilt aber dies niemand mit, man möchte mich für anmaßend und arrogant halten.“*

Es muss für sie wie eine Befreiung aus ihrem scheinbar nutzlosen Dasein gewesen sein, als sie noch im Jahre 1853 von der frisch

geschiedenen Fürstin Mathilde das Angebot bekam, deren Gesellschafterin, Privatsekretärin und Reisebegleiterin zu werden. Fürstin Mathilde hielt sich in den nächsten Jahren überwiegend auf dem Schloss ihrer Eltern, in Friedrichsruhe bei Oehringen in Süddeutschland auf. Eugenie John lernte in ihrer Gesellschaft viele Menschen aus allen Gesellschaftsschichten kennen, unter anderem in München den Dichter Friedrich Bodenstedt. Ihm hatte sie ihre Erzählung „Schulmeisters Marie“ gezeigt. Bodenstedt war einer der ersten, der ihr literarisches Talent erkannte, fand jedoch damals noch keinen Verleger für ihr Werk.

Eugenies Schwerhörigkeit blieb auch bestehen, nachdem sie der Bühne den Rücken gekehrt hatte. Einer Freundin schrieb sie 1862:

„Was nun Deine theilnehmende Frage bezüglich meines Gehörleidens betrifft, so muß ich sie leider dahin beantworten, daß die Heilung bis jetzt versagt blieb, was ich zeitweise schmerzhaft empfinde; am meisten dann, wenn die Fürstin einen kleinen, geistvollen Zirkel um sich versammelt. Sobald ich mich nicht speziell mit dem Einen oder Anderen unterhalte, wobei Alle so liebenswürdig sind, mir mein Uebel möglichst wenig fühlbar zu machen, dann geht mir im Gewirr der Stimmen der Faden des Gespräches verloren, und ich büße vieles ein, was für mich von höchstem Interesse sein würde.... Sämmtliche Aerzte, die ich gebraucht, haben mir einstimmig erklärt, ich würde mit der Zeit wieder in Besitz des

Gehörsinnes gelangen, gebe es Gott!“

Nein, nie wieder sollte sie gut hören!

Und es kam noch eine weitere chronische Krankheit hinzu: ein Gichtleiden, das sie immer unbeweglicher machte.

1863, nach zehn Jahren an Fürstin Mathildes Seite, gab Eugenie John, körperlich überlastet von der Pflege der mittlerweile ebenfalls kranken Fürstin und von Intrigen am Sondershausener Hof gegen sie als „Bürgerliche“ verärgert, ihre Stellung auf. Wieder kehrte sie - abgesehen von einer kleinen Rente - mit leeren Händen nach Hause zurück, in die Familie ihres Lieblingsbruders Alfred, wo man sie ihre abhängige Stellung nicht merken ließ. Alfred, der als Lehrer tätig war, hatte seine Schwester brieflich wissen lassen: „Was Du vom Gnadenbrode fabelst, Kind, so versichere ich Dich, daß ich's auf der Stelle und ohne das geringste Bedenken aus Deiner Hand nehmen würde, und ich bin ein MANN und habe auch ein verdammt bettelstolzes Herz.... Na, komm nur, mein prächtiges Lockenköpfchen.“

Ihre von der Gicht verursachten körperlichen Beschwerden nahmen zu. Sie verbrachte zwangsläufig viel Zeit zu Hause und hatte bald eine Beschäftigung gefunden, die sie ausfüllte: Sie schrieb Erzählungen, die in ihrer Thüringischen Heimat spielten. Die Familie war von ihren Geschichten beeindruckt und der Bruder drängte sie so lange, bis sie 1865 zwei davon nach Leipzig, zur Redaktion der berühmten „Gartenlaube“ schickte – unter

dem Namen E. Marlitt. Dieses Pseudonym ließ Ernst Keil, den Herausgeber der wöchentlich erscheinenden Gartenlaube, zunächst annehmen, ein Mann, ein bisher unbekannter Autor, habe ihm die beiden Erzählungen zur Veröffentlichung angeboten. Ernst Keil war so begeistert, dass er noch im selben Jahr die „Zwölf Apostel“ abdruckte.

Das war der Beginn einer beispiellosen Karriere, der Aufstieg einer Frau aus ärmlichen Verhältnissen, der es innerhalb der ihr noch verbliebenen gut 20 Lebensjahre gelang, nicht nur in Deutschland eine Berühmtheit zu werden, sondern ihren Namen durch zahlreiche Übersetzungen auch im Ausland bekannt zu machen.

Es erschienen von ihr zunächst zwischen 1866 und 1871 drei große Romane „Goldelse“, „Das Geheimnis der alten Mamsell“, „Reichsgräfin Gisela“ und eine Novelle („Blaubart“). Eugenie John-Marlitt wurde zu einer berühmten und reichen Frau. Sie konnte 1871 in ihr großes neuerbautes Haus in Arnstadt umziehen. Diese „Villa Marlitt“ war „behindertengerecht“ konzipiert und bedeutete für die Autorin die Verwirklichung eines Wunschtraumes: Hier konnte sie mit Blick in die freie Natur schreiben, war umgeben von ihrer Familie und unbelastet von materiellen Sorgen. Eugenie Marlitt blieb auch in den Zeiten ihres großen Ruhmes bescheiden, war sozial engagiert und half großzügig, wenn sie um Hilfe gebeten wurde. Auch das noch erhaltene Testa-

ment ist ein Dokument der Sorge um das Wohlergehen der Familie und vieler bedürftiger Menschen.

In der Vorrede zur „Reichsgräfin Gisela“ von 1870 dankte die Autorin Ernst Keil, ihrem Entdecker und lebenslangen Förderer:

„Als ich im Jahre 1865 meine Novelle, die zwölf Apostel‘ nach Leipzig sandte, da geschah es mit bang zagendem Herzen. Bei dem Mißtrauen gegen mich selbst und der daraus entspringenden sehr natürlichen Besorgnis, ob das kleine Werk auch lebensfähig, und ich überhaupt die Berechtigung habe, schriftstellerisch aufzutreten, ferner neben der Erwägung, daß es das große, nur Auserwählten offenstehende Weltblatt, ‚die Gartenlaube‘ sei, in welchem ich zu debütieren versuchte, machte sich...eine Art von Furcht geltend....Sie haben gemacht, daß das so oft gehörte Wort vom kärglichen Brot des deutschen Schriftstellers für mich nur die Bedeutung einer von fern herüberklingenden Mythe hat...“

Ja, Ernst Keil wusste umgekehrt, was er an der Marlitt hatte, denn ihre Popularität hatte maßgeblichen Anteil daran, dass sich die Auflagenhöhe der „Gartenlaube“ zwischen 1866 und 1876 verdoppelte, und solange E. Marlitt dort publizierte, stetig stieg. Jeder neue Roman von ihr wurde mit Spannung erwartet.: 1874 „Die zweite Frau“, 1876 „Im Hause des Kommerzienrates“, nach dem Tode von Ernst Keil 1878 noch „Im Schillingshof“ (1879), „Amtmanns Magd“ (1881) und „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“ (1884).

Doch worauf gründete sich der ungeheure Erfolg von E. Marlitt? Es waren verschiedene Faktoren, die sich ergänzten: ihre gefühlvollen Schilderungen menschlicher Verhältnisse, die „romantischen“ Naturbeschreibungen, die „spannenden“ Storys, der eingängige Stil und die Präsenz in einer vielgelesenen wöchentlich erscheinenden auflagenstarken Zeitschrift.

Ernst Keil hatte die „Gartenlaube“ 1853 gegründet, in der Absicht, mit Texten, die zum Herzen sprechen, eine große Leserschicht zu erreichen und gleichzeitig aufklärend und emanzipatorisch zu wirken. Das oft als spießig abqualifizierte Wochenblatt rechnete Annette von Droste-Hülshoff, Wilhelm Raabe und Theodor Fontane zu seinen Autoren und bot beispielsweise Helene Lange, der Führerin der deutschen Frauenbewegung, ein Forum für ihre Gedanken über „Die Frau und das Universitätsstudium“. E. Marlitts Romane passten genau zum Verlagsprogramm. Ihre Themen sprachen das überwiegend weibliche Lesepublikum an, in jedem ihrer Werke gab es mindestens eine weibliche Lichtfigur, mit der sich die Frauen identifizieren konnten. E. Marlitt nahm kein Blatt vor den Mund, wenn es ihr darum ging, Adelsdünkel, die Bigotterie der Kirchentreuen oder soziale Missstände zu kritisieren. Sie war eine Autorin des Volkes, von ihm gelesen und geliebt. Ihre Romane wurden erst in Fortsetzungen in der „Gartenlaube“ veröffentlicht und erschienen unmittelbar danach als Buch.

Die Kritiker reagierten schon früh sehr gespalten. Man lobte ihr handwerkliches Können, sah den großen Erfolg beim Publikum, wies aber auch deutlich auf die Schwachstellen hin: die grobe Schwarzweiß-Zeichnung der Charaktere oder die zum Teil unglaublichen Handlungsfäden, die sich zwangsläufig im Happy End entwirren.

Mit beigetragen zu ihrem Ruf als Kitschautorin haben die Verballhornungen ihrer Romane auf der Bühne, in späteren Jahren die Verfilmungen fürs Fernsehen und Buchausgaben mit zum Teil sinnentstellenden Kürzungen. Zu E. Marlitts Zeiten gab es außerdem noch Anfeindungen von konservativer Seite: Vielen war Eugenie Marlitt politisch zu radikal. Einer ihrer großen Verteidiger hingegen war der Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller, der über sie sagte:

„Wenn man derartig über jemanden loszieht, muß etwas an der niedergedonnerten Person dran sein, dachte ich mir und ließ mir einen Band von der ‚Gartenlaube‘ kommen. Es stand die ‚Goldelse‘ darin. Nun, ich habe... diese Geschichte gelesen... und habe keine Langeweile verspürt, im Gegenteil, ich habe das Frauenzimmer, die Marlitt, bewundert. ...diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl, und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung der Weiber. Aus diesem Drang heraus schreibt sie.... Setzt die Marlitt nicht herunter!“

Während Eugenie Marlitt als Autorin immer erfolgreicher wurde, verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand unaufhaltsam. Ab 1871 konnte sie nicht mehr gehen und verbrachte die meiste Zeit „in einem bequemen Lehnstuhl“, überwiegend betreut von der Schwägerin, zu der sie, ebenso wie zu den übrigen Familienmitgliedern, ein sehr herzliches Verhältnis hatte.

Eugenie Marlitt haderte nicht mit ihrem Schicksal als behinderte Frau, sondern fügte sich hinein, genoss dankbar das, woran sie noch teilhaben konnte. Was sie allerdings schmerzlich vermisste, waren die ausgedehnten Spaziergänge in der freien Natur. Sie liebte ihre Heimat, den Thüringer Wald und konnte sich von Herzen über Blumen freuen:

„Auf meinem Fensterbrette blühen Veilchen, und drüben auf dem Berge, über Wiesen und Büsche gebreitet, liegt der erste leise Duft des Frühlingskleides; tausend Hoffnungen öffnen da draußen die Augen, und wir kranken Menschenkinder wollen nicht zurückblicken, sondern hoffen, hoffen!“

Im Jahre 1868 führte Eugenie Marlitt einen Briefwechsel mit einem ihrer glühendsten Verehrer, dem damals schon weit über achtzigjährigen General, Gartengestalter und schriftstellernden Fürsten Pückler-Muskau. Hier nahm sie deutlich Stellung zu Gerüchten, die über ihre „Leiden“ kursierten, bediente sich ihrer aber auch gleichzeitig, um eine Einladung des Fürsten abzuwehren:

„...jetzt, wo ein rheumatisches Leiden mich meist an das Zimmer fesselt, könnte ich den Blick auf meine trauten Thüringer Berge nicht missen. ... Es ist nicht wahr, daß man mir die Feder in die Hand geben muss, wenn ich schreiben will – in dem Fall wäre ich das beklagenswerteste Geschöpf auf Gottes Erden; denn es ist mir geradezu unmöglich, auch nur einen Federstrich in Gegenwart Anderer zu thun...“.

Im gleichen Brief geht sie auch auf ihre Schwerhörigkeit ein und äußert sich ohne Selbstmitleid zu ihrer Behinderung:

„Neuerdings macht ein sehr tüchtiger Arzt abermals Versuche und spricht von völliger Wiederherstellung, ein schöner Gedanke, den ich indeß noch zurückweise. Ich habe mich klaglos in mein Geschick ergeben, denn so unweise bin ich nicht, mich stürmisch gegen das aufzulehnen, was sich nun einmal nicht ändern läßt.“

Der Fürst jedoch ließ sich von solch dezenten Abwimmelungsversuchen nicht abschrecken, wurde im Gegenteil immer drängender und wollte nun seiner angebeteten Freundin einen Besuch abstatten. Sie lehnte ab, völlig unbeeindruckt von seiner adligen Herkunft. Fast arrogant ließ sie ihn wissen:

„Was Ihre Anfrage bezüglich einer persönlichen Zusammenkunft betrifft, so sage ich Ihnen nochmals kurz und bündig Folgendes: Ich bin schwerhörig, einsilbig im Gespräch und körperlich so leidend, daß ich an das Zimmer gefesselt bin...“

Und nun noch Eins! Es kommen Viele, sehr Viele, aus aller Herren Länder, die meine kleine Person kennen lernen wollen – sie Alle werden zurückgewiesen, weil ich sozusagen mit der äußeren Welt abgeschlossen habe -...“

Eugenie Marlitt fühlte sich in der Welt, aus der sie stammte, geborgen, und wenn sie dem Besuchswunsch des Fürsten nicht nachkam, wollte sie damit auch vermeiden, dass er sich in irgendeiner Weise herablassend ihrem kleinbürgerlichen Milieu gegenüber zeigen könnte.

Im Werk wie im Leben hielt sie konsequent an ihrer demokratischen und adelskritischen Überzeugung fest, und nahm es dabei in Kauf, dass der Fürst schmollend die Korrespondenz beendete, nachdem sie es endgültig abgelehnt hatte, ihn zu empfangen oder zu besuchen:

„Sie werfen mir Stolz und Gefühllosigkeit vor. Ja, stolz bin ich, das ist wahr; allein von diesem ‚schlimmen Fehler‘ werde ich nicht lassen, denn er ist mein Hort, mein Schild in den verschiedensten Lebenslagen gewesen, und wenn er in diesem Kampfe verletzende Formen angenommen hat, die einen gerühmten Glanzpunkt der Weiblichkeit, die ‚Hingabe‘ schmälern, so kann ich das nicht ändern, und aufrichtig gestanden, ich habe auch keine Lust dazu. Aber gefühllos bin ich nicht – mit dieser Beschuldigung haben Sie mich tief verletzt.“

Auch die Heldinnen in ihren Romanen verkörpern diesen Stolz, der sie aufbegehren lässt gegen Standeshochmut, Bevormun-



dung und Unterdrückung. In „Reichsgräfin Gisela“ beispielsweise ist es ausgerechnet ein scheinbar krankes junges Mädchen, das die Ideale der Autorin verkörpert. Gisela wird schon als Kind von Stiefvater und –mutter eine „Krankheit unerbittlich oktoziert“.

Wegen ihres angeblichen „Veitstanzes“ (Corea Huntington) wird sie fern aller Gesellschaft von einer bigotten Hausdame erzogen. Erst als sich Gisela gegen die Anordnungen des „gewissenlosen Arztes“ auflehnt, die Medikamente wegwirft und sich viel an der frischen Luft bewegt, gesundet sie allmählich.

Die „böse Stiefmutter“ Giselas erkennt rasch die Gefahr, die für sie von der gesunden „emanzipierten“ jungen Gräfin ausgeht und

versucht erfolglos, sie in ihr unselbständiges Leben zurück zu verbannen. Es spricht die Diktatur der vorgeblich Wohlmeinenden aus ihren Worten:

„Es ist mir zu peinlich, dieses zarte Thema nochmals zu berühren, ... und doch muß es gesagt sein; um so mehr, als du, mein Kind, die größte Lust zeigst, dich zu emanzipieren ... Viele Menschen, Männer und Frauen, haben eine Aversion gegen alles, was ‚Nervenzufälle‘ heißt – dein Uebel ist leider bekannt, meine liebe Gisela – im Verkehr mit der Welt würden dich zahllose Rücksichtslosigkeiten verwunden -...“

In dem Roman „Goldelse“ von 1866 spielt die sensible, musisch begabte, „kleine, verkrüppelte“ Helene von Walde eine wichtige Rolle. Sie wird als „armes, mißgestaltetes Wesen ... mit einem Höcker und einer schiefen Hüfte“ beschrieben. Helene gibt sich dem Wahn hin, von dem Frauenhelden Hollfeld geliebt zu werden, der es als Erbschurke nur auf ihre Erbschaft abgesehen hat. Dass für eine „so schwer Heimgesuchte“ wie Helene eine erfüllte Liebesbeziehung gänzlich unvorstellbar ist, macht die Aussage einer Dame am Hofe deutlich: *„... denn ich bitte euch, wie ist es möglich, daß ein so entsetzlich verkrüppeltes Wesen Liebe einzuflößen vermag!...“* Das dürfte die realistische Wiedergabe der vorherrschenden Meinung über behinderte Frauen in der damaligen Zeit sein. Die Autorin zeigt sich hier alles andere als sentimental, sondern als psychologisch genaue Chronistin.

Eugenie Marlitt hatte, wie wir wissen, ihren „Verkehr mit der Welt“ aus verschiedenen Gründen stark eingeschränkt. Ein zu reges gesellschaftliches Leben hätte sie in ihren späteren Jahren sicherlich zu stark strapaziert und vom Schaffen abgehalten. Es gibt nur sehr wenige Fotos von ihr, nicht eines davon im Rollstuhl. Sie wollte nicht bedauert werden und die Worte der Reichsgräfin Gisela drücken sicher auch ihre eigene Lebenshaltung aus:

„...- weil es mich beleidigt und verletzt, ewig der Gegenstand des allgemeinen Mitleids zu sein“.

1886 hatte Eugenie Marlitt mit der Arbeit an „Eulenhans“ begonnen, doch das Werk blieb unvollendet, ihr Gesundheitszustand ließ ein kontinuierliches Schreiben nicht mehr zu. Als sie sich 1885 in ihrem neuen Tragestuhl, der guten Aussicht wegen, zum Turmzimmer hinauftragen ließ, fiel sie heraus und verletzte sich schwer. Es folgte eine Rippenfellentzündung und nach monatelangem Krankenlager starb sie am 22.6.1887. Ihre Lesergemeinde war bestürzt, Todesmeldungen erschienen im In- und Ausland, bis hin zur New Yorker Stadtzeitung.

Mit dem Niedergang der „Gartenlaube“ zu Beginn des letzten Jahrhunderts geriet auch E. Marlitt in Vergessenheit. Der früheren DDR galt die Thüringerin als sentimentale Chronistin eines geschichtlich überholten Adels. Man wollte nichts mit ihr zu tun haben und übersah dabei vollkom-

men die gesellschaftskritischen Aspekte ihrer Prosa. Von Eugenie Marlitt gibt es zur Zeit nur drei Bücher im Handel, einen kleinen Gedichtband aus dem Jahr 1992, und zwei Romane, wiederaufgelegt nach den Originalausgaben im Verlag Das Beste, Stuttgart. Dass die Autorin ihren Ruf als Herz-Schmerz-Autorin auch in unserer Zeit nicht mehr los wird, beweist die Verlagswerbung für „Das Geheimnis der alten Mamsell“ und „Goldelse“:

„Lassen Sie sich von der unvergleichlichen Erzählkunst der Erfolgsautorin Eugenie Marlitt aus dem Alltag entführen und erleben Sie den Kampf Ihrer Heldinnen gegen Standes- und Besitzunterschiede. (...) Insgesamt über 650 Seiten voller Gefühle und Romantik!“

Die beiden Neu-Ausgaben verkaufen sich so gut, dass geplant ist, die Reihe fortzusetzen. Günter Merbach, der Leiter der „Interessengemeinschaft Marlitt“ in Arnstadt arbeitet an einer neuen Biographie der Autorin, die im Jahre 2002 erscheinen soll.

Der Ruhm von Eugenie John-Marlitt mag heute verblasst sein, eine bemerkenswerte Frau war sie allemal!

Als Motto über ihrem Leben könnte der Satz ihrer Heldin Elisabeth aus „Goldelse“ stehen:

„Ich habe den Mut, es mit dem Leben aufzunehmen und ihm das abzurufen, was zu meiner Selbständigkeit nötig ist.“

Quellen:

E. Marlitt. Das Leben einer großen Schriftstellerin. Aus alten Quellen zusammengestellt von Günter Merbach. Martin Kelter Verlag, Hamburg, 1992

Marlitt: Romane, 3. Reichsgräfin Gisela. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 2. Aufl. 1890 (mit Vorwort von E. Marlitt aus dem Jahre 1870)

E. Marlitt: Goldelse. Verlag Das Beste GmbH, Stuttgart, Zürich, Wien, 2000 (ersch.: 1866). Dazu: Werbung des Verlags Das Beste für E. Marlitt „Das Geheimnis der alten Mamsell“ und „Goldelse“

Cornelia Brauer: Nachwort zu E. Marlitt, Maienblütenhauch. Die Gedichte. Hain Verlag, Rudolstadt & Jena, 1994

Wermelskirchen, Axel: Er sank in die Knie oder Sie sank an seine Brust. Eugenie Marlitts 175. Geburtstag und die Beziehung zu Arnstadt. in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 283, 5.12.2000, S.13



Margarete Steiff (1847-1909)

Anneliese Mayer

► *„Dieses Buch wurde mir einst geschenkt mit der Weisung, meine Lebensgeschichte darein zu schreiben; endlich komme ich dazu, damit zu beginnen, glaube aber nicht, daß es etwas rechtes wird, denn schriftstellern ist nicht meine Sache. Ich gebe, was ich kann, und meine Eigenen werden mich schon verstehen. Ich bin geboren am 24. Juli 1847 und erhielt den Namen Apollonia Margarete Steiff (...). Mit 1 ½ Jahren wurde ich von einer Krankheit befallen, nach welcher ich nicht mehr gehen konnte, der linke Fuß war vollständig, der rechte teilweise gelähmt, auch der rechte Arm war sehr geschwächt.“*

Mit dieser Einleitung beginnt das Tagebuch der Spielwarenfabrikantin Margarete Steiff, die zur Zeit der Abfassung 61 Jahre alt ist. Es sind ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen, die sie hier festhält und die uns heute ein anschauliches Bild über die Persönlichkeit der Frau wiedergeben, die die weltbekannten Steifftiere – mit dem Markenzeichen ‚Knopf im Ohr‘ – kreierte. Das „Gretle“, wie Margarete Steiff von ihrer Verwandtschaft in breitem Schwäbisch gerufen wird, wächst gemeinsam mit drei Geschwistern in einer Handwerkerfamilie auf.

Die Mutter Maria Margarete Hähnle entstammt einer alteingesessenen Giengener Gastwirtschaftsfamilie. Sie heiratet mit 23 Jahren den Maurermeister Johann Georg Wulz und bringt zwei Söhne auf die Welt, deren Leben nur von kurzer Dauer ist. Nach drei Jahren Ehe verunglückt der erste Ehemann von Maria Margarete tödlich. Er ist dabei, das Dach der Kannenbrauerei auszubessern, die im Besitz der Schwiegereltern ist, als er durch eine Unachtsamkeit abstürzt.

Die Witwe heiratet 1843 den um zwei Jahre jüngeren Zimmerergesellen Friedrich Steiff aus Geislingen, der bereits einige Jahre bei Maurermeister Wulz beschäftigt war und nach dessen Tod das Baugeschäft kommissarisch weiterführte. Maria Margarete hat fast jedes Jahr eine Geburt. Da sind zuerst die drei Mädchen Marie, Pauline und Margarete und schließlich kommt noch ein Junge hinzu, der den gleichen Namen wie der Vater erhält.

Giengen an der Brenz*, die ehemalige Reichsstadt, in der die Familie Steiff lebt und arbeitet, liegt am Ostrand der Schwäbischen Alb in Baden-Württemberg.

Giengen ist eine Kleinstadt, in der hauptsächlich die Leintuchweber und Gerber ihr Handwerk betreiben. Die ortsansässigen Leute sind fleißige und genügsame Bürger und werden dem Ruf der „Häusle bauenden Schwaben“ vollauf gerecht.

Im Dezember 1848 erkrankt das kleine „Gretle“ an Kinderlähmung, was zufolge hat, dass sie nicht mehr laufen kann. Erfolglos konsultiert die Mutter mit ihr verschiedene Ärzte, u.a. im nahegelegenen Ulm. Die Familie muss sich im Laufe der Jahre mit der Tatsache abfinden, eine gelähmte Tochter zu haben. Sich gegen das Schicksal aufzulehnen, ist in der damaligen Zeit fast undenkbar. Der protestantische Glaube gibt zudem vor, dass Schicksalsschläge mit großer Demut hinzunehmen sind. Und an die Grundsätze ihrer Religion hält sich die Mutter Margaretes – über die Einstellung des Vaters ist nichts bekannt.

Die kleine Margarete ist eine eigenwillige Person, die nicht widerspruchslos die ihr gesellschaftlich zugeteilte Rolle der „duldsamen Behinderten“ annimmt. Sie selbst charakterisiert sich so: *„Ich war nie so brav und folgsam gewesen wie meine Schwestern, es hieß oft ‚die böse Gret‘“*. Wenn wir uns die Zeit und die damaligen Verhältnisse vor Augen führen, so war es sicherlich nicht leicht, einen eigenen Kopf zu entwickeln und sich als behindertes Mädchen nicht unterkriegen zu lassen.

Aber Margarete schafft es, auch weil sie viel Unterstützung durch die Verwandten

erfährt. *„Und Margarete Steiff hat sowohl Energie als auch Persönlichkeit. Gerade das Nesthäkchen im Rollstuhl rebelliert, wo die anderen Geschwister ergeben den Kopf senken“*, stellt Wolfgang Heger fest, der zum 150. Geburtstag Margarete Steiffs ihre Biografie verfasste.

Margarete ist als Kind immer draußen zu finden, „auf der Gass“, sommers wie winters. In einem Wägelchen sitzend lässt sie sich vor das elterliche Haus schieben, das in der Ledergasse steht. Dort ist ein geschäftiges Treiben, da viele Handwerksbetriebe in der Straße angesiedelt sind. Und jedes Haus hat seine Kinderschar. Das gelähmte Mädchen beteiligt sich an den Spielen der Nachbarkinder. Und wenn diese in ihrem Bewegungsdrang davonrennen, beaufsichtigt sie die ganz kleinen Kinder, denen sie Geschichten erzählt oder Lieder vorsingt. Bei den üblichen Straßenspielen der Kinder übernimmt sie oft die Rolle der Leiterin. Sie muss dabei sein bei den verschiedenen dörflichen Aktivitäten, auch wenn sie dadurch einmal unglücklicherweise Bekanntschaft mit dem Wasser der Brenz macht. Ein Wagen - vollgeladen mit Klee - auf dem sie gemeinsam mit den Geschwistern sitzt, kippt bei der Heimfahrt vom Feld um und sie purzeln alle kopfüber in den Fluss. Es zeugt von ihrer Furchtlosigkeit und ihrer Selbstsicherheit, als Margarete auf die Frage, was sie denn gemacht hätte, wenn man sie nicht aus dem Fluss gefischt hätte, schlagfertig zur Antwort gibt,

sie wäre zu ihrer Taufpatin in die Klingelmühle geschwommen.

Überhaupt ist Margarete eine lebhaft und unternehmungslustige Person, die gerne auf Reisen geht. Bereits als Neunjährige macht sie ihre erste längere Reise, wenn auch nicht des Vergnügens wegen. Die Fahrt geht im Frühjahr 1856 nach Ludwigsburg bei Stuttgart in die Kinderheilstätte von Dr. Werner. In dieser Einrichtung sollen bereits Operationen bei gelähmten Kindern erfolgreich abgelaufen sein, das hat sich auch in Giengen herumgesprochen. Wieso soll es nicht auch Heilungschancen für Margarete geben? Auf Intervention ihres Onkels, des Stadtrats Klingelmüller, übernimmt der städtische Stiftungsrat die Aufenthalts- und Behandlungskosten für die kleine Mitbürgerin. Die gute finanzielle Ausstattung ist sicherlich ein Grund, dass Margarete nicht in der Anstalt Quartier bezieht, sondern in die Wernersche Familie aufgenommen wird. Sie fühlt sich sofort wohl, werden ihr hier doch Freiheiten eingeräumt, die ihr zu Hause nicht gestattet sind, wie beispielsweise das Rutschen auf dem Boden – für sie eine gute Möglichkeit sich fortzubewegen, auch wenn dabei die Röhren ruiniert werden. Zwei Sehnenschnitte werden an Margaretes linkem Fuß gemacht. *„Durch Gipsverband sollte der Fuß gerade werden, aber da jede Kraft fehlte, so hatte auch das darauffolgende Wildbad gar keine Wirkung.“* Nach Wildbad, in den angesehenen Kurort im Schwarzwald, kommt Margarete im

Anschluss an Ludwigsburg und verbringt dort ein halbes Jahr mit anderen behinderten Kindern. *„Es waren nicht viele Kinder da, die nicht laufen konnten wie ich. Dagegen hatten sie alle viel beschwerlichere Leiden, auch teilweise Schmerzen, so daß ich das Gesündeste war.“* Sie genießt die Bäder, das Sitzen im Wasser, wo ihr die Bewegungen viel leichter fallen. Die medizinischen Maßnahmen hinterlassen bei dem Mädchen keinen bleibenden Eindruck. Sie werden als notwendig hingenommen. Margarete muss zwar einen orthopädischen Apparat am Bein tragen, aber der stört sie nur, als sie zum zweiten Mal im Leben ein unfreiwilliges Bad nehmen muss und sie durch die Prothese in die Tiefe gezogen wird. Viel mehr Bedeutung hat für Margarete das ausgelassene Spiel mit den übrigen kleinen Kurgästen. Auch der Schulunterricht, den sie in Wildbad erhält, macht ihr großen Spaß. Eine Tochter von Dr. Werner erzählt ihr biblische Geschichten und die anderen „Fräulein“ lehren sie u.a. die englische Sprache. Später bedauert es Margarete Steiff sehr, dass der Englischunterricht zu Hause keine Fortsetzung findet, da sie als Geschäftsfrau die Beherrschung dieser Sprache sehr vorteilhaft empfunden hätte, zumal sie in den Amerikanern ihre wichtigsten Handelspartner vorfinden wird. Ein sichtbarer Erfolg der Behandlung in Ludwigsburg und Wildbad bleibt aus. Auch eine Wiederholung des Kuraufenthalts ein Jahr darauf führt zu keiner Ver-

besserung der Behinderung Margaretes. Die Enttäuschung muss für die Eltern größer gewesen sein als für ihre Tochter, die die erlebten Freiheiten in der Fremde in vollen Zügen ausgekostet hat und keine Verzweiflung darüber empfindet, dass sie nun doch nicht laufen kann. Mit achtzehn Jahren findet sie sich endgültig mit ihrem körperlichen Zustand ab: *„Von da an ließ ich mich durch keine angepriesenen Mittel und Heilmethoden mehr aufregen, denn das unnütze Suchen nach Heilung lässt den Menschen nicht zur Ruhe kommen.“*

Wieder in den Giengener Alltag zurückgekehrt, werden die nächsten Jahre durch das Schulleben bestimmt. Für das aufgeweckte, wissbegierige Mädchen ist die Schule ein Vergnügen. Sie lässt sich durch keinen widrigen Umstand davon abhalten, jeden Tag am Unterricht in der Gemeindeschule teilzunehmen. Ihr gelingt es sehr schnell, den durch ihre Abwesenheit in den Sommermonaten versäumten Stoff aufzuholen. Die notwendige Hilfe, die sie braucht, um täglich in die Klassenräume zu kommen, ist organisiert: *„In der Nähe des Schulhauses hatte eine Frau den Auftrag, mich die Treppe hinaufzutragen. Nicht selten kam es vor, daß mich mein Gespann einfach vor dem Schulhaus stehen ließ und in ihre Klasse eilte. Aber da war auch noch der Herr Schnapper, der sich meiner annahm und mich versorgte, auch die Lehrer trugen mich oft hin und her.“* Alles dies geschieht mit einer großen Selbstverständlichkeit. Hätte es Mitte des 19. Jahr-

hunderts bereits eine höhere Schulbildung gegeben für Töchter aus nicht so wohlhabenden Familien, die sich Privatunterricht leisten konnten, sicherlich hätte Margarete diesen Weg eingeschlagen. So hat sie allein die Möglichkeit, gemeinsam mit ihren beiden Schwestern die Nähsschule zu besuchen und sich ihren Lebensunterhalt in einem weiblichen Handwerk zu verdienen. Die drei Schwestern kaufen sich 1869 eine Nähmaschine, die erste in der Stadt, und die findige Margarete dreht die Maschine einfach um, damit sie das Rad mit der beweglichen linken Hand antreiben kann. Nebenbei lernt sie das Zitherspielen und gibt hierin Unterricht.

Die heranwachsende Margarete bleibt bald allein mit der Mutter zurück. Die älteren Schwestern Marie und Pauline gehen in Stellung fort und heiraten nach kurzer Zeit. Zwar füllen sich die Tage mit der Näharbeit und Margarete ist vollauf beschäftigt, die Aussteuer für ihre Kusinen und Cousins anzufertigen. Beim Nähen der Wäsche für die künftigen Ehefrauen und Ehemänner wird sie oft darüber nachgedacht haben, dass sie niemals heiraten wird. Für eine Frau, die weder Mann, Haushalt und Kinder versorgen kann, sondern selbst immer Hilfe braucht, findet sich kein Heiratskandidat. Auch hier arrangiert sich Margarete mit dem Unabänderlichen. Sie wird jedoch keine Stubenhockerin, die sehnsüchtig aus der Ferne den Vergnügungen der jungen Leute hinterherblickt. Sie hat nun mal ein tempe-



ramentvolles Naturell und lässt sich in ihrer Unternehmungslust auch von der strengen Mutter nicht aufhalten: „Die Freundinnen holten mich ab und machten mit mir noch eine Mondscheinpromenade. Die Mädchen brachten mich dann ins Bett und schlugen die Haustüre zu. Dann war ich versorgt und hatte nach dem ewigen Stubensitzen doch noch etwas Luft geschnappt“.

Trotz oder wegen ihrer existentiellen (nämlich pflegerischen) Abhängigkeit von der Mutter ist das Verhältnis der gerade erwachsen gewordenen Margarete zu ihr sehr angespannt. Sie wehrt sich gegen den hohen Arbeitsethos, den die Mutter vertritt: „So mußte ich mir eigentlich alles erkämpfen, denn die Mutter war entschiedene Feindin von jedem Vergnügen und jeder Erholung.

Das stand einfach nicht in ihrem Wörterbuch, nur arbeiten und wieder arbeiten.“ Erst im Abstand von vielen Jahren wird die erfahrene Margarete Steiff ihrer Mutter „...recht von Herzen dankbar (sein), daß sie uns Arbeit und Genügsamkeit gelehrt hat und daß sie mich nicht verwöhnte, wie so häufig Mütter ihre leidenden Kinder verwöhnen und verzärteln.“ Als die Mutter mit zunehmendem Alter ihre Tochter nicht mehr pflegen kann, zieht eine ledige Schwägerin von Margaretes Schwester Pauline mit ins Haus.

Johanna Röck ist unverheiratet und versteht sich auf Margarete einzustellen, die von sich behauptet:

„Bei meiner bekannten Unverfrorenheit nahm ich alles, was man für mich tat, zwar

mit großem Dank, jedoch als ganz selbstverständlich an.“

Die wirtschaftliche Unabhängigkeit ist Margarete sehr wichtig. Sie unterhält ihre Nähstube, die sie gemeinsam mit den Schwestern aufgebaut hat und holt sich Hilfskräfte hinzu. 1877 eröffnet die 30-Jährige ein Filzkonfektionsgeschäft.

Das zur Herstellung von Mänteln und Unterröcken notwendige Arbeitsmaterial, den Wollfilz, liefert ihr die Verwandtschaft. Zehn Jahre zuvor hatte ihr Cousin Hans Hähle als Zwanzigjähriger die „Württembergische Woll-Filz-Manufaktur“ gegründet. Überhaupt ist die industrielle Fertigung von Bekleidung immer mehr im Kommen. Die Kleidungsstücke aus Margaretes Filzkonfektionsgeschäft finden dank der Geschäftstüchtigkeit ihrer männlichen Verwandten weitreichenden Absatz. Anregung für ihre Schnitte holt sich Margarete Steiff aus der Zeitschrift „Die Modenwelt“. Hierin entdeckt sie im Dezember 1879 das Muster für einen Elefanten, der als Nadelkissen Verwendung finden soll. Margarete näht mehrere Exemplare aus Filz, stopft sie mit Schwerwolle aus und verschenkt das Stofftier an ihre kleinen Nichten und Neffen. Sehr schnell wollen auch andere Kinder einen solchen Elefanten als Spielzeug besitzen und die geschäftstüchtige Margarete lässt eine immer größere Stückzahl des Rüsseltiers in unterschiedlichen Größen herstellen. Noch nehmen die Filztiere – Pferde, Esel, Schweine und Kamele sind hinzugekommen - keinen

großen Platz in dem Warensortiment ein. Das ändert sich jedoch 1883: Als sie ihre erste „Preis-Liste des Filz-Versandt-Geschäfts von Gretchen Steiff in Giengen a. Brz.“ veröffentlicht, preist sie auch ihre „Spielwaren aus Filz, unverwüstlich und ungefährlich“ an. Schon 1886 werden über 5000 Elefanten verkauft und die Produktpalette erweitert sich zusehends.

Mittlerweile reichen die Arbeitsräume im Elternhaus in der Ledergasse nicht mehr aus für Margarete Steiff und ihre Hilfskräfte. Zwar werden viele Tiere von Heimarbeiterinnen genäht, jedoch müssen diese auch verpackt und versandfertig gemacht werden. Zudem müssen auch Schlosser beschäftigt werden, denn die Spielzeugtiere werden mit einem fahrbaren Unterstell aus Gusseisen versehen, damit sie beweglicher sind – die Idee stammt von Margaretes Bruder Fritz.

Bruder Friedrich Steiff, der das väterliche Baugeschäft geerbt hat, ist es auch, der 1888 mit dem Bau eines neuen Geschäfts- und Wohnhauses für die aufstrebende Filz-Spielwarenfabrikantin beginnt. Einige Jahre nach Fertigstellung stellt Margarete Steiff den Antrag, eine behindertengerechte Rampe an ihrem Geschäftshaus zu genehmigen. Doch die Rampe wird vom Bauamt der Stadt Giengen zunächst abgelehnt. Margarete Steiff bemüht sich nun, den zuständigen Behörden deutlich zu machen, worin der Vorteil einer solchen Rampe liegt. Sie ersucht im Oktober 1899 um eine erneute

Prüfung ihres Baugesuchs und begründet die Notwendigkeit der *„Rampe im Südhof (...), auf die ich den größten Wert legen muss. Diese dient nämlich zum Transport meiner fußlahmen Person und ermöglicht mir die Übersicht über mein Geschäft per Rollstuhl“*. Margarete legt sehr viel Wert darauf, dass sie die Gebäude, in denen ihre Verwandten leben und die sie häufig besucht, befahren kann, ohne aus dem Rollstuhl gehoben zu werden. Sie besitzt inzwischen einen Rollstuhl, den sie mittels einer Stange mit der linken Hand selbst lenkt.

Margarete Steiff ist eine erfolgreiche und durchsetzungsstarke Unternehmerin geworden. Ihre Fabrik wird im März 1893 ins Handelsregister eingetragen, das Geschäft zählt vier Arbeiterinnen und zehn Heimarbeiterinnen. Vier Jahre später hat sich die Beschäftigtenzahl bereits verdreifacht. Von ihren Neffen, den Söhnen ihres Bruders, sind die ältesten bereits mit in ihr Geschäft eingetreten und entwickeln immer neue Variationen von Stofftieren. Die Konkurrenz auf dem Spielwarenmarkt ist groß, vor allem aus dem Thüringer Wald und dem Erzgebirge kommen viele Neuheiten für Kinder auf den Markt. Da müssen die eigenen Produkte abgesichert werden. Bereits 1892 versucht Margarete Steiff ein Patent anzumelden, was ihr nicht genehmigt wird, da eine Spielwarenfabrik aus Gotha dagegen Einspruch erhebt. 1897 versieht sie ihre Stofftiere mit einer Fabrikmarke, auf der ein Elefant abgebildet ist, dessen Rüssel sich

s-förmig nach oben schwingt.

1903 ist ein entscheidendes Jahr für die Firma Steiff, in die inzwischen alle sechs Neffen eingetreten sind und ihre Fähigkeiten zum Einsatz bringen. Da ist der Älteste, Richard, der in Stuttgart an der Kunstgewerbeschule studiert hat. Er erinnert sich an einen Zoobesuch und skizziert einen Bären, den seine Tante nähen soll.

Margarete Steiff hat starke Zweifel, ob mit einem Bär die Kinderherzen zufrieden zu stellen sind. Richard glaubt, auf der Spielwarenmesse in Leipzig mit dem zotteligen Tier erfolgreich zu sein. Die Tante hält ihre Argumente dagegen, aber schließlich lässt sie mehrere Exemplare des Bären, der mit seinen langen Armen und dem Buckel etwas plump wirkt, anfertigen. Tanzbären werden bei Steiff ja schon seit einiger Zeit hergestellt.

Der Verlauf der Leipziger Messe scheint den Vorbehalten Margarete Steiffs recht zu geben. Kein Mensch und kein Einkäufer interessiert sich für Meister Petz. Richard Steiff ist enttäuscht und denkt schon an den Triumph, den die Tante bei seiner Rückkehr auskosten wird, als in letzter Minute ein Amerikaner auf der Bildfläche erscheint und die gesamte Bärenkollektion aufkauft. Was mit der Kollektion des Bären PB 55 passiert ist, weiß bis heute niemand. Sie gilt als verschollen und wenn sie irgendwann auftauchen sollte, werden Sammler dafür einige Millionen über den Tisch reichen.

Der amerikanische Markt war für die Firma Steiff nunmehr erobert und Präsident Roosevelt sorgte dafür, dass der Bär seinen Namen erhielt. Eine der vielen Legenden besagt, dass Theodore Roosevelt, genannt „Teddy“, obwohl ein leidenschaftlicher Großwildjäger, es nicht übers Herz brachte, ein Bärenjunges zu töten. Bei einer Party zu seinen Ehren bekamen alle Anwesenden einen 32 cm großen Bären überreicht (allerdings keine Ur-Bären von Steiff, die eine Größe von 55 cm hatten). Die Firma Ideal Toy Corporation of America bat den Präsidenten um die Erlaubnis, ihre Bären mit seinem Rufnamen bezeichnen zu dürfen und seit dem Jahr 1906 ist der Teddy weltbekannt. Margarete Steiff wird sehr oft fälschlicherweise als Teddymutter bezeichnet.

Ebenfalls 1903 wird eine große Fabrikhalle gebaut, eine moderne Glas-Stahl-Konstruktion, die drei Stockwerke umfasst. Selbstverständlich hat sie eine lange Auffahrtsrampe, so dass die Chefin in jedes Stockwerk kommen kann. Ihr Arbeitsplatz ist auf der zweiten Etage. Im Volksmund wird das Gebäude „Jungfrauenaquarium“ genannt, weil es wie ein Aquarium auf der grünen Wiese steht, und weil hier in der Hauptsache junge Frauen arbeiten.

Die Chefin der nunmehr bedeutenden Spielzeugfabrik Steiff ist neueren Entwicklungen gegenüber meistens sehr aufgeschlossen, was sie bereits bewiesen hat, als sie sich mit 22 Jahren eine Nähmaschine anschaffte. Der technische Fortschritt bringt

zunehmend bessere Fortbewegungsmittel hervor. Ihre Neffen sind die ersten in Gien-gen, die sich ein Motorrad zulegen und die Tante ist begeistert. So schreibt sie 1903 in einem Brief an ihre Nichte Eva Köpf: *„Denk nur, jetzt hat man einen leichten eleganten Anhängerwagen ans Motorrad, wer nicht allzu schwer ist, darf sich dreinsetzen, das geht fein, mit dem Motor natürlich fürchterlich schnell, da wird man bei dem Staub ganz überzogen.“* Selbstredend, dass sich Margarete Steiff häufig mit dem Motorrad durch die Gegend kutschieren lässt.

Mit 60 Jahren wandelt Margarete Steiff ihre Filzspielwarenfabrik in eine GmbH um. Der Name „Spielwarenfabrik Margarete Steiff GmbH“ wird eingetragen. Gemeinsam mit ihren Neffen Richard, Franz und Paul übernimmt sie die Geschäftsführung. Inzwischen sind in der Firma 400 Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter und 1800 Heimarbeiterinnen, wozu auch Kinder zählen, beschäftigt. Das Geschäftsvermögen liegt bei einer halben Million Reichsmark. Das Gütezeichen „Knopf im Ohr“ kennzeichnet jedes einzelne Produkt aus dem Hause Steiff. Internationale Auszeichnungen bekommt die Firmengründerin für ihr Lebenswerk, z.B. auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 den Grand Prize.

Margarete Steiff stirbt am 9. Mai 1909 unerwartet an einer Lungenentzündung. In der Grabrede kommt zum Ausdruck, wie das Leben einer behinderten Frau zu dieser Zeit gesehen wurde: *„Ist's ein Wunder, wenn*

eins, dem man in der Kindheit wohl höchstens Blicke des Mitleids gönnte, dem man sicher eine wenig beachtete, stille, fast vergessene Existenz im Winkel voraussagte, so heraustritt an das Licht der Öffentlichkeit.“

* Anmerkung: Obwohl Giengen nur 40 km von dem Ort entfernt ist, in dem ich meine Kindheit und die frühen Jugendjahre verbrachte, lernte ich die Stadt erst durch die Beschäftigung mit Margarete Steiff kennen. Das hat seinen Grund in den geografischen und religiösen Grenzen. Die Donau trennt das Gebiet in einen nördlichen und einen südlichen Abschnitt. Nördlich der Donau ist das Gebiet zwischen Ulm und der Brenzmündung in die Donau württembergisch – südlich der Donau bayerisch. Im württembergischen Teil ist die Bevölkerung vom protestantischen Glauben geprägt, während die Bayern dem Katholizismus verhaftet sind.

Quellen:

Wolfgang Heger: Das Tor zur Kindheit. Die Welt der Margarete Steif. Zum 150. Geburtstag von Margarete Steiff. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Giengen an der Brenz 1997

Sabine Völker- Kraemer: Wie ich zur Teddymutter wurde. Das Leben der Margarete Steiff nach ihren eigenen Aufzeichnungen. Stuttgart 1996. Quell-Verlag

Annegret Erhard: Margarete Steiff. Berlin – Ullstein 2000



Kompromisslose Sozialistin mit Gehbehinderung - Rosa Luxemburg (1871-1919)

Hedwig Kaster-Bieker

► *„Eine kleine Wohnung für uns, unsere eigenen Möbel, unsere Bibliothek, Stille und regelmäßige Arbeit, gemeinsame Spaziergänge, von Zeit zu Zeit eine Oper, ein kleiner, sehr kleiner Kreis von Bekannten, die man manchmal zum Abendessen einlädt, jeden Sommer für einen Monat aufs Land fahren, aber dann ganz ohne Arbeit... und vielleicht dann noch so ein kleines, ganz kleines Baby? Wird es nie sein dürfen?“*

Sind das die Worte einer großen Revolutionärin?

Diese Sehnsucht nach der bürgerlichen Idylle bei einer radikalen Kommunistin, die zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse aufrief? Wer war diese Frau, deren Abbild in den 70er Jahren im Westen Deutschlands – nach heftigsten Auseinandersetzungen - eine Briefmarke der Deutschen Bundespost zieren durfte, nach der in der ehemaligen DDR zahlreiche Straßen und öffentliche Gebäude benannt waren und deren berühmtester Satz *„Die Freiheit ist immer nur die Freiheit des anders Denkenden“* die Leipziger Montagsdemonstranten im Wendejahr 1989 ihrer eigenen sozialistischen Regierung entgegenhielten?

Rosa Luxemburg war nicht nur die bekannteste linke Theoretikerin und Agitatorin des Kaiserreiches, sie war auch: Ausländerin, Jüdin, behindert!

Im Brief an ihren Lebensgefährten Leo Jogiches hatte die 28 Jahre alte Rosa Luxemburg Wünsche geäußert, die unerfüllt bleiben sollten: Nicht nur ihr politisches Engagement und die von ihr als Unnahbarkeit und Kälte empfundene Sachlichkeit des Geliebten standen einem „normalen“ Leben entgegen, sondern auch Selbstzweifel, denn sie fährt in ihrem Brief fort:

„Nur, weißt Du, was mich ängstigt, ich fühle mich schon etwas alt und ich bin schon häßlich. Du wirst eine häßliche Frau haben, wenn Du mit ihr Arm in Arm durch den Tiergarten spazieren wirst.“

Die „häßliche“ Frau faszinierte allerdings außer Leo Jogiches noch andere Männer, darunter zwei wesentlich jüngere: Mit dem 22jährigen Kostja Zetkin, dem Sohn von Clara Zetkin, hatte sie 1907 nach dem Bruch mit Leo Jogiches ein Verhältnis und in späteren Jahren entwickelte sich zwischen ihr und dem ebenfalls deutlich

jüngeren Hans Diefenbach eine innige Verbindung. Wegen Rosa Luxemburgs Inhaftierung war es jedoch in erster Linie ein Verhältnis auf dem Papier, d.h. ein intensiver erotisch gefärbter Briefwechsel, der 1917 jäh abbrach, als der junge Arzt im Ersten Weltkrieg fiel.

Unbestreitbar bleibt, dass Rosa Luxemburg nicht dem gängigen Schönheitsideal entsprach: Sie hatte im Verhältnis zu ihrer sehr kleinen Gestalt einen großen Kopf, eine lange Nase. Sie maß nur knapp einen Meter fünfzig und – spätestens seit dem Film von Margarethe von Trotta über Rosa Luxemburg aus dem Jahr 1986 ist es allgemeiner bekannt: Sie hinkte unübersehbar. Beim Gehen zog sie das linke Bein nach!

Ihre Biographen führen verschiedene Gründe für diese Behinderung an. Bei dem einen handelte es sich um eine angeborene Erkrankung, an der auch eine ihrer Schwestern gelitten haben soll, bei dem nächsten ist es eine als Knochentuberkulose diagnostizierte und falsch behandelte Hüftgelenksverrenkung und für einen dritten war sie gar halbgelähmt.

Und dann gibt es noch diejenigen Biographen, die Rosa Luxemburgs Handicap gar nicht erwähnen oder es mit dem Hinweis, dass sie nicht hübsch war oder einen „unschönen Gang“ hatte, mehr mystifizieren als thematisieren. Ob vielleicht bei diesen bemühten Umschreibungen auch die Sorge eine Rolle spielte, der Hinweis auf die körperliche Behinderung könne

das Ansehen dieser bewunderten Frau schmälern? Der Publizist Sebastian Haffner beispielsweise äußerte sich über Rosa Luxemburg folgendermaßen:

Sie „...war seit der Jahrhundertwende in Deutschland eine politische Figur ersten Ranges – dreifache Außenseiterin zwar, als Frau, als Jüdin und als halbe Ausländerin (sie war in Russisch-Polen geboren und nur durch eine Scheinheirat Deutsche geworden); außerdem natürlich ein Bürgerschreck, und sogar ein Sozialdemokratenschreck, wegen der Radikalität ihrer Ansichten; und doch auch von Freund und Feind bewundert – für eine Vielfalt von Begabungen, die ans Geniale grenzte: ein Intellekt von höchster Schärfe und Feinheit, glänzende Stilistin, mitreißende Rednerin, Vollblutpolitikerin und zugleich originelle Denkerin; dabei eine warmherzige und faszinierende Frau.

Über ihrem Witz und ihrem schönem Ernst, ihrer Leidenschaft, ihrer Güte vergaß man, dass sie nicht hübsch war. Sie ist ebenso geliebt worden wie gefürchtet und gehaßt. ... Eine unübersehbare, eine große Frau, wohl immer noch die größte des Jahrhunderts.“

Man kennt nicht die genaue Ursache von Rosa Luxemburgs Behinderung.

Fest steht, dass sie nach plötzlich auftretenden Schmerzen als Fünfjährige ein ganzes Jahr das Bett hüten musste, in dieser Zeit zwar Lesen und Schreiben lernte, aber mit einem deutlich verkürzten Bein ihr Lager verließ und lebenslang hinkte, woran auch Bäder und Streckverbände, mit denen sie

als Kind therapiert wurde, nichts änderten. Die kleine Rosa scheint nach einer kurzen schwierigen Phase, in der sie das Haus nicht mehr verlassen wollte, ihr Anderssein akzeptiert und zu einer Haltung des „Jetzt erst recht!“ gefunden zu haben. Offensichtlich hat sie schon als Kind ihr Handicap ein für allemal angenommen, nicht mehr viel Aufhebens davon machen wollen und sich kämpferisch dem Leben gestellt. Trotz und Verdrängung, Kompensation und Ironie wurden zu ihren wichtigsten Strategien im Umgang mit der Behinderung.

So lässt sie sich beispielsweise ihre Röcke vorne um ein paar Zentimeter weniger kürzen als hinten, wahrscheinlich um so die unterschiedliche Beinlänge zu kaschieren. Mit großer Willensanstrengung versuchte sie, ihr Hinken möglichst wenig in Erscheinung treten zu lassen. Von ihrer Freundin Luise Kautsky wissen wir, dass die außergewöhnlich kleine Rosa Luxemburg auf keinen Fall ein auffällig kleines Hausmädchen einstellen wollte. Die Besucher sollten sich bei ihr nicht wie in einem „Zwergenheim“ vorkommen.

Körperliche Schwäche versuchte sie mit erstaunlicher Selbstdisziplin zu ignorieren: „Ich nehme keine Notiz von den Schmerzen. Ich tue so, als ob sie mich nichts angingen, und kann dann sehr gut arbeiten.“

Ihre von Zeitgenossen als „auffällig“ und „verunzierend“ umschriebene Gehbehinderung war ihr nicht nur lästig, sondern beeinflusste sie natürlich auch in ihrer kör-

perlichen Leistungsfähigkeit. An ihre Freundin Mathilde Jacob schrieb sie 1915 aus dem Gefängnis:

„Ich freue mich für Sie, dass Sie soviel sehen; für mich wäre das eine Strafe, wenn ich Museen und dergl. besuchen müsste. Ich kriege dabei gleich Migräne und bin wie gerädert. Für mich besteht die einzige Erholung im Schlendern oder Liegen im Grase, in der Sonne, wobei ich die winzigsten Käfer beobachte oder auf die Wolken gaffe.“

Rosa Luxemburg hat ihre eigene Behinderung nie ausdrücklich hervorgehoben oder darüber geklagt, und sie hat sich ihr auch nicht offensiv gestellt. Nie forderte sie für sich mehr Rücksichtnahme ein, etwa wenn sie auf anstrengenden Agitationstouren durch ganz Deutschland reisen musste. Sie wollte nach außen hin als unbeugsame, kämpferische Sozialistin wahrgenommen werden, nicht als Frau mit Schwächen, als Ausländerin, Jüdin, Behinderte. Und um dieses Bild der eigenen Stärke aufrechtzuerhalten, und sich vielleicht nicht noch angreifbarer zu machen als sie es sowieso schon war, hat sie in der von Männern dominierten Politik zwangsläufig über ihre Kräfte hinaus gearbeitet, und die Erwartungen, die eigenen und die von außen an sie herangetragen, stets übertroffen. Heftige, langanhaltende Migräneanfälle, ein nervöses Magenleiden und sogar ein Krankenhausaufenthalt wegen depressiver Anfälle waren die Kehrseite dieser ständigen Überforderung.

Schon als Kind hatte sich Rosa Luxemburg gern zurückgezogen und in die Welt der Bücher geflüchtet. Vor 130 Jahren im polnischen Zamosc geboren, hatte sie früh erfahren müssen, was es bedeutet, mehr geduldet als geachtet zu sein. In der Familie, wo sie das jüngste von fünf Geschwistern war, erlebte sie Geborgenheit und Liebe, aber besonders am späteren Wohnort der Familie, im russisch besetzten Warschau, gehörten die jüdischen Luxemburgs in mehrfacher Hinsicht zu den gesellschaftlichen Außenseitern: Den orthodoxen Juden galten sie als zu assimiliert und als Polen und Juden wurden sie von den Russen unterdrückt.

Rosa Luxemburg als Mädchen, als polnische Jüdin in Russland, als Behinderte, hatte keine überragenden Lebensperspektiven, trotzdem verlief ihr Leben zunächst äußerlich sehr erfolgreich. Dank ihrer Intelligenz bekam sie einen der wenigen Plätze für Jüdinnen an einem Warschauer Mädchengymnasium, das sie als beste Abiturientin verließ.

Während ihrer Schulzeit war sie mit anarchistischen Gruppen in Kontakt gekommen und hatte sich der Gefahr politischer Verfolgung ausgesetzt. Das liberale Zürich, wo auch Frauen studieren durften, war 1889 ihre erste Station in der Fremde. Sie brillierte als Studentin der Rechte und der Ökonomie, promovierte 1897 und war Mitbegründerin der Sozialdemokratischen Partei Polens. Ihren ersten großen Auftritt hatte

sie 1893 als 22jährige auf dem III. Internationalen Sozialistenkongreß in Zürich, wo die bislang Unbekannte vor den versammelten Sozialisten Europas sprach. Einige Kongressteilnehmer erinnerten sich später noch genau an diese ungewöhnliche junge Frau: Rosa Luxemburg stieg, um besser gesehen und gehört zu werden, auf einen Stuhl. Sie vertrat scharf ihre Position, und wirkte dabei auf viele Beobachter eifernd und hinreißend zugleich. Außer als Rednerin konnte sie hier zusätzlich als Dolmetscherin glänzen, beherrschte sie doch vier Sprachen fließend: Polnisch, Russisch, Deutsch und Französisch.

Es war auch in Zürich, wo Rosa Luxemburg 1890 dem Mann begegnete, der fortan die wichtigste Rolle in ihrem Leben spielte: Leo Jogiches, vier Jahre älter als sie, assimilierter russischer Jude aus Wilna in Litauen. Er war finanziell unabhängig, sah blendend aus und lebte in Zürich, unter dem Vorwand zu studieren, als eine Art Berufsrevolutionär. Rosa Luxemburg und Leo Jogiches waren voneinander fasziniert, hatten politisch die gleichen Ziele und nach kurzer Zeit waren sie ein Liebespaar. Rosa Luxemburg empfand sich als „seine Frau“, doch Leo Jogiches, der alles Konspirative liebte, wollte das Verhältnis nicht öffentlich machen und argumentierte, dass sie beide nach außen ungebunden und unabhängig „der Sache“ besser dienen könnten. Manche Biographen mutmaßen, dass neben dieser recht schwachen Begründung auch Rosa Luxemburgs

Behinderung eine Rolle gespielt haben könnte, dass Leo Jogiches sich nie öffentlich zu ihr bekannte. Sie jedenfalls reagierte auf Leo Jogiches abwehrendes Verhalten mal verständnisvoll, mal aggressiv oder sarkastisch, dann wieder schmeichelnd und drängend, doch mehr als eine fingierte Vermählung an ihre Familie – die gerne ihre Tochter verheiratet gewusst hätte – nach Polen zu melden, konnte Rosa Luxemburg bei ihrem Geliebten nicht erreichen. Und doch kamen die beiden nie ganz voneinander los. Wenn sich auch privat ihre Wege schieden, blieben sie in der politischen Arbeit lebenslang eng verbunden.

War schon das Verhältnis zwischen den beiden in Zürich teilweise nicht konfliktfrei gewesen, so setzten sich diese Spannungen verstärkt im Briefwechsel fort, als Rosa Luxemburg, um in Deutschland arbeiten zu können, 1898 in Basel eine nach fünf Jahren wieder geschiedene Scheinehe mit dem preußischen Staatsbürger Gustav Lübeck einging und nach Berlin übersiedelte. Dort machte sie eine steile Karriere in der deutschen Sozialdemokratie: als Autorin und Redakteurin und vor allem als Agitatorin. Ungeachtet ihres Hinkens trat sie lässig auf der Tribüne auf und ab gehend vor Tausenden von Menschen auf.

Als im Oktober 1907 in Berlin die Parteischule eröffnet wurde, erhielt Rosa Luxemburg einen Lehrauftrag für Nationalökonomie und Wirtschaftsrecht. Sie war als Dozentin hochgeschätzt, einerseits wegen



ihres Humors, andererseits aufgrund ihrer Unterrichtsmethode: Sie präsentierte den Lehrstoff nicht als unumstößliches Dogma, sondern, wie ihre Schülerin Rosi Wolfstein berichtete:

„Durch Fragen und immer erneutes Fragen und Forschen holte sie aus der Klasse heraus, was nur an Erkenntnis über das, was es festzustellen galt, in ihr steckte. ... bis zur letzten Stunde, wo sie uns entließ mit der eindringlichen Mahnung, nichts ohne Nachprüfung anzunehmen,...“

Der spätere Bremer Senatspräsident Wilhelm Kaisen besuchte die renommierte Schule im Winter 1913/14, kurz bevor sie

wegen des Kriegsausbruchs geschlossen wurde. Auch er war von der analytischen Klarheit fasziniert, mit der Rosa Luxemburg ihren Schülern das theoretische Werk von Karl Marx erläuterte und sie zur eigenständigen, kritischen Auseinandersetzung mit dessen Ideen befähigte.

Aber es gab auch die Schattenseite des Erfolges: Ihre kompromisslose Haltung in Fragen der Internationalen Solidarität, des Pazifismus und der Demokratie brachten sie nicht nur in erbitterte Gegnerschaft zum herrschenden System, sondern isolierten sie auch zunehmend in den eigenen Reihen. Als „zänkisches, hysterisches und herrschsüchtiges Weib“ verschrien, ging sie unbeirrbar ihren Weg, getragen von dem festen Glauben an den Sieg der Arbeiterklassen aller Nationen, an ein zukünftiges Leben in Freiheit, Würde und Demokratie.

Rosa Luxemburg gehörte zu den ganz wenigen Intellektuellen, die 1914 nicht die allgemeine Kriegseuphorie teilten. Es war für sie eine der größten politischen und menschlichen Niederlagen, als die Delegierten bei einem Treffen internationaler Sozialisten am 29. Juli 1914 ablehnten, im Kriegsfall zu einem europäischen Generalstreik aufzurufen. Der Nationalismus hatte über den internationalen Sozialismus gesiegt. Desillusioniert kommentierte sie den Ausbruch des Ersten Weltkrieges:

„Geschändet, entehrt, im Blute wattend, von Schmutz triefend – so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie... Mitten in diesem

Hexensabbat vollzog sich eine weltgeschichtliche Katastrophe: die Kapitulation der internationalen Sozialdemokratie. (...) Die Dividenden steigen und die Proletarier fallen.“

Doch Einflussmöglichkeiten hatte sie fast keine mehr, denn bis auf wenige Monate war sie während des Krieges in verschiedenen Gefängnissen unter mal mehr mal weniger strengen Bedingungen inhaftiert, teilweise mit monatelangem Besuchsverbot. Sie bemühte sich um Gelassenheit, versuchte trotz der eigenen gesundheitlichen Probleme, ihres Magenleidens und der nervlichen Angegriffenheit, die Freunde draußen aufzumuntern und auch bei ihnen den Glauben an den zwangsläufigen Sieg der Revolution aufrechtzuerhalten. Über jede Blume, die man ihr ins Gefängnis schickte, freute sie sich, botanisierter Leidenschaftlich und lauschte den Vögeln. Nur sehr verhalten gestattete sie sich Klagen über ihr Leben im Gefängnis:

„Ich bin in der Tat ein wenig wie ein Mensch ohne Haut geworden: Ich erschauere vor jedem Schatten, der auf mich fällt“.

Und noch seltener waren die Eingeständnisse eigener Schwäche:

„Mir geht es, um die Wahrheit zu sagen, ganz miserabel, ich glaube manchmal, ich werde wahnsinnig.“

Ihre privaten Träume vom geregelten Leben mit Mann und Kind hatte sie ohne Verbitterung längst hinter sich gelassen. Geblieben war der politische Kampf. Auch unter

widrigsten Bedingungen, bei Gefahr für Gesundheit und Leben schrieb sie noch im Gefängnis für Parteiorgane und ließ die Texte nach draußen schmuggeln.

Ebenfalls in ihrer Gefängniszeit, 1918 in Breslau, arbeitete sie an der Übersetzung der Autobiographie des russischen Dichters Wladimir Korolenko. In einer Anmerkung zu dessen Erzählung „Der blinde Musiker“ findet sich die vielleicht einzige Äußerung Rosa Luxemburgs zum Thema Behinderung:

„Angeborene Krüppelhaftigkeit kann zwar Quelle vieler Konflikte im menschlichen Leben werden, ist aber selbst jenseits des menschlichen Wollens und Handelns, jenseits von Schuld und Sühne, ausgenommen etwa die Fälle, wo sie als Erbstück das Verschulden der Eltern zum Fluche der Kinder macht.“

Mit dieser Aussage stellte sich Rosa Luxemburg deutlich gegen die auch damals noch verbreitete Meinung, eine Behinderung sei eine Strafe oder eine besondere Prüfung Gottes. Eher als an ihre eigene „Krüppelhaftigkeit“, von der man gar nicht weiß, ob sie überhaupt angeboren war, dürfte der Hintergrund dieser Bemerkung die um die Jahrhundertwende auch in der Literatur, etwa bei Gerhart Hauptmann, thematisierte erbliche Degeneration, beispielsweise durch Alkoholismus, sein. Wie sie im Zusammenhang mit der Korolenko-Erzählung weiter ausführt, gibt es für die Sozialistin Luxemburg nicht den Trost der Religion, sondern das einzig „*Rettende und*

Lichtspendende für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit“ bleibt, *„die Solidarität mit dem Massenleid.“*

Aus dieser Textstelle lässt sich eine Hierarchie des Leidens herauslesen: Die Überwindung des Elends der Massen hatte für sie immer einen größeren Stellenwert als der Kampf gegen die Benachteiligung einzelner Bevölkerungsgruppen, seien es Juden, Frauen oder Behinderte.

Neben ihrer journalistischen und schriftstellerischen Arbeit waren Rosa Luxemburg in ihrer langen Zeit der Gefängnisaufenthalte auch einige enge Freundschaften zu Menschen verschiedenen Alters und ihre tiefe Liebe zur Natur geblieben. Im Februar 1918 schrieb sie an Mathilde Jacob sehnsüchtig aus der Haft: *„Heute ist wieder ein so schöner Frühlingstag. 6 Grad Wärme am Mittag im Schatten. (...) Bald wird es nötig sein, dass Sie in dem Botanischen nachsehen, ob sich schon was da regt. Und mein liebes Südender Feld!... Ich suchte mir heute beim Spazieren auf dem gepflasterten Hof krampfhaft vorzustellen, dass ich dort im Feld bin und nach den ersten roten Taubnesseln suche, die oft schon im Februar hervorgucken.“*

Im November 1918 kam Rosa Luxemburg aus dem Gefängnis frei. Zusammen mit Karl Liebknecht und einigen wenigen Kampfgefährten sagte sie sich endgültig von der SPD los, rief die Arbeiter zum Umsturz auf und war Mitbegründerin des kommunistischen Spartakusbundes, der

von fast der gesamten Öffentlichkeit für das revolutionäre Nachkriegschaos verantwortlich gemacht wurde. Rosa Luxemburg war zur meistgehassten Frau Deutschlands geworden. Trotz Mordaufrufen schlug sie Möglichkeiten zur Flucht aus. Bei ihrer Verhaftung durch Freikorpsangehörige steckte sie sich noch eine Lektüre, Goethes Faust II, in die Handtasche, voller Hoffnung, sie werde wieder einmal „nur“ ins Gefängnis gesperrt.

Ihr gewaltsamer Tod noch am Tag der Verhaftung geschah auf dem Höhepunkt revolutionärer Geschehnisse im Januar 1919 und war der spektakuläre und grausame Abschluss des Lebens dieser kleinen großen Frau. Die 48jährige Rosa Luxemburg war unter wüsten Beschimpfungen („*Röschen, da kommt die alte Hure!*“) in das Hauptquartier des Freikorps, das Berliner Eden-Hotel, geschleppt worden. Augenzeugen fiel ihr starkes Hinken auf. Sie wurde misshandelt und mit einem Kopfschuss getötet. Ihre Leiche warf man in den Landwehrkanal. Erst gut vier Monate später wurde sie angeschwemmt.

Im Juni 1919 wurde Rosa Luxemburg in Berlin unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt.

Die Morde an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurden in ersten Bekanntmachungen als Lynchjustiz einer aufgebrachten Menge dargestellt. Leo Jogiches wagte, die wahren Umstände zu erkunden und im Februar 1919 in der „Roten Fahne“ zu ver-

öffentlichen. Er wurde einen Monat später verhaftet und ebenso wie zuvor seine langjährige Lebensgefährtin von regierungstreuen Beamten erschlagen; die offizielle Version lautete „*auf der Flucht erschossen*“. Immerhin hatte Leo Jogiches eine Verhaftung der Mörder Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts erreicht, doch die anschließenden Gerichtsverhandlungen waren Scheinprozesse. Es gab minimale Haftstrafen und vorzeitige Begnadigungen der Mörder, die alle im nationalsozialistischen Deutschland geehrt und mit hohen Posten belohnt wurden.

Rosa Luxemburg hatte nach ihrer Freilassung aus dem Gefängnis keinen Frühling mehr in ihrem geliebten Südender Feld erleben dürfen.

Auf ihrem Grabstein wünschte sie sich keine „großen Phrasen“ eingraviert, sondern nur den Ruf der Kohlmeise:

„Zwi – zwi (...) Und wissen Sie, Fräulein Jacob, was das bedeutet? Das ist die erste leise Regung des kommenden Frühlings – trotz Schnee und Frost und Einsamkeit glauben wir – die Kohlmeisen und ich – an den kommenden Frühling!“

Quellen:

Rosa Luxemburg: „Ich umarme Sie in großer Sehnsucht“. Briefe aus dem Gefängnis 1915 – 1918. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn, 1996

Max Gallo: „Ich fürchte mich vor gar nichts mehr“. Rosa Luxemburg. Econ & List Taschenbuch Verlag, Düsseldorf und München, 1998

Elzbieta Ettinger: Rosa Luxemburg. Ein Leben. Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn, 1990

Frederik Hetmann: Rosa L.: Die Geschichte der Rosa Luxemburg und ihrer Zeit. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 1979

Hirsch, Helmut: Rosa Luxemburg in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1976

Christian Mürner: Verborgene Behinderungen. 25 Porträts behinderter Persönlichkeiten
Hermann Luchterhand Verlag GmbH Neuwied, Kriftel, Berlin, 2000,
S. 96-101: Die kleine gebrechliche Revolutionärin.
Rosa Luxemburg (1871-1919)

Sebastian Haffner: Der Verrat. Deutschland 1918/1919. Kindler Verlag GmbH, München, 4. Aufl. 2000, S.141

Sommer, Karl-Ludwig: Wilhelm Kaisen. Eine politische Biographie. Hrsg. von der Wilhelm-und-Helene-Kaisen-Stiftung, Bremen. Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, 2000, S.40



ALBERT 1904

„Ich bin dabei, mir meine Unabhängigkeit zu sichern“ – die taubblinde Helen Keller (1880 – 1968)

Hedwig Kaster-Bieker

► *„Alles besitzt sein Wunderbares, selbst Dunkelheit und Stille, und ich lerne mich unter allen Umständen mit meiner Lage abzufinden.“*

Manchmal allerdings befällt mich ein Gefühl der Vereinsamung wie ein kalter Nebel, wenn ich allein bin und wartend vor dem geschlossenen Tor des Lebens sitze. Da drinnen ist Licht und Musik und heitere Geselligkeit; aber mir ist der Eintritt verwehrt. Das Schicksal versperrt mir schweigend, erbarmungslos den Weg. Gern würde ich wegen seines unabwendbaren Entschlusses mit ihm hadern, denn mein Herz ist noch ungebärdig und leidenschaftlich; aber meine Zunge will die bitteren, nutzlosen Worte, die sich auf meine Lippen drängen, nicht aussprechen, und sie sinken in mein Herz zurück, wie unvergossene Tränen.“

Das schrieb Helen Keller, eine junge Frau von 22 Jahren, die blind und taub war.

Im Alter von sechs Jahren konnte sie sich lediglich mit einigen Zeichen verständlich machen, zwei Jahre später war sie imstande zu lesen und zu schreiben. Trotz Blindheit und Taubheit war sie nicht, wie viele Nichtbehinderte annehmen, von ihrer Umwelt vollständig abgeschnitten. Taub und blind

gleichzeitig zu sein mag für viele, wie sich eine frühere Biographin Helen Kellers ausdrückte, „ein Schicksal schlimmer als der Tod“ bedeuten. Helen Keller selbst hat immer wieder auf die große Bedeutung der ihr verbliebenen Sinne aufmerksam gemacht: das Riechen und Schmecken, und vor allem das Fühlen. Nicht Mitleid ruft Helen Kellers Leben hervor, sondern Erstaunen und Hochachtung.

Und es sind nicht nur ihre objektiven Erfolge wie Fremdsprachenerwerb, Universitätsabschluss, schriftstellerische Tätigkeit und öffentliche Auftritte, die Bewunderung verdienen. Es ist vor allem ihre zutiefst humane und solidarische Haltung, die sie noch heute Vorbild sein lässt im Kampf für Selbstbestimmung und Integration behinderter Menschen. Zahlreiche Bücher wurden über sie geschrieben, schon 1918 der erste Film über sie und mit ihr gedreht, weitere folgten. Behindertenschulen auf der ganzen Welt wurden nach ihr benannt.

Am 27. 6. 1880 wurde Helen Keller im Süden der USA, in dem kleinen Städtchen Tuscumbia, Alabama, geboren.

Ihr Vater war im Sezessionskrieg Offizier auf Seiten der Konföderierten gewesen und dann als Herausgeber einer Zeitung tätig. Helen war das erste Kind, das er mit seiner wesentlich jüngeren zweiten Frau Kate hatte. Die Familie Keller war aus der Schweiz eingewandert; ein Großonkel von Helen war der erste Taubstummlehrer in Zürich, wo es heute noch eine bedeutende Taubstummenschule gibt.

Helen war ein aufgewecktes Mädchen, das schon einige Wörter sprechen konnte, als sie mit 19 Monaten vermutlich infolge einer Gehirnhautentzündung sowohl ihre Seh- als auch ihre Hörfähigkeit vollständig einbüßte. Da sich das Kind nun selbst auch nicht mehr sprechen hören konnte, verstummte sie außerdem bald, mit der Ausnahme einiger Laallaute wie „wawa“ (water), die sie schon in der Zeit vor ihrer Krankheit gesprochen hatte.

Es ist oft geschildert worden, wie sich Helen in den nächsten Jahren in Ermangelung der üblichen Kommunikationsmöglichkeiten zu einer kleinen „Wilden“ entwickelte. Einige wenige Zeichen verstand ihre Familie, etwa wenn sie mit einer bestimmten Handbewegung signalisierte, dass sie Eis wollte. Aber Helen merkte wohl auch instinktiv, dass das meiste, was sie ausdrücken wollte, nicht verstanden wurde, und dass es Dinge gab, von denen sie ausgeschlossen war. Sie erinnerte sich später, dass sie auf dem Schoß der Mutter sitzend, deren Lippenbewegungen ertastet habe, dann mit ihren

eigenen Lippen versuchte, diese Bewegungen nachzuahmen – und schließlich einen Wutanfall bekam, als ihre Bemühungen nicht fruchteten. Beim Essen bediente sie sich mit den Händen aus allen erreichbaren Tellern und sie soll nicht nur unabsichtlich wegen ihrer Blindheit, sondern vor allem aus Aggression vieles zerstört haben. Die Eltern suchten Rat und fanden ihn zunächst bei dem berühmten Dr. Alexander Graham Bell, der neben dem Deutschen Philipp Reis als Erfinder des Telefons gilt. Dr. Bell war selbst mit einer taubstummen Frau verheiratet, und er konnte die Kellers an das renommierte Perkins-Institut in Boston verweisen. Dort hatte es schon Laura Bridgman, taubblind wie Helen Keller, einige Jahre zuvor mit Hilfe von Dr. Howe, dem damaligen Leiter des Instituts, zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Der jetzige Leiter des Perkins-Instituts, Michael Anagnos, schlug die 21jährige Anne Sullivan als Privatlehrerin vor. Das war der Wendepunkt im Leben Helen Kellers, an den sie sich immer mit größter Dankbarkeit erinnerte:

„Der wichtigste Tag, dessen ich mich zeit meines Lebens erinnern kann, ist der, an dem meine Lehrerin, Anne Mansfield Sullivan, zu mir kam. Ich kann kaum Worte finden, um den unermesslichen Gegensatz in meinem Leben vor und nach ihrer Ankunft zu schildern. Es war der 3. März 1887, drei Monate vor meinem siebenten Geburtstag.“

Anne Sullivan (1866-1936) hatte sich gründlich auf ihre erste Stelle vorbereitet und ahnte noch nicht, dass sie zu ihrer Lebensaufgabe werden sollte. Sie war selbst in ihrer Kindheit mehrere Jahre blind gewesen und sie brachte sowohl das Können als auch das nötige Einfühlungsvermögen und die Ausdauer mit, die man im Umgang mit den speziellen Schwierigkeiten eines taubblinden Kindes benötigt. Anne Sullivan blieb, während sie Helen zu Hause in Alabama unterrichtete, in engem Kontakt mit dem Perkins-Institut, und wurde von da, soweit es aus der Ferne möglich war, durch Zuspruch und Unterrichtsmaterialien unterstützt. Überwiegend jedoch war es ihre eigene Methode, die zum Erfolg führte. Sie versetzte sich in die Lage des taubblinden Kindes, versuchte erst, dessen Vertrauen zu gewinnen, erkannte jedoch auch, dass ohne ein gewisses Maß an Disziplin alle Bemühungen Helen etwas beibringen zu wollen, zum Scheitern verurteilt sein mussten. Anne Sullivan ließ sich auch nicht durch Rückschläge oder körperliche Attacken Helens, die die Lehrerin in ihrer ersten Zeit in Tuscumbia zwei Zähne kosteten, entmutigen. Besonders schwierig war ihre Aufgabe, da Helen in einem Alter taubblind geworden war, in dem sie noch keinerlei Vorstellungen über das abstrakte System der Sprache haben konnte. Anne Sullivan beschritt den einzig möglichen Weg Zugang zur abgeschlossenen Welt des Kindes zu bekommen:

Sie musste vom Konkreten zum Abstrakten gelangen, versuchen, alle vorhandenen Sinne zu aktivieren, um so das fehlende Sehen und Hören auszugleichen. Anne Sullivan lebte Tag und Nacht mit Helen zusammen. Sie ging viel mit ihr spazieren, ließ sie alles, was irgend erreichbar war, ertasten und „begreifen“: Blumen und Bäume, Tautropfen und Elefanten im Zirkus – und Menschen. Es dauerte einige Wochen, bis sich Helen von ihrer Lehrerin berühren ließ.

„In der stillen, dunklen Welt, in der ich lebte, war für starke Zuneigung oder Zärtlichkeit kein Raum“, sagte Helen Keller später.

Was Anne Sullivan mehr intuitiv begriff und umsetzte, gehört heute zum Grundwissen jedes Taubblindenlehrers: dass auf allen Wegen, auch über viel Körperkontakt, Zugang zu dem taubblinden Menschen gesucht und gefunden werden muss. Laut Dietrich Bunck vom Deutschen Taubblindenwerk in Hannover gibt es in Deutschland schätzungsweise zweieinhalbtausend junge Menschen (bis zum Alter von etwa 23, 24 Jahren), die taubblind sind oder gleichzeitig schwerst seh- und hörbehindert. Die Methoden der Förderung haben sich seit Anne Sullivans Zeiten nicht prinzipiell verändert: Einzelunterricht und vielseitige Kommunikation sind auch heute noch die Säulen der Taubblindenpädagogik. Ein restliches Seh- oder Hörvermögen wird soweit wie möglich ausgenutzt.

Das Konzept der „Kommunikation total“ arbeitet mit Gebärden und visuellen Reizen (wenn sie noch irgendwie aufgenommen werden können), stützt sich auf taktile Stimulation, benutzt Piktogramme und Bezugsobjekte. Darauf aufbauend kann man das Lorm-Alphabet und die Braille-Schrift (Punkt- oder Blindenschrift) als nächste immens wichtige Kommunikationssysteme einführen. Anne Sullivan kannte das sogenannte Finger- oder Tastalphabet und hatte es oft, etwa mit Laura Bridgman, trainiert. Erfunden wurde es im 19. Jahrhundert von dem Österreicher Hieronymus Lorm (1821-1902). Dieses „Lorm“- Alphabet ist relativ leicht zu erlernen: Man buchstabiert die Wörter in die Hand seines Gesprächspartners, wobei jedem Buchstaben eine andere Stelle oder eine andere Art des Tastens zugewiesen ist. Eine gelormte Unterhaltung dauert länger als eine gesprochene. Helen Keller und Anne Sullivan sollen es auf ca. 80 Wörter pro Minute gebracht haben. Louis Braille (1809-1852), selbst im Alter von drei Jahren erblindet, hatte die bis heute gebräuchliche Punktschrift für Blinde erfunden, allerdings gab es zur Zeit, als Helen Keller lesen lernte, allein in Amerika drei Varianten davon, die nebeneinander benutzt wurden: die englische, die amerikanische und die New Yorker. Es ist auch Helen Kellers späterem Engagement zugunsten blinder Menschen zu verdanken, dass diese Systeme vereinheitlicht wurden, und heute nur noch eine Schrift Gültigkeit hat.

Nachdem Anne Sullivan durch viel Geduld, Ideenreichtum, Konsequenz und Zärtlichkeit das Vertrauen von Helen gewonnen hatte, konnte der mühsame Weg zum Erlernen der Sprache beschriftet werden. Unermüdlich buchstabierte Anne Sullivan ihrer Schülerin Wörter von Dingen in die Hand, die sie Helen gleichzeitig berühren ließ. Das Kind verstand erst allmählich den Zusammenhang von Ding und Wort. Zunächst hatte Helen aus reinem Nachahmungstrieb auch in die Hand ihrer Lehrerin gelormt, aber als sie einmal nicht nur Wasser angefasst, sondern gleichzeitig das in die Hand buchstabierte Wort „water“ begriffen hatte, war der Damm gebrochen: Für Helen Keller wurde das Fingeralphabet die erste gemeinsame Sprache, die ihr wieder die Verständigung mit der Außenwelt ermöglichte. Sie wollte jetzt die Namen aller Dinge wissen, die ihr in die Finger kamen:

„Ich weiß nur, daß nach dem Beginn meiner Erziehung die ganze Welt, die in meinen Bereich kam, für mich lebendig war. Ich buchstabierte meinen Baukastenholzern und meinen Hunden. Ich hatte Mitgefühl mit den Pflanzen, deren Blüten gepflückt wurden, weil ich dachte, es täte ihnen weh und sie trauerten um ihre verlorenen Blumen. Es dauerte Jahre, bis man mir glaubhaft machen konnte, daß meine Hunde nicht verstanden, was ich zu ihnen sagte, und ich entschuldigte mich stets bei ihnen, wenn ich gegen sie anrannte.“

Die Erfahrungswelt eines Taubblinden ist anders als die eines Menschen, der haupt-

sächlich über das Hören und Sehen seine Umwelt erlebt: *„Wenn ich jedoch mich zu erinnern suche, was irgend jemand zu mir gesagt hat, so fühle ich deutlich eine Hand, die in die meinige hineinbuchstabiert.*

Nach nicht einmal zwei Jahren mit Anne Sullivan war Helen Keller in der Lage, Bücher in Braille-Schrift zu lesen, zu schreiben (Einstanzen der Buchstaben in dickes Papier) und abstrakt-logische Fragen wie etwa die folgende an ihre Lehrerin zu richten:

„Ich weiß, daß Gänseblümchen und Stiefmütterchen aus Samenkörnern kommen, die in die Erde gelegt worden sind; aber Kinder wachsen nicht aus der Erde hervor, das weiß ich ganz bestimmt. Ich habe noch nie eine Kinderpflanze gesehen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, wer die Mutter Natur geschaffen hat. Können Sie es?“

Dass die Entwicklung Helen Kellers so außergewöhnlich erfolgreich verlaufen konnte, ist auf das Zusammentreffen mehrerer günstiger Faktoren zurückzuführen. Helen Keller kam aus einem begüterten Elternhaus. Der Vater hatte sowohl die finanziellen Mittel als auch – durch seine Stellung als Herausgeber einer Zeitung – die Möglichkeit, für seine Tochter wichtige Kontakte mit einflussreichen Menschen zu knüpfen. Anne Sullivan war die ideale Lehrerin, die sich ganz ihrer Aufgabe Helen Keller zu fördern, verschrieben hatte. Nach wenigen Monaten bei ihrer Schülerin schrieb sie an eine Freundin: *„Ich weiß, daß Helen erstaunliche Kräfte hat und ich glaube, daß ich sie*



freisetzen und entwickeln kann.“

Helen war außergewöhnlich intelligent und ehrgeizig. Und nicht zu vergessen: Sie war hübsch und gewann sich durch ihren natürlichen Charme und ihre offene, optimistische Lebenseinstellung die Sympathie vieler Menschen.

Ihre Sinnesschädigung hatte keinen negativen Einfluss auf ihre anderen geistigen Fähigkeiten, so wie es häufig bei Taubblinden der Fall ist. Helen Kellers Lernerfolge in den nächsten Jahren waren spektakulär. Sie sind wohl bis heute nie mehr von einem taubblinden Menschen erreicht worden.

Im Normalfall gilt es schon als eine große Errungenschaft, wenn ein Mensch, der vom Kleinkindalter an taubblind ist, lernt sich mitzuteilen, teilweise selbständig kleine Alltagsverrichtungen auszuführen und in eine Gemeinschaft integriert werden kann. Das war beispielsweise bei der in Deutschland etwa zur gleichen Zeit wie Helen Keller lebenden Hertha Schulz (1876-1957) der Fall, deren Lebensweg vom Oberlinhaus Potsdam-Brandenburg dokumentiert wurde, da sie das erste taubblinde Kind in Deutschland war, das eine gezielte Förderung erfuhr. Hertha Schulz war vierjährig durch eine Gehirnhautentzündung taubblind geworden, sprach aber in der ersten Zeit nach ihrer Krankheit noch viel. Wenn sie etwas erzählte und darauf natürlich keine Antwort vernahm, soll sie oft geäußert haben: „Das war damals, als ihr noch sprechen konntet.“ Das Mädchen litt weniger unter seiner Blindheit, als unter der Tatsache, dass, wie sie meinte, niemand mehr mit ihr redete. Bis zum 10. Lebensjahr lebte sie in ihrer Familie, wo sie zwar einfache Alltagshandreichungen gelernt hatte, aber auch viel schrie. Durch behutsame Förderung im Oberlinhaus lernte Hertha Schulz allmählich, sich durch Gebärden verständlich zu machen, 400 Wörter zu schreiben (ohne sie allerdings in einen Zusammenhang bringen zu können), und leichte Arbeiten wie Abtrocknen und Körbeflechten zu übernehmen. Die Sprache kam ihr immer mehr abhanden, sie beschränkte sich auf Gebärden und

liebte die von ihr in einer Glasvitrine gesammelten Püppchen und Gegenstände aus Ton und Porzellan. Mit der Zeit wurde sie freundlicher und aufgeschlossener. 81jährig verstarb sie im Oberlinhaus.

Auch vor diesem Hintergrund lässt sich ermessen, wie singulär dagegen Helen Kellers rasante Entwicklung war! Sie besuchte zunächst – immer assistiert von Anne Sullivan – das Perkins-Institut in Boston. Dort eröffnete sich ihr eine neue Welt:

„Kaum waren wir in dem Perkinschen Blindeninstitut angelangt, als ich auch schon mit den blinden Kindern Freundschaft zu schließen begann. Es freute mich unaussprechlich, zu finden, daß sie das Fingeralphabet verstanden. Wie froh war ich, mich mit anderen Kindern in meiner Sprache unterhalten zu können! Bis dahin war ich wie eine Ausländerin gewesen, die durch Vermittlung eines Dolmetschers spricht. In der Schule, in der Laura Bridgman unterrichtet worden war, befand ich mich in meinem Heimatland.“

Hier lernte sie besonders die Bibliothek zu lieben: *„Während der nächsten beiden Jahre las ich viele Bücher zu Hause und bei meinen Besuchen in Boston. Ich kann mich nicht entsinnen, ...aber ich weiß, daß sich unter ihnen ‚Robinson Crusoe‘... und ‚Heidi‘ befanden.“*

In der „School of Young Ladies“ in New York und mit Privatunterricht bereitete sie sich auf die Zulassung zur Universität vor. In dieser Zeit fiel besonders ihre Sprachbegabung auf: Latein, Griechisch, Französisch

und Deutsch standen auf dem Lehrplan. Bald las sie die Klassiker wie Schillers *Wilhelm Tell* im Original. Um diese Leistungen würdigen zu können, muss man sich vergegenwärtigen, dass der Großteil ihres Unterrichts so ablief, dass ihr Anne Sullivan den Stoff in die Hand lormte und Helen Keller in mühevoller Nach- und Nacharbeit Notizen in Blindenschrift machte.

Sie schaffte die Universitäts-Aufnahmeprüfung 1899 im ersten Anlauf und studierte von 1900–1904 am renommierten Radcliff-College der Harvard-Universität, das sie mit einem akademischen Grad verließ. 1955 wurde ihr zusammen mit Konrad Adenauer die Ehrendoktorwürde von Harvard verliehen.

Seit ihrem 10. Lebensjahr hatte Helen Keller mühsam versucht, wieder sprechen zu lernen, um so besser und schneller mit anderen Menschen kommunizieren zu können. Die Lehrerin Sarah Fuller sagte ihr Laute und Wörter vor und ließ Helen dabei ihre eigene Lippenbewegung und Zungenstellung abtasten. Letztendlich aber war der Erfolg bescheiden: Helen Kellers Sprache klang recht unverständlich und ohne Modulation. Sie war und blieb in erster Linie auf das Lormen und die Braille-Schrift angewiesen – und natürlich auch in hohem Maße auf Anne Sullivan, die bis zu ihrem Tod im Jahre 1936 an Helen Kellers Seite blieb, unterbrochen nur von einigen Krankenhaus- und Erholungsaufenthalten aufgrund ihrer eigenen stark angeschlagenen

Gesundheit. Besonders die Augen machten Anne Sullivan immer wieder die größten Sorgen, kurz vor ihrem Tod war sie nahezu erblindet. Auch als „Teacher“, wie Anne Sullivan liebevoll von Helen Keller genannt wurde, 1905 John Macy heirate, war das für sie kein Grund, sich von Helen Keller zu trennen. Sie lebten zu dritt etliche Jahre zusammen in Helens Haus in Wrentham, wobei der Journalist Macy Helen Keller bei ihrer schriftstellerischen Arbeit unterstützte. Im Jahre 1902 hatte Helen Keller in einer Zeitschrift in Fortsetzungen „Die Geschichte meines Lebens“ veröffentlicht. 1903 als Buch erschienen, brachte diese Biographie der Verfasserin höchste Anerkennung ein und machte sie gleichzeitig und endgültig zu einer Person des öffentlichen Lebens.

Sie schrieb danach noch mehrere Bücher autobiographischen und philosophischen Inhalts, doch war sich Helen Keller stets darüber im klaren, dass ihr Themenspektrum aufgrund ihrer eingeschränkten Erfahrungswelt relativ begrenzt war.

Schon vor ihrer ersten Buchveröffentlichung war sie beim amerikanischen Präsidenten Cleveland zu Gast gewesen, hatte mit Dr. Bell 1893 die Weltausstellung in Chicago besucht und sich die Zuneigung von Mark Twain erworben, der über sie äußerte: „Im 19. Jahrhundert gab es nur zwei bemerkenswerte Charaktere: Napoleon und Helen Keller“.

Nach dem aufsehenerregenden Bucherfolg öffneten sich ihr noch mehr Türen und Helen Keller nutzte ihre Bekanntheit gezielt, um die Lage blinder und tauber Menschen zu verbessern. Seit 1923 reiste sie im Dienst der amerikanischen Blindenorganisation „American Foundation for the Blind“ um den ganzen Erdball, hielt Vorträge und versuchte erblindeten Menschen in Anstalten und Lazaretten Mut zuzusprechen. Sie betonte immer wieder, dass nicht das Blindsein als solches schrecklich sei, sondern die Abhängigkeit, die sich für den Blinden meist daraus ergab. Deshalb war es für sie nur folgerichtig, für die Integration blinder und tauber Menschen in die Arbeitswelt einzutreten und Ausbildungsmöglichkeiten einzufordern, die den speziellen Bedürfnissen dieser Menschen entsprachen. Für sich jegliches Selbstmitleid ablehnend, konnte sie auch erstaunlich deutlich reagieren, wenn sie das Gefühl hatte, bemitleidet zu werden:

„Auch liebe ich Leute nicht, die sich im Gespräch zu meinem Standpunkt herabzulassen bemühen. Sie gleichen denen, die, wenn sie neben uns hergehen, sich bemühen, ihre Schritte zu verkürzen, um sie den unsrigen anzupassen; die Heuchelei wirkt in beiden Fällen gleich erbitternd.“ Sie hatte auch keinerlei Scheu Themen anzusprechen, mit denen sie in der amerikanischen Öffentlichkeit auf wenig Gegenliebe stieß: Sie setzte sich für mehr Frauenrechte, humanen Strafvollzug und die Verbesserung der Situation

von Industriearbeitern ein. Als sie darüber hinaus erklärte, Pazifistin und Sozialistin zu sein, nahmen ihr das sowohl die Familie als auch die Öffentlichkeit lange übel, beziehungsweise man verschwieg ihre zum Teil sehr kritischen Ansichten in der Presse. Lieber betonte man ihre außergewöhnlichen Leistungen, ihre Tapferkeit, mit der sie ihr Schicksal meisterte und ihren unerschütterlichen Optimismus. Die sozialistische Einstellung Helen Kellers schrieb man vor allem der Beeinflussung durch ihren Sekretär Peter Fagan zu, dem Mann, der für Helen mehr war als ein Angestellter. Im Jahr 1916 verliebten sich Helen Keller und der einige Jahre jüngere Peter Fagan ineinander und er machte ihr einen Heiratsantrag. Was dann geschah, bleibt in allen Darstellungen im unklaren: Wollte er oder sie warten, bis man mit dieser Neuigkeit an die Öffentlichkeit ging, fürchtete Helen die Reaktion ihrer Familie oder Anne Sullivans mögliche Ablehnung, war sich Helen doch nicht so sicher, ob ihre oder seine Liebe stark genug war für ein gemeinsames Leben, das für Helen natürlich ein Leben in Abhängigkeit von Peter Fagan sein würde...?

Jedenfalls erschien ein Artikel über diese Beziehung in der Zeitung, die Mutter warf den jungen Liebhaber aus dem Haus, Anne Sullivan war krankheitshalber weit weg und Helen Keller wartete vergeblich auf Peter Fagan, dass er käme, um mit ihr durchzubrennen.

In ihrem Tagebuch notierte Helen Keller zu dieser traurigen Geschichte:

„Seine Liebe schien wie eine warme Sonne in meine hilflose, vereinsamte Seele. Die Süßigkeit, geliebt zu werden, nahm mich gefangen, und ich folgte einem gebieterischen Wunsch, am Leben eines Mannes teilzuhaben. Für eine kurze Zeitspanne lebte ich wie im Himmel, eingehüllt in ein Gewebe schillernder Träume.“
Aber sie fügte auch hinzu: *„Liebe macht blind, verwirrt die Seele und beraubt sie ihrer Urteilskraft.“*

Schon seit 1914 gab es neben Anne Sullivan eine weitere wichtige Frau, die Helen Keller im Alltag assistierte und ihr sehr nahestand: die Schottin Polly Thomson. Sie war schon bei den umstrittenen, aus finanziellen Gründen erfolgten Varieté-Auftritten von Helen Keller und Anne Sullivan zwischen 1919 und 1923 dabei, und dann auf den vielen Reisen Helen Kellers, 1937 nach Japan oder bei den Europareisen zwischen 1946 und 1957. Am 27. Juni 1955 wurde Helen Keller von der medizinischen Fakultät der Freien Universität Berlin der Titel Dr. h.c. verliehen. Im Sommer dieses Jahres verbrachte sie einige Wochen in Grainau an der Zugspitze. Der letzte öffentliche Auftritt Helen Kellers war ein Besuch bei Präsident John F. Kennedy 1961. Nach dem Tod Polly Thomsons 1960 und einer Reihe von Schlaganfällen wurde es einsam um sie; fast 88jährig verstarb Helen Keller am 1.6.1968 an ihrem letzten Wohnsitz in Westport (Connecticut).

Eine Triebfeder ihres Lebens und Lernens war von Beginn an das Bemühen, die mit Taubblindheit einhergehende zwangsläufige Abhängigkeit von anderen auf ein Minimum zu reduzieren. Es wird berichtet, dass die Achtjährige, als man sie zu etwas überreden wollte, eine Weile nicht reagierte und dann, auf die Frage, was ihr fehle, antwortete:

„I am preparing to assert my independence.“ –

„Ich bin dabei, mir meine Unabhängigkeit zu sichern.“

Quellen:

Keller, Helen: Geschichte meines Lebens. Mit einer Auswahl aus den Briefen der Autorin von 1887 bis 1901 und einer Beschreibung ihrer Erziehung. Erstveröffentlichung 1902, Alfred Scherz Verlag Bern, 1955

Keller, Helen: Meine Welt mit ausführlichem Nachwort von Pieper, Werner: Blind, taub und optimistisch. Leben und Lernen der Helen Keller. Die Grüne Kraft, Löhrbach, 1987 (Der Grüne Zweig, 116)

Helen Keller: Child of the silent night. In: Spotlight. Das aktuelle Magazin in Englisch. 6/2000, S.22-25

Kruczek, Dietmar: Ich sehe mit der Seele. Das Leben der Helen Keller. Aussaat Verlag, Neukirchen-Vluyn, 2. Aufl. 1999

Ein Ort zum Leben - Oberlinhaus Potsdam-Babelsberg. Hrsg. von Friedrich-Wilhelm Pape, 1999; S.38

Stoekel, Alfred: Von Homer bis Helen Keller. Berühmte und bedeutende blinde Persönlichkeiten aus drei Jahrtausenden. Herausgeber: Deutscher Blindenverband e.V., Bonn, 1983

Ein besonderer Dank für wertvolle Informationen geht an:

Deutsches Taubblindenwerk GmbH
Herr Dietrich Bunck
Albert-Schweitzer-Hof 27
30559 Hannover (Kirchrode)
www.taubblindenwerk.de

Oberlinhaus.
Presse-Öffentlichkeitsarbeit.
Potsdam-Babelsberg
Rud.-Breitscheid-Straße 24
14482 Potsdam

sehr empfehlenswert zu diesem Thema auch: Taubblind. Dokumentarfilm von Wolfram Seeger. Deutschland 2001. 90 Min. (einfühlsame Porträts taubblinder Mädchen und Frauen aus dem Oberlinhaus Potsdam)



„Die arme Klara in Frankfurt“: als Freundin von „Heidi“. Deutschlands bekannteste Rollstuhlfahrerin (1880)

Hedwig Kaster-Bieker

► Zürich in der Schweiz vor gut 120 Jahren war eine Stadt mit vielen Gesichtern. Neuen Ideen aufgeschlossen und liberal bot ihre Universität Frauen aus ganz Europa seit 1864 die Möglichkeit zu studieren. Daneben gab es sehr bodenständige, konservative Strömungen, die in der Frauenemanzipation eine Gefahr für die öffentliche Moral, die Staatsordnung und vor allem für die Familien sahen.

Von streng religiösen Vorstellungen geleitet war auch die Züricher Autorin Johanna Spyri (1827-1901), als sie ihre Erzählungen und Romane schrieb.

Angeregt und gefördert durch den befreundeten Bremer Pastor Cornelius Rudolf Vietor hatte sie zunächst erbauliche Geschichten für Erwachsene verfasst, die in dessen Verlag des Bremer Kirchenblattes erschienen. Ab 1878 wandte sie sich dem Kinderbuch zu und schrieb „Geschichten für Kinder und solche, die Kinder lieb haben“. Sie konnte nicht ahnen, dass „Heidi's Lehr- und Wanderjahre“ von 1880 und die Fortsetzung ein Jahr später unter dem Titel „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“ schon zu ihren Lebzeiten Kinderbuchklassiker werden soll-

ten. Die beiden Heidi-Bände wurden seither in 40 Sprachen übersetzt, ca. 50 Millionen Mal verkauft und 15 Mal verfilmt.

Viele Nachdrucke von „Heidis Lehr- und Wanderjahren“ sind Bearbeitungen, die den Ursprungstext nach Belieben verkürzt oder erweitert, verflacht oder uminterpretiert haben. Auch der Schweizer Fremdenverkehr hat Heidi längst in Dienst genommen: *„Andere Länder haben Rohstoffe und Häfen, die Schweiz hat Banken, Berge und das Heidi. Seit Jahrzehnten macht das Land Geschäfte mit dem braven Bauernmädchen aus dem Bündnerland, das als literarische Figur zur wohl berühmtesten Schweizerin wurde.“*

Einen besonderen Aufschwung erlebte die von Schweizer Tourismusverbänden als „Heidiland“ bezeichnete Gegend bei Bad Ragaz im Jahre 2001 anlässlich des 100. Todestages von Johanna Spyri:

„Und warum?“, fragte eine deutsche Zeitung und gab nicht ohne Ironie zur Antwort: „Das Heidi zeigt den Schweizern, deren Selbstbewusstsein nicht das Größte ist, worauf es ankommt: auf die Heimatliebe. Gesunde Alpenluft, die Schweizer Berge, die freundlichen Menschen, das ist das, was sich durch-

setzt gegenüber dem kranken, arroganten Deutschland, das die Menschen in Rollstühle treibt und unglücklich macht.“

Die frisch-fromm-fröhliche Heidi entwickelte sich zu einem globalen Markenartikel. Gemeinsam mit der naiven Heldin wurden nicht nur der verbitterte Alm-Öhi, der etwas einfältige Geißen-Peter und das gestrenge Fräulein Rottenmeier bekannt, sondern auch die Figur, die das Gegenbild zur naturverbundenen, springlebendigen, gesunden Heidi darstellt: die blasse, milde, *„elend in den Krankensessel gebannte“* Klara Sesemann aus Frankfurt.

Den meisten Kindern, aber auch vielen Erwachsenen dürften die Geschehnisse um Heidi bekannt sein, wenn nicht aus den beiden Büchern von Johanna Spyri, dann höchstwahrscheinlich vom Trickfilm her, der als Mehrteiler in den 70er Jahren im Fernsehen lief und bis heute öfters wiederholt wurde, zuletzt im Frühjahr 2001 im Kinderkanal. Mit dieser Fernseh-Serie ging ein regelrechter Heidi-Boom einher: Es gab Vermarktungs-Produkte wie Spiele und Textilien, Hör-Kassetten und das „Buch zum Film“ mit Motiven aus Heidi. Sie führten zu einem sehr hohen Bekanntheitsgrad nicht nur der Titelheldin, sondern auch der übrigen Figuren aus diesem Heimweh-Epos.

Als unverzichtbares Grundelement der Heidi-Geschichte findet sich im Original und in fast allen Bearbeitungen die Szene, als Heidi, von ihrer Tante Dete dem Großvater und den geliebten Schweizer Bergen

entrisen, zum erstenmal in die Stadt kommt, in das von Johanna Spyri als Steinwüste beschriebene Frankfurt am Main. Die Gegensätze prallen schroff aufeinander: die natürliche, unzivilisierte, gesunde Heidi und die sanfte, disziplinierte, kranke Klara im Rollstuhl. Diese beiden sehr unterschiedlichen Kinder entwickeln eine tiefe Freundschaft füreinander und überwinden so das Trennende.

Klara gehört eindeutig zu den positiv gezeichneten Figuren des Romans. Die große Anzahl von Illustrationen und Abbildungen von ihr, beispielsweise Klara im Rollstuhl auf Kinderbettwäsche, ließen sie zum Allgemeingut werden, in den Zimmern und in den Köpfen der Kinder: Klara ist die Personifizierung einer jungen Behinderten, die, zur körperlichen Untätigkeit verurteilt, trübsinnig ihre Tage verbringt, bis ihre Freundin, die Lichtfigur Heidi, Bewegung in ihr Dasein bringt, im religiös-sentimentalen Happy-End sogar die wundersame Genesung à la Lourdes:

„Jetzt beteten die Kinder und dankten dem lieben Gott jedes in seiner Weise für das herrliche Gut, das er der so lange krank gewesen Klara geschenkt hatte.“

Kindliche Vorstellungen werden bekanntlich nicht nur von dem geprägt, was ihnen in der realen Umwelt begegnet, sondern in unserem Multimediazeitalter auch indirekt über Bücher und Kassetten, Fernsehen und Videos. Und wenn Kindern dort überwiegend eine passive, dulddende, angepas-

ste Behinderte präsentiert wird, und keine Korrektur dieser Darstellung stattfindet, sei es durch reale oder fiktive „aktive“ Behinderte, dann muss sich zwangsläufig bei ihnen ein Bild festsetzen, an dessen Abschaffung selbstbestimmt orientierte Behinderte seit Jahrzehnten arbeiten.

Auch noch in jüngster Zeit wird in Klara nur das „arme“, bedauernswerte Kind gesehen, wobei der Mitleidsaspekt in neueren Bearbeitungen gegenüber dem Original sogar noch verstärkt auftritt. Glück kann für Klara immer nur heißen: den Rollstuhl verlassen, laufen können wie die anderen.

Im Frühjahr 2000 wird eine neuerschienene Heidi-Ausgabe folgendermaßen angekündigt:

„Wer kennt sie nicht, den Alm- Öhi, den Geißen-Peter, Tante Dete und die arme Klara in Frankfurt - Heidi bezaubert sie alle.“

In Johanna Spyris Heidi-Buch von 1880 wird Klara bei ihrem ersten Erscheinen im 6. Kapitel so beschrieben: „*Im Hause des Herrn Sesemann in Frankfurt lag das kranke Töchterchen, Klara, in dem bequemen Rollstuhl, in welchem es den ganzen Tag sich aufhielt und von einem Zimmer ins andere gestoßen wurde. Jetzt saß es im so genannten Studierzimmer, ... wo dem lahmen Töchterlein der tägliche Unterricht erteilt wurde. (...) Klara hatte ein blasses, schmales Gesichtchen, aus dem zwei milde, blaue Augen herausschauten, ...*“

In neueren Ausgaben wird natürlich aus dem „lahmen“ ein politisch korrektes „ge-

lähmtes“ oder schlicht „krankes“ Töchterlein und „gestoßen“ wird Klara auch nicht mehr, wobei diese Formulierung als schweizerdeutsche Spracheigentümlichkeit zu verstehen ist und nicht als Umschreibung einer etwaigen groben Behandlung durch das Hauspersonal. Ein anderes sprachliches Phänomen jedoch ist unübersehbar: Klara *liegt*, sie *wird* gestoßen (oder geschoben oder gerollt), sie *wird*...! Das Passiv, die *Leideform*, wie es im Deutschen so trefflich heißt, ist diejenige Verbform, die Klara zugeordnet wird – die Aktivseite gehört selbstverständlich dem Springinsfeld Heidi.

Es ist diese Passivität, diese Duldsamkeit in der Klara-Darstellung, die vielen heutigen „Rolli“-BenutzerInnen die Zornesröte ins Gesicht steigen lässt. Klara wird nicht als Mensch in seiner Andersartigkeit akzeptiert, sondern als „Sorgenkind“ geschildert, dem im wahrsten Sinne des Wortes auf die Sprünge geholfen werden muss.

Wie sehr sich das Bild der schüchternen, hilfsbedürftigen, mutlosen Klara festgesetzt hat, und wie weit es auch heute noch über die Grenzen des deutschsprachigen Raumes hinaus verbreitet ist, zeigt beispielsweise eine Passage in der 1999 erschienenen Erzählung „Wie Frauen fischen und jagen“ der jungen New Yorker Erfolgsautorin Melissa Bank: „*Während Gus und ich dahinschreiten, lächelt er mir ermutigend zu, als sei ich Clara aus „Heidi“ und er brächte mir das Gehen bei.*“

Man sollte sich jedoch davor hüten, aktuelle Einsichten als Vorwurf gegen die Autorin Spyri zu richten, denn das Behindertenbild in „Heidi“ muss in ihrer Zeit gesehen werden, einer Zeit, in der Menschen mit schweren Beeinträchtigungen kaum Entfaltungsmöglichkeiten hatten, sondern entweder in Krüppelheimen nur verwahrt und häufig gar versteckt wurden oder als Monstrositäten auf Jahrmärkten der Belustigung der „Normalen“ dienten.

Klara Sesemann aus Frankfurt hat das Glück die Tochter eines reichen Mannes zu sein, der ihr ein materiell sorgenfreies Leben bieten kann, in der Person von Fräulein Rottenmeier, so unsympathisch sie auch geschildert sein mag, immerhin sogar eine Art von persönlicher Assistenz. Und wenn Klara durch ihre Krankheit und ihr jugendliches Alter auch relativ abhängig ist von dem sie umgebenden Personal, so ist sie doch nicht so „arm“ dran, wie es viele Behinderte in der damaligen Zeit waren und wie sie es auch heute noch aus den verschiedensten Gründen sind. Klara ist ökonomisch in der stärkeren Position, als Hausangestellte ist Fräulein Rottenmeier von der „armen“ Klara abhängig:

„Herr Sesemann war meistens auf Reisen, überließ daher dem Fräulein Rottenmeier das ganze Haus, nur mit der Bedingung, dass sein Töchterlein in allem eine Stimme haben solle und nichts gegen dessen Wunsch geschehen dürfe.“

Der zur Zeit der Handlung 12jährigen Klara ist sehr wohl bewusst, dass manche von Fräulein Rottenmeiers Anordnungen als Fürsorge getarnte Strafen sind. Sie erzählt Heidi von dem langweiligen Unterricht: *„...denn wenn ich nur ein einziges Mal herausgähne, so holt Fräulein Rottenmeier gleich den Fischtran und sagt, ich sei wieder schwach, und Fischtran nehmen ist das Allerschrecklichste, da will ich doch lieber Gähnen schlucken.“*

Aber natürlich ist Klara viel zu brav, um wirklich ihre Stimme gegen die tyrannische Hausdame zu erheben, wagt es nicht, zu rebellieren gegen Anordnungen, die sie eher schwächen als stärken. Trotz aller positiven Eigenschaften, mit denen die Autorin Klara ausstattet – Milde, Güte, Sanftmut und Geduld – bleibt sie neben der temperamentvollen lebenssprühenden Heidi immer das „blasse“, kümmerliche Treibhausgewächs, oder wie Tante Dete sie dem Alm-Öhi gegenüber geschildert hatte:

„auf einer Seite lahm und sonst nicht gesund“.

Die harsche Zivilisationskritik, die unschwer in Spyris Büchern zu erkennen ist, hat ihren langen Schatten auch auf Klara geworfen.

Erst die unverdorbene Heidi kann ihr den Weg aus der niederdrückenden Atmosphäre des Stadthauses hinaus in die heilende Natur weisen. In den Schweizer Bergen steht Klara zum ersten Mal allein und frei auf ihren bisher so schwachen Beinen:



„Mach`s noch einmal!“ drängte Heidi eifrig. Klara tat es und dann noch einmal und noch einmal, und auf einmal schrie sie auf: „Ich kann, Heidi! Oh, ich kann! Sieh! Sieh! Ich kann Schritte machen, einen nach dem anderen.“ Jetzt jauchzte das Heidi noch viel mehr auf. „Oh! Oh! Kannst du gewiß selbst Schritte machen? Kannst du jetzt gehen? Kannst du gewiß selbst gehen? Wenn nur der Großvater käme! Jetzt kannst du selbst gehen, Klara, jetzt kannst du gehen!“ rief es ein Mal ums andere in jubelnder Freude aus. Klara hielt sich wohl fest an auf beiden Seiten; aber mit jedem Schritt wurde sie ein wenig sicherer,... Das Heidi kam ganz außer sich vor Freude.

„O, nun können wir alle Tage miteinander auf die Weide gehen und auf der Alp herum, wo wir wollen“, rief es wieder aus, „und du kannst dein Lebtage gehen wie ich und mußt nie mehr im Stuhl gestoßen werden und wirst gesund. O, das ist die größte Freude, die wir haben können!“ Klara stimmte von ganzem Herzen ein. Gewiss kannte sie gar kein größeres Glück auf der Welt, als auch einmal gesund zu sein und herumgehen zu können wie die anderen Menschen und nicht mehr elend die ganzen Tage lang in den Krankensessel gebannt zu sein.“

Den Schluss des Buches bildet ein heutzutage nur noch schwer erträglicher Taumel aus Freudenjauchzern und Gotteslob. Nach Meinung zeitgenössischer Jugendbuchexperten bezieht und bezog „Heidi“ seine Faszination jedoch nie aus dieser religiösen Dimension, sondern aus der „klassischen“ Darstellung eines seelischen Konfliktes und seiner wunderbaren Auflösung:

„Johanna Spyri...beherrschte das Metier der Schriftstellerei durchaus auch in seinen Feinheiten. (...) Auch muss man schon etwas suchen in der Literaturgeschichte, ehe man so überzeugende, plastisch ausmodellerte Charaktere findet wie Heidi oder ihren Großvater, den Geißpeter oder die kranke Klara: sie geben selbst den Karikaturen ihrer Umgebung, der sauertöpfischen Erzieherin Fräulein Rottenmeier oder dem biederem Herrn Seseemann, noch einiges von ihrer Vitalität ab.“

Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch überraschenderweise, dass Heidi gar nicht das unverwüstliche Naturkind ist, mit dem sie überwiegend in Verbindung gebracht wird, sondern in Frankfurt zeigt sich ihre – von der früh verstorbenen Mutter geerbte – psychische Labilität. Sie erkrankt dort an einer „hysterischen Heimwehreaktion“, deren Symptome depressives Verhalten und Nachtwandeln sind. Der Arzt fürchtet um ihr Leben und sie muss auf seine Veranlassung in die gesunde Umgebung, ihre geliebte Bergwelt, zurückgebracht werden. In Johanna Spyris literarischem Werk finden sich viele Darstellungen psychisch kranker

Kinder. Der Autorin war seelisches Leid von Kindheit an vertraut. Ihr Vater hatte in Hirzel, einem 1400 Einwohner zählenden Ort oberhalb des Zürichsees, eine Arztpraxis und leitete eine Anstalt für Geistesranke, die direkt neben dem Wohnhaus der Familie lag. Patienten mit seelischen Störungen gehörten zum Alltag der Arztkinder. Johanna Spyri selbst litt in den ersten Jahren ihrer Ehe unter schweren Depressionen. Diese eigenen Erfahrungen und ihr erzählerisches Talent ließen Johanna Spyri zu einer bemerkenswert exakten Darstellerin psychischer Ausnahmesituationen werden. Dazu kam, dass ihr einziges Kind, der Sohn Bernhard, unter Tuberkulose litt und mit 21 Jahren an Polioarthritis erkrankte. Johanna Spyri erlebte demnach in der eigenen Familie einen Menschen, der wie ihre Kinderbuchfigur Klara stark in seiner Beweglichkeit eingeschränkt war. Bernhard starb als junger Mann, vier Jahre nach Erscheinen von „Heidi“.

Johanna Spyri selbst war die pietistische Strenggläubigkeit zum unverzichtbaren Trost und Rettungsanker geworden, und diese Überzeugung beseelte auch ihr ganzes literarisches Schaffen. Schon ihre Mutter, Meta Heußler, hatte anonym unter dem Titel „Lieder einer Verborgenen“ vielbeachtete Kirchenlieder und Gedichte veröffentlicht. Als Frau von Johann Bernhard Spyri, Jurist, Redakteur und späterem Stadtschreiber von Zürich, kam Johanna Spyri mit berühmten Dichterkollegen in Kontakt.

Sie wurde stark beeinflusst vom fanatischen Pietismus der Mutter des Schriftstellers Conrad Ferdinand Meyer. Der berühmte Gottfried Keller, der ebenfalls im Hause Spyri verkehrte, war der Heidi-Autorin hingegen nie ganz geheuer. Das verwundert nicht, wenn man Kellers Ablehnung von Bigotterie und religiöser Schwärmerei kennt (und beispielsweise seine Verteidigung der emanzipatorisch gesinnten Eugenie Marlitt).

Johanna Spyris Einstellung zu dem damals aktuellen und heiß diskutierten Thema Frauenbildung war unmissverständlich. Sie lehnte die sogenannten „Mannweiber“ ab und äußerte: *„Es ist aber auch das übertriebene Studium der Mädchen heutzutage, das alles häusliche Behagen zerstört und verdirbt.“*

Demzufolge hatte sie keinerlei Verständnis für ihre Nichte Emily Kempin-Spyri (1853-1901), die es zu einer traurigen Berühmtheit brachte: Emily Kempin-Spyri, verheiratet mit einem Pfarrer und Mutter dreier Kinder, ist ein Exempel dafür, wie Frauen mit hohen intellektuellen Fähigkeiten von den gesellschaftlichen Verhältnissen behindert wurden, daran zerbrachen und im wahrsten Sinne des Wortes im Kampf für ihre Selbständigkeit „verrückt“ wurden, bzw. für „verrückt“ erklärt wurden. Emily Kempin-Spyri versuchte sich zu „emanzipieren“, indem sie 1884 ihren Wunsch, Jura zu studieren, verwirklichte. Der Preis war hoch: Sie machte zwar als

erste Frau im deutschsprachigen Raum ein juristisches Examen, wurde aber von der gesamten Verwandtschaft und den Freunden fallengelassen. In existentieller Not, u.a. in New York lebend, geschieden von ihrem Ehemann, getrennt von den Kindern, starb sie schließlich 1901 in einem Baseler Irrenhaus. Von dort schrieb sie - durchaus nicht geistig verwirrt - ein gutes Jahr vor ihrem (und Johanna Spyris) Tod: *„(Meine Verwandten) haben sich meines Studiums der Jurisprudenz wegen schon seit 15 Jahren von mir abgewandt.“*

Auch dies ein bemerkenswertes Schicksal im engsten Umkreis der Heidi-Autorin Johanna Spyri, der geistigen Schöpferin der leidenden gelähmten Klara Sesemann in Frankfurt, die immer noch Deutschlands bekannteste Rollstuhlfahrerin sein dürfte – Leider immer noch!, möchte man ausrufen und gleichzeitig hoffen, dass nicht noch einmal 120 Jahre vergehen müssen, bis andere Heldinnen unsere Kinder begeistern: starke, selbstbewusste behinderte Mädchen, die ihren Rollstuhl den Berg hinunterstoßen, wenn sie ihn nicht mehr brauchen, aber auch fröhlich damit herumkurven, wenn er ihrem Fortkommen dient, egal ob beim Öhi auf der Alm oder in Frankfurt am Main.

Quellen:

Spyri, Johanna: Heidis Lehr- und Wanderjahre. Mit vielen Zeichnungen von Tomi Ungerer. Text folgt der 1882 bei Perthes erschienenen fünften Auflage. Diogenes Verlag AG, Zürich 2000, (dazu: Werbung des Diogenes-Verlag. In: Eselsohr, Fachzeitschrift für Kinder- und Jugendmedien. Heft 4/00; April 2000, S. 2

Spyri, Johanna: Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. In: Johanna Spyri, Heidi. Georg Lentz Verlag GmbH, München, 1978 (Gestaltung nach der Original-Ausgabe bei Perthes und Waldmann)

Berg, Sibylle: Das Heidi. in: Die Zeit, Nr.23, 31 .5. 2001, S. 46

Mrusek, Konrad: Vom Mädchen zum Mythos. Johanna Splyris 100. Todestag am 7.Juli bewegt Touristen und Marketingagenturen. In. Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 132, 9. 6. 2001, S.11

Ueding, Gert: Wenn ihr nicht werdet wie Heidi. Zum 100. Todestag von Johanna Spyri. Eine verspätete Ehrenrettung. In: Die Welt, 7. 7. 2001, S. 7

Hurrelmann, Bettina: Mignons erlöste Schwester. Johanna Splyris, Heidi. In: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Herausgegeben von Bettina Hurrelmann. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1995, S. 191-215

Fröhlich, Roswitha: Johanna Spyri: Momente einer Biographie. Ein Dialog mit und Jürg Winkler. Arche Verlag AG, Zürich, 1986

Bank, Melissa: Wie Frauen fischen und jagen. Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz. Diana Verlag, München Zürich, 2000, S.257

Rieger, Eva: Emilie Kempin 1853 - 1901 „Mein Name ist mit dem Odium der Geisteskrankheit behaftet“. In: WahnsinnsFrauen, Hg. v. Sibylle Duda und Luise F.Pusch. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1992, Bd. 1, S. 76 – 95; Zitat: S.90

Eveline Hasler: Die Wachsflügelfrau. Geschichte der Emily Kempin-Spyri. Roman
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.,KG, München, 6.Aufl., 1998

Weiterführende Literatur:

Halter, Ernst(Hrsg.): Heidi. Karrieren einer Figur. Zürich, Offizin Verlag, 2001

darin besonders bemerkenswert: Halter, Ernst: Johanna Spyri, Marlitt und ihr verwaistes Jahrhundert. a.a.O., S.9-28



Lisa Tetzner (1894-1963)

Anneliese Mayer

► „Lisa Tetzner? Wer ist das?“

Es ist immer die gleiche Assoziationskette, die sich entwickelt, wenn ich von Lisa Tetzner erzähle.

„Lisa Tetzner war eine bekannte Kinderbuchautorin und Märchenerzählerin. Sie war seit ihrer Kindheit körperlich beeinträchtigt.“

„Wir kennen sie nicht.“

„Nun, vielleicht kennt Ihr sie durch die Titel ihrer Kinderbücher, z.B. ‚Die Kinder aus Nr. 67‘ und ‚Die schwarzen Brüder‘?“

„Kennen wir nicht“, ist wiederum die Antwort.

„Dann kennt Ihr doch sicher ihren Mann, Kurt Kläber, der unter dem Pseudonym Kurt Held veröffentlicht hat?“

„Nein, den kennen wir auch nicht.“

Bleibt nur noch ein Rettungsanker: „Aber sein Kinderbuch ‚Die rote Zora‘ ist Euch doch bekannt?“

„Ja natürlich, das kennen wir!“

Es ist geschafft - der Bezug zu Lisa Tetzner ist hergestellt.

1994 hätte diese Schriftstellerin ihren 100. Geburtstag gefeiert. Meine Erwartungen, dass zu diesem Anlass mehrere Veröffentlichungen – zumindest aber eine ansprechende Biografie - erscheinen würden, sollten enttäuscht werden. Lediglich in ihrer Geburtsstadt Zittau in Sachsen und in einem ZEIT-Artikel (4.11.94, „In aufgeregter Zeit: ehrlich“) wurde Lisa Tetzner gewürdigt. Eine bemerkenswerte Frau, die zu Lebzeiten nie groß Aufhebens von sich machte, ist heute vergessen. Meine Schilderung ihres Lebens beruht auf einer vor drei Jahren veröffentlichten Doktorarbeit von Gisela Bolius, die als Lehrerin an der Lisa-Tetzner-Schule in Berlin-Neukölln tätig ist.

Lisa Tetzner kommt am 10. November 1894 als erstes Kind des Sanitätsrates Arthur Tetzner und seiner Frau Frida, geb. Held, zur Welt. Drei Jahre später wird ihr Bruder Hanns Leo geboren.

Die kleine Lisa hat keine unbeschwertere Kindheit. Da sind zum einen die Eltern, die ihr nicht die für ein kleines Kind notwendige Geborgenheit und Zuwendung geben.

Die Mutter Frida ist eine extravagante Frau, die sich dann wohl und glücklich fühlt, wenn sie sich in Künstlerkreisen bewegen kann. Sie lebt jedoch nicht in der äußeren Freiheit, um ungezwungen ihren künstlerischen Ambitionen nachgehen zu können: Aus der Forderung, gleichzeitig ihrer Rolle als Ehefrau eines gutsituierten Zittauer Bürgers gerecht zu werden, entwickelt sich eine Unzufriedenheit, die öfters zu launischen und unberechenbaren Ausbrüchen führt. Der Vater, ein Arzt, ist sehr streng und unnahbar, er vertritt sehr konservative Ansichten. So hört Lisa immer wieder von den Eltern, dass ein Kind keinen eigenen Willen haben dürfe. Die einzige Person, zu der das Mädchen Vertrauen fassen kann und bei der sie Ermutigung zum selbstständigen Handeln findet, ist die Großmutter (die Tochter eines Demokraten aus der Revolutionszeit 1848/49).

Ein weiterer Faktor, der ihre Kindheit belastet, ist ihre Erkrankung im Alter von elf Jahren an einer schweren Knochentuberkulose, deren Auslöser ein Keuchhusten ist. Es kommt zu einer schmerzhaften Kniegelenkentzündung, die später zu einer allmählichen Versteifung des linken Knies führt. Die Krankheit zieht sich hin. Drei Jahre lang kann sie das Bett nicht verlassen. Danach bewegt sie sich zuerst lange Zeit im Rollstuhl fort. Dem Rollstuhl folgen die Krücken, die wiederum vom Stock abgelöst werden, bevor sie – bereits eine junge Frau – für einige Jahre wieder frei laufen kann. Lisa

ist in dieser Zeit von den anderen Kindern isoliert und zieht sich in eine eigene innere Welt zurück, die aus Tagträumen besteht. Später schreibt sie über ihre Veranlagung zum Fantasieren und Träumen: *„Geht's mir schlecht, bin ich mal müde und voll Schmerz, so hat mir die Natur eine sehr glückliche Veranlagung gegeben. Dann träum ich mir was, fliehe in den Traum und lüg' mir dann einen schönen Ausgang vor. Denn das, was wir in Gedanken erleben, ist doch auch ein großer Bestandteil unseres Seins. Und wenn ich es glaube, so ist es für mich von Wert.“*

Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Mutter in die Schweiz ist es möglich, dass Lisa während ihrer Krankheit die Sommermonate häufig zu einem Kuraufenthalt im Tessin nutzen kann.

Mit 19 Jahren beginnt Lisa Tetzner gegen den Willen des Vaters eine Ausbildung an der 1908 von Alice Salomon gegründeten „Sozialen Frauenschule“ in Berlin. Während der Zeit des Studiums erkennt sie jedoch, dass sie für den Beruf der Fürsorgerin nicht geeignet ist. Die harte Realität der Menschen, die ihr während ihres Praktikums beim Stadtwohlfahrtsamt und Jugendgericht begegnet, erschüttert sie. Sie legt zwar ihr Diplom ab, schlägt jedoch einen anderen Weg ein als ursprünglich geplant. Bereits 1916 hat sie einen mehrmonatigen Kurs für Stimmbildung und Sprecherziehung an der Berliner Universität besucht. Sie möchte Märchenerzählerin werden und wird in diesem Wunsch durch die Bekanntschaft

mit Eugen Diederichs, dem Verleger der Märchen der Weltliteratur, nachhaltig unterstützt. Die ersten Vortragsabende hält sie in ihrer Heimatstadt im Spätherbst 1916. Es ist noch Kriegszeit, als sie sich eineinhalb Jahre später auf die Wanderschaft durch Thüringen macht, um den Kindern und der einfachen Bevölkerung wieder die alten Märchen nahe zu bringen. Sie ist mutig, die junge, gehbehinderte Frau. „1918, als Lisa Tetzner sich anschickt, als junge Frau allein durch die Dörfer zu wandern, beinhaltet ihr eigenes Verhalten echte Emanzipation und Unabhängigkeit von der Erwartungshaltung der Gesellschaft und der Familie. Die Eltern sehen ihre Tochter als Vagabundin und verlangen nachdrücklich, daß sie nach Hause zurückkehrt. Lisa Tetzner indes verweigert den Schritt zurück und entscheidet sich für ihre eigene freiheitliche Zukunft. Um ihre Vorstellungen gegen die herrschende Moral durchzusetzen, scheut sie keine Anstrengung.“ Bereits auf der ersten Wanderung im Frühsommer 1918 spürt Lisa Tetzner ihre körperlichen Einschränkungen beim Gehen. Sie wird insgesamt – mit Unterbrechungen - drei Jahre umherziehen: nach der Thüringer Wanderung macht sie sich im Frühjahr 1919 auf nach Schwaben und 1920 wird sie durch das Ruhrgebiet ziehen. Immer wieder hat sie während dieser Zeit körperliche Einbrüche, z. B. kommt sie im Januar 1920 ins Krankenhaus, weil der Verdacht auf Typhus besteht. Mit großer Willensanstrengung übergeht sie die auftretenden Gelenkschmerzen.

1922, als sie für lange Zeit (über ein halbes Jahr) im Bett liegen und einen Streckverband tragen muss, schreibt sie: „...bald nach der Thüringer Wanderung 1918 merkte ich den Schmerz zum ersten Mal, (daß ich) einen Abszess an der rechten Hüfte hatte. Ich nahm den zwischendurch auftauchenden Schmerz immer für Rheumatismus, und je mehr ich mich aus mir raus konzentrierte, um so eher verschwand er, so daß ich ihn nie ernst nahm. Erst nach der letzten Grippe wurde der Schmerz so unerträglich. Doch meine Hoffnung, daß auch das über Nacht verschwände, erfüllte sich nicht, weil sich der Herd scheinbar ins Gelenk gezogen hat....“ Ihre Erlebnisse von der Thüringer Wanderung veröffentlicht sie in ihrem ersten Buch „Vom Märchenerzählen im Volke“, das 1919 bei Diederichs in Jena erscheint. Es bleibt nicht aus, dass sie Kontakt mit der Wandervogelbewegung bekommt. Lisa Tetzner ist jedoch nicht die Person, die sich in eine Gruppe einfügen kann, auch wenn sie sich für kurze Zeit zwei Gruppen anschließt. Den dort herrschenden strengen Regeln und dogmatischen Grundsätzen kann sich die junge Frau nicht dauerhaft unterordnen. Aus der Wandervogelbewegung kommen jedoch die beiden Männer, in die sie sich nacheinander verliebt: In den dreizehn Jahre älteren Schriftsteller und Lehrer Jakob Kneip verliebt sie sich vor Beginn ihrer Wanderung. Die Beziehung dauert knapp ein Jahr. Auffällig ist

hierbei, in welche Rolle Lisa Tetzner verfällt. Hatte sie doch den Beruf der Fürsorgerin abgelehnt, weil sie selbstkritisch sah, wie überaus wichtig und sozial sie sich vorgekommen war, wenn sie helfen konnte. Über ihr Verhalten reflektierend, empfand sie es als lächerlich und lehnte es in beruflicher Hinsicht ab. Nun übernimmt sie für den depressiven und entscheidungsarmen Partner die Verantwortung, glaubt ihm durch ihre Selbstlosigkeit helfen - sprich ihn retten - zu können. Sie fühlt sich als Frau mit Behinderung minderwertig: *„Ich habe so sehr das Gefühl, als sei gerade ich so gar nicht ein Wesen einen ‚Mann‘ zu reizen als Frau (...). Jedenfalls denke ich mir immer, kann es aber auf Fremde und vor allem einen Mann, der sich ein gewisses Frauenideal vorstellt, zunächst anders wirken, und mag ich auch sonst allen seinen Gedanken entsprechen und das in mir tragen, was er verlangt. Er wird doch nicht ohne weiteres darüber (über die Behinderung/AM) wegsehen und sich hineinfinden.“*

Vielleicht sind es ihre Erfolge als „wandernde Scheherezade“, die ihr Selbstbewusstsein und ihre Eigenständigkeit wachsen lassen. Ihre darauffolgende Beziehung wird überaus tragfähig. Es ist eine langsame Annäherung zwischen ihr und dem drei Jahre jüngeren Kurt Kläber, einem eigenwilligen, intelligenten, aber auch sehr nachdenklichen Mann, einem „Berufsrevolutionär“. Es wird eine harmonische, sich gegenseitig bereichernde Verbindung, die beide für vier-

zig Jahre eingehen. Als Lisa Tetzner 1921 und 1924 wieder für längere Zeit erkrankt, ist ihr Lebensgefährte sehr um sie besorgt. Auch Kurt Kläber selbst ist ein gesundheitlich anfälliger Mensch, er hat ein Herzleiden. Das mag der Grund sein, dass die beiden keine Kinder haben werden, obwohl die „Lies“ immer wieder den Kinderwunsch geäußert und wahrscheinlich 1927 auch eine Fehlgeburt hatte.

Kurt Kläber beeinflusst seine Frau, indem er sie - als einer der sich der Arbeiterklasse verbunden fühlt und den kommunistischen Schriftstellerverband mitbegründet hat - auf die bestehenden sozialen Probleme hinweist. So wird aus der jungen Frau, die die heile Welt der Märchen unters Volk gebracht hat, eine Kinderbuchautorin, die sozialkritisch die Probleme ihrer Zeit (z. B. Arbeitslosigkeit, Nationalsozialismus) aufgreift und sich für Toleranz, Demokratie und Völkerverständigung einsetzt. Lisa Tetzner hat mit ihrer neunbändigen Kinderodyssee „Die Kinder aus Nr. 67“ einen der bedeutendsten Klassiker der antifaschistischen und völkerverbindenden Jugendliteratur geschaffen, was leider in Deutschland sehr spät gewürdigt wurde.

Auf der anderen Seite ist es Lisa Tetzner, die ihren Mann dazu anregt, Kinderbücher zu schreiben, nachdem er im Exil Schreibverbot erhält. In Gemeinschaftsproduktion entsteht das Buch „Die Schwarzen Brüder“, und 1940 macht Lisa Tetzner den Vorschlag, den Namen der Schweizer Vorfahren ihrer

Mutter als Pseudonym für die Herausgabe von „Die rote Zora“ zu nehmen, um das Schreibverbot zu umgehen.

Nach der Machtergreifung Hitlers musste das Ehepaar Tetzner/Kläber Deutschland verlassen, wo Lisa Tetzner seit 1927 Leiterin des Kinderfunks beim Berliner Rundfunk war. Für beide begann das Jahr 1933 unter ungünstigen Voraussetzungen. Lisa Tetzner hatte an Neujahr – nach einer Funksendung - einen Zusammenbruch und lag zwei Monate mit *„entsetzlicher Nervenentzündung im Bett“*, während Kurt Kläber in Erwägung zog eine Herzkur zu machen. Überraschend wird er im Februar in Schutzhaft genommen. Ihm wird vorgeworfen als Kommunist am Reichstagsbrand beteiligt gewesen zu sein. Lisa Tetzner setzt ihre Beziehungen ein, um ihren Mann frei zu bekommen. Sie besitzt einen Brief des nationalsozialistischen Kultusministers, der ein Gedicht ihres Mannes für den Abdruck in einem Lesebuch empfiehlt. Scheinheilig geht sie mit diesem Brief zu Göring ins Innenministerium: *„Da saß ein dicker, jovial wirkender Mann. Er kannte mich aus dem Rundfunk. Mit leisem Vorwurf zeigte ich ihm den Brief und erklärte verwundert: „Und diesen wertvollen Mann haben sie eingesperrt?“ Göring entschuldigte sich nervös, telefonierte mehrmals und sagte mir dann, wo Kurt sich befand und daß ich meinen Mann, gegen den nichts, aber nicht das Geringste vorliege, in wenigen Tagen wiedersehen würde.“* Nach der Freilassung bringt Lisa Tetzners Bruder



den Schwager nach Zittau und von dort geht es über Umwege in die Schweiz. In einem Züricher Hotel trifft sich das Paar wieder und sie reisen zusammen weiter zu ihrem zukünftigen Wohnsitz nach Carona. Lisa Tetzners Chancen weiterhin in Deutschland zu publizieren, sind sehr gering. Auch wenn sie noch einen Verlag findet, die nationalsozialistische Presse schaltet sich sofort ein und diffamiert die Kinderbuchautorin wie nachfolgender Artikel aus der SS-Zeitung „Das Schwarze Korps“ beweist: *„Zum Nachtisch einen besonders guten Happen aus dieser Literaturbeilage (Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 8. Dezember 1935,/AM)*

Der Herbert-Stuffer-Verlag in Berlin zeigt da ein Buch für Kinder von 8-14 Jahren an, das er sich nicht entblödet, „das schönste Jugendbuch dieses Jahres“ zu nennen: Lisa Tetzner: „was am See geschah“. Tetzner, Tetzner, Tetzner? Der Name kommt uns so bekannt vor. Richtig, das ist die berühmte Tetzner vom Systemrundfunk, bekannt durch ihre Kinderstunden, seit langem verheiratet mit Kurt Kläber, einer bolschewistischen Schriftstellergröße, der jahrelang im Karl-Liebknecht-Haus residierte und zeitweilig mehr in Moskau als in Berlin war, einer der intelligenten Hetzer, der in Gedichten, Artikeln, Geschichten und Büchern den bolschewistischen Aufstand predigte. Heute lebt das edle Paar natürlich in der Schweiz, in Carona bei Lugano.

Wir haben nicht gelesen, was am See geschah. Uns genügt, daß bolschewistische Schriftstellerpaare das nationalsozialistische Deutschland mit Kinderbüchern beglücken – die Erträgnisse, gehen sie nach der Schweiz? – die dann als, das schönste Jugendbuch dieses Jahres' bezeichnet werden. Das ist schon so viel Satire, daß man darüber keine mehr schreiben kann.“

Das Ehepaar hat es schwer, in der Schweiz eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen. Allein der schlechte Gesundheitszustand von Lisa Tetzner ist für die Behörden ein ausreichender Grund, um ihren Aufenthalt weiter zu verlängern und ihr die Arbeitserlaubnis zu erteilen. In ihr Haus im Tessin kommen während des Dritten Reiches viele befreundete Schriftsteller zu Besuch, die

Deutschland verlassen müssen: Bertold Brecht, Anna Seghers, Lion Feuchtwanger, Hermann Hesse, Thomas Mann u.v.m..

In den fünfziger Jahren gehört sie neben Erich Kästner zu den Gründern des „Internationalen Kuratoriums für das Jugendbuch“ (IBBY). In diesem Zusammenhang korrespondiert Lisa Tetzner mit der damals noch relativ unbekanntem schwedischen Kinderbuchautorin Astrid Lindgren. Sie schreibt ihr einen „Liebesbrief an Pippi Langstrumpf“, in dem sie im Postskriptum ihre Anerkennung ausdrückt: „*Sie haben da zweifellos ein köstliches Wesen in die Welt gesetzt, und mit einem Funken Neid – er ist aber nur wie ein etwas schwereres Atemholen – bedaure ich, daß es nicht mein Kind ist. Es wird uns alle beide lange, lange überleben. Sie sind eine wahre Fabuliererin von Geblüt, aber sie sind noch mehr. Sie sind eine sehr feinsinnige „Poetin.“*“

Astrid Lindgren schickt am 27. Januar 1953 einen sehr schönen Antwortbrief zurück:

„Liebe liebe liebe Frau Tetzner!

Es ist schade, dass ich nur mit Schwierigkeiten deutsch schreiben kann. Ich kann Ihnen darum nicht richtig erklären wie wahnsinnig Sie mir mit Ihrem Brief erfreut haben. Sie müssen doch wissen, dass Sie für mich seit Jahren eine Idealgestalt sind.

Ich habe meinen Kindern alle Ihre Bücher vorgelesen, wir haben uns zusammen so innig darüber gefreut und ich habe immer gedacht, dass Lisa Tetzner so etwas unerreichbar ist in allen Ländern und in allen Zeiten. Und Sie,

gerade Sie kommen jetzt und schreiben so ein wunderbares Brief zu mir und zu Pipi. Ich weiß nicht wie ich Ihnen danken kann. Lass mich nur sagen dass ich sehr sehr froh ist. Ich weiß dass ihr Brief in der ‚Weltwoche‘ sehr viel für meine Bücher bedeuten muss. Ach, wenn Sie nur eines Tages zu Schweden kommen könnten, damit ich Ihnen sagen dürfte wie dankbar ich bin.

Mit den freundlichsten Grüßen

Astrid Lindgren“

Lisa Tetzner stirbt 1963, nachdem sie ein Jahr zuvor einen Schlaganfall erlitten hatte, der zu einer Halbseitenlähmung führte. Sie überlebte ihren Mann um vier Jahre. Kurt Held – über den sie in ihren letzten Jahren noch eine Biografie schrieb, war bereits 1959 an akutem Herzversagen gestorben.

Exkurs

Bezeichnend für die Erzählungen Lisa Tetzners ist, dass sie in ihre Handlungen immer wieder Personen oder Kinder mit einer Behinderung einbaut, wenn auch nicht als Hauptfiguren.

In ihrem letzten Kinderbuch „Das Mädchen in der Glaskutsche“ (1957) ist es der Clown Dick bzw. der „Mann in allen Farben“, der krumme Beine und einen Buckel hat. Solange Dick eine Maske trägt und kostümiert ist, also eine Rolle spielt, wird er bewundert und geliebt. Verliert er jedoch seine Verkleidung und seine „Hässlichkeit“ wird sichtbar, wird er verspottet. Dass die Kinder ihn als Clown auslachen, macht Dick

nichts aus, es ist die Rolle des Lächerlichen, die er spielen muss und auch beherrscht. Wenn er jedoch in seiner wahren Person mit seinen körperlichen Fehlern ausgelacht wird, ist er sehr verletzt und ergreift die Flucht, zieht sich in die Einsamkeit zurück.

Zwei behinderte Jungen kommen auch in der Kinderodyssee „Die Kinder aus Nr. 67“ vor und zwar im fünften Band „Die Kinder auf der Insel“. Der stille brave Lukas, der Kinderlähmung hat und als Jude aus Deutschland fliehen musste, wird von den anderen Kindern umsorgt. Der eigensinnige bucklige Bartel bringt mit seiner egoistischen Vorgehensweise die anderen Kinder in Not. Vorgestellt werden die beiden in einem Gespräch folgendermaßen: „*Der eine ist gelähmt. Kinderlähmung, weißt du. Wir müssen ihm morgen Krücken machen, damit er sich endlich wieder bewegen kann; er hat die seinen während des Schiffbruches verloren. Der andere ist schwächlich, bucklig, und sehr widerspenstig und böse.*“ (S. 36) Die acht Kinder, die sich auf eine Insel retten konnten, versuchen eine demokratische Gesellschaft aufzubauen. Bartel kann sich nicht in die Gemeinschaft einfügen. Er spürt selbst seine Unzulänglichkeit und gerät nach seiner – die anderen gefährdenden – egoistischen Handlung in Gewissenkonflikte. Die Rechtfertigung, dass er sich so unsozial verhält, ist der Buckel: „*Es kommt nur davon, weil ich diesen scheußlichen Buckel habe.*

Darum bin ich neidisch. Ich möchte auch groß und schlank wie Hans und die anderen sein[...]“ (S.91) Während die anderen Kinder darauf bauen, dass sich sein Verhalten allmählich zum Positiven verändern könnte und erste Anzeichen bei Bartel auch zu erkennen sind, wird er von einer Schlange gebissen und stirbt. Die Kinder trauern um ihn und es entsteht der Mythos, dass in Wahrheit Flügelchen im Buckel verborgen waren und Bartel nun ein Engel ist.

Lisa Tetzner hat hier zeitgemäße Klischees und Vorurteile aufgegriffen und den Buckeligen als Symbol für das Böse reproduziert, so wie er auch in den Märchen dargestellt wird. Er wurde von ihr also bewusst als Charakter eingesetzt und ist nicht zufällig entstanden. Sie versucht zwar während der Erzählung zu relativieren: *„Ich kannte einmal einen buckligen Knaben, der war gut und sanft, widersprach Mirjam“* (S.71), aber gerade durch die starke Betonung der Gegensätze bleibt die Wirkung um so nachhaltiger.

In der auf einer wahren Begebenheit beruhenden Erzählung „Die schwarzen Brüder“, die ein Jahr vor „Die rote Zora“ erschien und bei der deutlich die Erzählweise Kurt Kläbers erkennbar ist, kommen wiederum zwei Figuren mit einer Behinderung vor. Da ist zum einen Angeletta („Engelchen“), die Tochter des Kaminfegermeisters aus Mailand, an den die Hauptfigur, der zwölfjährige Giorgio, verkauft wurde. Angeletta liegt seit zwei Jahren im Bett und kann nicht

laufen. Aus der Geschichte geht nicht klar hervor, welche Krankheit (oder Behinderung) sie hat. Die Andeutungen lassen vermuten, dass es sich um Tuberkulose handelt. Angeletta versinnbildlicht die Eigenschaften ihres Namens: sie ist Trösterin, sie deckt Ungerechtigkeiten auf – aber sie bleibt passiv und kann Giorgio nicht zur Freiheit verhelfen. Der Retter kommt in Gestalt des Doktor Casetti, der ein steifes Bein hat. Aufgrund seines sozialkritischen Bewusstseins und seines Vermögens ist es ihm möglich, Giorgio und seinen Kameraden – den Kaminfegerbuben – nach ihrer Flucht aus Mailand zu einem unabhängigen Leben zu verhelfen.

In allen drei vorgestellten Büchern verarbeitet Lisa Tetzner ein Stück weit ihre eigenen Erfahrungen mit Behinderung, aber in dem Letztgenannten sind – wie sonst in keinem anderen – Analogien zu ihrer eigenen Behinderung zu finden. Da hauptsächlich ihr Mann als Verfasser der Erzählung gilt, ist anzunehmen, dass Lisa Tetzner das realistische Vorbild für Angeletta darstellte.

Quellen:

Gisela Bolius: Lisa Tetzner – Leben und Werk. Frankfurt (Main) dipa-Verlag 1997

Lisa Tetzner: Das Mädchen in der Glaskutsche. Dressler Verlag, Berlin 1957

Lisa Tetzner: Die Kinder aus Nr. 67. Band V, Die Kinder auf der Insel. dtv junior 70186, München 1989.

Lisa Tetzner: Die schwarzen Brüder. Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners. Verlag Sauerländer, Aarau und Frankfurt am Main 1991, 5. Auflage der Gesamtausgabe



Weggeperrt und von „Euthanasie“- Ärzten ermordet: die Malerin Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940)

Hedwig Kaster-Bieker

► *„Liebe! Warum höre ich nichts mehr von Euch? Ich weiß zwar, dass ich Euch sowieso meist nur Kummer bereite, aber ich bitte, das gütigst zu verzeihen, ich bin so traurig darüber und einsam und allein. Ein Sommer wieder ist dahin gegangen, rasch verfliegen sind die Tage. Leider auch waren die Augenblicke, die [sich] mir boten, alles zu ändern, zu rasch verfliegen. – Mir fehlt es so sehr an notwendigen Sachen, Papier! etc. Ich schrieb das früher schon einmal, aber scheinbar haben Euch diese Zeilen nicht erreicht. Bitte besucht mich doch am Sonntag oder sendet mir Papier, Terpentin, Leinöl. Auch Wolle hätte ich gern, um etwas zu stricken bzw. zu häkeln. Mir fehlen auch warme Strümpfe. Dürfte ich dann außerdem noch um ein paar Nüsse oder so etwas bitten. Noch lieber aber, Ihr würdet Euch wirklich entschließen können, mich nach Hause zu nehmen. Bitte tut das doch. Es grüßt Euch herzlich Frieda
Arnsdorf, Oktober 1932“*

Diesen Brief schrieb die 32jährige Malerin Elfriede Lohse-Wächtler aus der Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf bei Dresden an ihre Eltern. Auf Betreiben des Vaters war sie

dort vier Monate zuvor zwangseingewiesen worden. Sie betrachtete ihren Aufenthalt in Arnsdorf immer als vorübergehend, als Verkettung unglücklicher Umstände und wollte nicht wahrhaben, dass von Seiten ihrer Eltern kein ernsthaftes Interesse daran bestand, sie aus der bitter beklagten Unfreiheit der Anstalt zu befreien.

Doch wie konnte es dazu kommen, dass die Künstlerin Elfriede Lohse-Wächtler, die in Hamburg schon an einigen vielbeachteten Ausstellungen beteiligt war und als eines der vielversprechendsten jungen Talente galt, in eine Situation geriet, in der sie um jedes Blatt Papier, um Stifte und um zusätzliche Nahrung zur Ergänzung der schmalen Anstaltskost betteln musste, ja, ein paar Jahre später völlig ihrer Menschenwürde beraubt, zwangssterilisiert und schließlich 1940 als „lebensunwert“ in der Vernichtungsanstalt Pirna-Sonnenstein in Sachsen vergast wurde?

Elfriede Lohse-Wächtler wurde 1899 in Dresden geboren. Schon früh zeigten sich bei ihr zwei ausgeprägte Charaktereigen-

schaften: ihre künstlerische Begabung und ihre Unfähigkeit, sich Zwängen anzupassen. Besonders dem Vater, einem kaufmännischen Angestellten, gelang es nie, Verständnis für die künstlerischen Ambitionen seiner Tochter aufzubringen. Zwar rühmte er sich, schon bei der Zweijährigen das Talent zum Malen entdeckt zu haben, aber für ihn verband sich damit immer die Umsetzung in einen „ordentlichen“ Beruf. Es kam zu erbitterten Auseinandersetzungen bis hin zu Tätlichkeiten, als die sechzehnjährige Tochter sich weigerte, den Vorstellungen des Vater zu folgen und wenigstens eine Ausbildung als Bühnenbildnerin, Kostüm- und Modellschneiderin zu machen. Sie bestand darauf, die renommierte Dresdener Kunstgewerbeschule, an der auch der später mit ihr befreundete Otto Dix studiert hatte, zu besuchen. Wahrscheinlich war es eine Art Kompromiss mit dem Vater, dass sie sich dort zunächst in der Fachklasse „Mode und weibliche Handarbeiten“ einschrieb. Doch schon ein paar Monate später, ab 1916, studierte sie „Angewandte Graphik“.

Dieser Wechsel des Studienschwerpunktes ging einher mit dem Auszug aus dem Elternhaus. Es muss in der damaligen Zeit, 1916, mitten im Krieg, ein sehr mutiger und ungewöhnlicher Schritt gewesen sein, wenn sich ein noch nicht siebzehnjähriges Mädchen entschloss, selbständig zu leben. Sie teilte sich ein Zimmer mit der späteren Frau des Malers Conrad Felixmüller und verkehrte im anregenden Künstlermilieu

der Kunstgewerbeschule. Obwohl die Eltern das exzentrische und unbürgerliche Leben ihrer Tochter missbilligten, riss der Kontakt zu ihnen nie ganz ab. Besonders die Mutter unterstützte sie mit Lebensmitteln oder half ihr bei aufwendigen Batikarbeiten, die die Künstlerin zu Hause erledigte, wenn der Vater zur Arbeit war. Ein inniges Verhältnis verband sie mit dem 12 Jahre jüngeren Bruder Hubert, der außer den Eltern der einzige Mensch war, der bis zu ihrem Lebensende mit ihr in Kontakt blieb, später ihren Nachlass verwalten sollte und 1947 im sogenannten Dresdener Ärzteprozess als wichtiger Zeuge gegen die Euthanasie-Verantwortlichen aussagte.

Elfriede Lohse-Wächtler nahm an Zeichenkursen im Atelier von Conrad Felixmüller teil und war politisch interessiert. Sie wurde Mitglied in den gegen Ende des Ersten Weltkrieges entstandenen künstlerischen Vereinigungen wie „Die Aktion“ und „Dresdener Sezession, 1919“, die dem Kommunismus nahestanden. Mit ihrem Malerfreund Otto Griebel besuchte Elfriede Lohse-Wächtler Versammlungen des Spartakusbundes und begann sich mit sozialen Fragen zu beschäftigen. Sie war eine begeisterte Anhängerin des „Neuen künstlerischen Tanzes“ von Mary Wigman und trat zuweilen in selbstgeschneiderten Kostümen in Tanzrollen auf. Als sie 21 Jahre alt war, heiratete sie den Maler und Sänger Kurt Lohse, der ebensowenig wie sie über ein gesichertes Einkommen verfügte. Die beiden lebten mehr

schlecht als recht vom Verkauf der Batikarbeiten, Postkarten und Illustrationen der jungen Ehefrau. Nach zwei Jahren trennte sich das Paar, sie zogen jedoch 1925 in Hamburg wieder für ein Jahr zusammen, weil Lohse dort an Lungentuberkulose erkrankt war und seine Noch-Ehefrau ihm beistehen wollte. Nach einem relativ harmonischen, auch künstlerisch reichen Jahr, traten alte Schwierigkeiten verschärft wieder auf: Elfriede Lohse-Wächtler arbeitete hart, verkaufte Kunstgewerbliches, um den Lebensunterhalt zu verdienen, malte viel. Lohse hatte zwar vorübergehend ein Engagement als Sänger, lebte aber weiter über seine Verhältnisse und ließ es 1926 zum endgültigen Zerwürfnis mit seiner Frau kommen, als er eine Beziehung mit Elsa Haun einging. Elfriede Lohse-Wächtler wohnte weiter in Hamburg. Obwohl Kurt Lohse mit der anderen Frau zusammenlebte, gab es aus finanziellen Gründen wegen vieler Kleinigkeiten noch Begegnungen, bei denen es oftmals auch zu Streitigkeiten kam, die, wie schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft und Ehe in Dresden, in Schlägereien ausarteten. Elfriede Lohse-Wächtler musste miterleben, wie der Mann, mit dem sie noch verheiratet war, in wenigen Jahren dreimal Vater wurde. Sie selbst hatte sich immer Kinder mit ihrem Mann gewünscht, jedoch eine Fehlgeburt erlitten und aus Sorge um ihre unsichere wirtschaftliche Existenz mehrere Abtreibungen vornehmen lassen. Die gescheiterte Ehe mit Lohse war für sie der-

maßen psychisch belastend, dass auch die rastlose Arbeit an ihren Bildern ihr nur vorübergehend über den Schmerz und die Verbitterung hinweghalf.

In Elfriede Lohse-Wächtlers Hamburger Zeit, zwischen 1925 und 1931, entstand ein Großteil ihres thematisch breit gefächerten Werkes: schonungslose Selbstbildnisse, Bordellszenen, Vorstadtlandschaften, Akte, Visionen und Stilleben.

1928 hatte sie mit dem „Bund Hamburger Künstlerinnen und Kunstfreundinnen“ ihre erste vielbeachtete Ausstellung im Stil der Neuen Sachlichkeit. Ein Kritiker lobte sie als „eine der stärksten Hamburger Begabungen“ und hob besonders die „ausgezeichneten Aquarelle“ der bisher Unbekannten hervor. Im Februar 1929 erlitt sie einen nervlichen Zusammenbruch mit Symptomen von Verfolgungswahn. Kurt Lohse und der gemeinsame Freund Johannes A. Baader – bekannt geworden als dadaistischer Bürgerschreck – brachten sie in die Klinik Hamburg-Friedrichshain, wo sie sich während eines zweimonatigen Aufenthalts wieder erholte. Dass es sich weniger um einen chronischen Krankheitszustand als um eine psychische Ausnahmesituation handelte, erkannte auch Baader, als er in einem Brief an Otto Dix im März 1929 schrieb:

„Wären Geld und Haus und Menschen, die sich ihr ausschließlich widmen konnten, vorhanden gewesen, so hätte sich die Einweisung in die Psychiatrische Klinik (vielleicht)

erübrigt. Das Einschnappen in die pathologische Situation ist ausgelöst worden durch das allmählich eintretende, völlige Versagen der Existenzmöglichkeit; dazu kam das Ringen zwischen Kurt Lohse und ihr, und die Notwendigkeit, den Besitz von K.L. (dem sie zutiefst und unauflöslich verknüpft ist) mit einer anderen Frau zu teilen. So rettete sie sich, wie der psychologische Terminus lautet, in die Krankheit“.

Elfriede Lohse-Wächtler gab als Erklärung für ihren damaligen Zusammenbruch nur an: „*Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, dass ich keine Kinder bekam.*“

In Hamburg-Friedrichsberg entstanden zahlreiche Zeichnungen. Sie erlangten unter dem Namen „Friedrichsberger Köpfe“ Berühmtheit. Es handelt sich um Studien von Anstaltsinsassen, die der Malerin bei einer Ausstellung 1929 höchstes Kritikerlob und den künstlerischen Durchbruch brachten. Die meisten davon sind heute verschollen, einige in Privatbesitz und zwei finden sich in der Hamburger Kunsthalle.

Die Stabilisierungsphase nach diesem ersten Anstaltsaufenthalt war nicht von Dauer. Innerlich zerfahren, rastlos arbeitend, in größter Armut – es fehlte manchmal sogar an Geld für das Briefporto –, trieb es die Künstlerin zu anderen gesellschaftlichen Außenseitern. Vorübergehend soll sie als Obdachlose im Hamburger Prostituierten-Milieu gelebt haben. Bahnhofswartehallen, der Hafen und die Straße wurden zu ihren häufigsten Aufenthaltsorten – und

zu Themen großartiger Bilder. Ihre Selbstporträts, aber auch die Bilder von Arbeitern, Marktfrauen, Prostituierten und Zigeunern sind einerseits geprägt von fast schon übersteigertem Realismus, andererseits in ihrer schonungslosen Darstellung immer auch voll humaner Anteilnahme für die Not des Menschen.

Als auch die Hamburger Künstlerfreunde sich immer mehr von der „asozial“ lebenden Künstlerin zurückzogen, kehrte sie im Mai 1931 vollkommen mittellos und psychisch stark angegriffen ins Elternhaus nach Dresden zurück. Sehr bald schon kam es hier zu erneuten heftigen Auseinandersetzungen mit dem Vater. Als sie im darauffolgenden Frühjahr wegen einer Fußverletzung im Krankenhaus behandelt werden musste, nutzte der Vater die Gelegenheit, sie von dort ohne Umweg über das Elternhaus hinter Anstaltsmauern bringen zu lassen. Das war im Juni 1932, ein gutes halbes Jahr vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten. Als der Vater die Aufnahme seiner Tochter in Arnsdorf erwirkte, hatte er nicht ahnen können, dass er sie damit letztlich ihren Mördern auslieferte.

Schon nach wenigen Wochen in der Psychiatrie flehte Elfriede Lohse-Wächtler die Eltern an, sie wieder heimzuholen, doch alle ihre verzweifelten Bitten blieben vergeblich! Acht Jahre, bis zu ihrer Ermordung 1940, sollte sie die Klinik – außer zu kurzen Urlauben – nicht mehr verlassen. Nur in der Anfangszeit hatte sie das Recht, mit

Besuchern Ausflüge in die Umgebung zu machen, wo sie gerne skizzierte und zeichnete. Auch in der Anstalt selbst entstanden Bilder, doch ihre Möglichkeiten kreativ zu arbeiten, waren äußerst beschränkt, der Austausch mit verständnisvollen Menschen bis auf den Briefwechsel mit dem Bruder abgeschnitten. Sie sah in den anderen Kranken zwar ihre Leidensgenossinnen, aber sie beklagte die Unmöglichkeit, sich zurückzuziehen:

„Dies ewige Dicht an Dicht mit dauernd schwatzenden Weibern ist derart nervenzerüttend und bringt mich immer weiter von Arbeit und Lebensbewußtsein ab.“

Ihre künstlerische Schaffenskraft und ihre Persönlichkeit wurden in Arnsdorf zerstört: *„Das ist nicht mehr auszuhalten. (...) Ich gehe zugrunde.“*

An welcher Krankheit litt Elfriede Lohse-Wächtler? Was rechtfertigte ihr Weggesperrtwerden? In Hamburg hatte man in Ermangelung genauerer Diagnose-Verfahren einen „Schizophrenie“-Verdacht geäußert, bzw. eine „transitorische Psychose einer Instabilen“ vermutet. In Arnsdorf 1932 wurde „Schizophrenie“ in die Krankenakten eingetragen und später nicht mehr überprüft oder gar revidiert. Der Eintrag „Schizophrenie“ kam einem Todesurteil gleich, denn die „Euthanasie“-Ärzte hatten „Schizophrenie“-Kranke als potentielle Volksschädlinge klassifiziert und zur Tötung freigegeben. Heute würde man im Fall Elfriede Lohse-Wächtlers wohl eine andere,

wesentlich „harmlosere“ Diagnose stellen: gelegentlicher Verfolgungswahn, nervöse Reizbarkeit, Arbeitswut, Überlastung, Burn-out-Syndrom, was alles durch die schlechte Ernährung verstärkt wurde.

Als die Nationalsozialisten im Januar 1933 in Deutschland an die Macht kamen, dürfte kaum jemand geahnt haben, welche tödliche Bedrohung damit für kranke und behinderte Menschen verbunden war, auch nicht die Eltern Elfriede Lohse-Wächtlers.

Die Nazi-Ideologie sah Kranke als „Ballastexistenzen“. Eine der ersten Maßnahmen der neuen Herren war das 1934 in Kraft getretene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, das zur Grundlage aller folgenden Unmenschlichkeiten gegen die sogenannten „nutzlosen Esser“ wurde. Eine einschneidende Konsequenz des Gesetzes war die Kürzung der Pflegesätze für psychiatrische Anstalten. Diese wurden mit Kriegsbeginn nochmals drastisch reduziert. Hunger, Unterernährung und vermehrte Sterbefälle in den Anstalten waren die kalkulierten Folgen.

Die Malerin wurde, da man ihr in Arnsdorf keine Arbeit zugeteilt hatte, in die niedrigste Versorgungskategorie eingestuft, d.h. sie erhielt nur noch wässrige „Suppenkost“. Im Oktober 1933 erfuhr Elfriede Lohse-Wächtler von der Ausstellung „Entartete Kunst“ in Dresden, die ihren Freunden die Existenzgrundlage raubte. Bilder von ihr selbst wurden hier nicht gezeigt, wohl aber

nachweislich aus den Museumsbeständen entfernt. Im Mai 1935 wurde Elfriede Lohse-Wächtler geschieden. Als Begründung nannte Lohse ihre „unheilbare Geisteskrankheit“ und führte als Beleg dafür ihre Malerei an. Adolf Wächtler, der Vater, wehrte sich in einem verworren wirkenden, direkt an Hitler gerichteten Brief gegen die Einstufung seiner Tochter als „erblich geisteskrank“. Er beschimpft darin seinen ehemaligen Schwiegersohn, der seine früher völlig gesunde Tochter mit Drogen aller Art zu ihrer „mystischen Malerei“ verführt hätte.

Im Dezember 1935 versetzten NS-Ärzte Elfriede Lohse-Wächtler einen weiteren Schlag, der sie endgültig innerlich zerbrecchen ließ: Sie wurde zwangssterilisiert. Ihren Widerspruch gegen diese Anordnung hatte man ignoriert, die Eingaben der Familie wurden mit dem vorübergehenden Entzug des Besuchsrechts beantwortet. Die Künstlerin wurde entmündigt und einem staatlichen Vormund unterstellt. Außer dem Bild einer gekreuzigten Frau, das als verschollen gilt, hat sie nach der entwürdigenden Sterilisation nur noch Postkarten verziert. Im Sommer 1940 entschlossen sich die Eltern endlich, ihre Tochter für fünf Wochen aus der Anstalt zu nehmen. Sie hatten deren schlechte körperliche Verfassung erkannt und machten sich vielleicht sogar ernsthaft Sorgen um ihr Leben. Zu spät! Elfriede Lohse-Wächtler war in die Mühlen der Bürokratie geraten und nicht mehr zu retten: Im

September 1939 war die in der Berliner Tiergartenstraße 4 beschlossene Massentötung von geistig Behinderten angelaufen („T4-Aktion“). Die Selektionslisten hatten Arnsdorf erreicht.

Elfriede Lohse-Wächtler wurde am 31.7.1940, dem Tag, als die Mutter sie zu ihrem Urlaub abholen wollte, nach Pirna-Sonnenstein gebracht, eine der sechs großen deutschen Vernichtungsstätten. Allein in Pirna wurden etwa 15.000 „Lebensunwerte“ ermordet. Noch am Ankunftstag wurde auch Elfriede Lohse-Wächtler mit CO-Gas umgebracht. Mit ihr erstickten zwanzig weitere Frauen in einem als Dusche getarnten Kellerraum.

Systematisch sollte die Mordaktion verschleiert werden. Den Eltern wurde zwei Wochen später brieflich mitgeteilt, ihre Tochter sei von Pirna nach Brandenburg a.d.Havel verlegt worden und dort *„trotz aller Bemühungen der Ärzte, die Patientin am Leben zu erhalten an einer Lungenentzündung mit Herzmuskelschwäche“* gestorben.

Wie vielen Menschen in der Nazi-Zeit war auch der Familie Elfriede Lohse-Wächtlers klar, dass die wahren Todesumstände der Ermordeten vertuscht wurden. Als Adolf Wächtler erkannte, dass man seine Tochter umgebracht hatte, wagte er es, einen sehr deutlichen Brief an das Kultusministerium in Berlin zu schreiben, in dem er von einem „hinterhältigen Mordüberfall“ sprach. Das brachte ihm ein Verhör bei der Gestapo ein. Und doch scheint auch der Vater Elfriede

Lohse-Wächtler, der das Barbarische der Ideologie so unmittelbar erfahren musste, dem Gedanken der „Euthanasie“ nicht gänzlich fern gestanden zu haben, denn in seinem Brief heißt es, seine Tochter sei gemordet worden *„ohne Rücksichtnahme auf noch vorhandene Brauchbarkeit“*. Nicht dass Mediziner wehrlose Menschen umbringen, ließ ihn aufbegehren, nein, dass es ein *„unterschiedsloses Hinmorden der Anstalts-Insassen aus verwaltungstechnischen Gründen gegeben hat“*, störte sein Empfinden für Recht und Ordnung. Bezeichnenderweise hat Elfriede Lohse-Wächtler einfühlsame Porträts von ihrem Bruder und der Mutter gemalt, aber nicht eins vom Vater. Der Mann, der seine unangepasste Tochter in die Anstalt gebracht hatte und deren grausames Ende er mit zu verantworten hatte, schrieb gut zwei Wochen nach ihrem Tod:

„Ich bin kein Süßling und habe stets den Standpunkt vertreten, dass totale Verblödung als Last empfunden und erlöst werden müsse. Hätte sich tatsächlich eine schlechende Krankheit unserer Tochter bemächtigt, so wäre es eine verdammte Pflicht gewesen, uns zu rufen, um mit uns sachlich darüber zu reden.“

Kann man „sachlich“ über die Ermordung „unbrauchbarer“ Menschen reden? - Offensichtlich konnten es in Nazi-Deutschland erschreckend viele!

Am 11. März 2000 gab es in Deutschland die „Erste Nationale Gedenkfeier für die

Opfer des Nationalsozialismus unter den psychisch Kranken und Behinderten“. Es wurde an 250.000 behinderte Menschen erinnert, die zwischen 1939 und 1945 planmäßig zu Tode kamen, durch Gas oder Spritzen oder entkräftet von der sog. „Hungerkost“. Zu den Opfern gehörten auch 400.000 gedemütigte, sterilisierte Menschen. Aus Anlass dieser Gedenkfeier hielt die damalige Bundesgesundheitsministerin Andrea Fischer eine Rede in Pirna-Sonnenstein. Sie hob darin vor allem hervor, dass man die Verantwortung für die Krankenmorde in der NS-Zeit nicht – wie es vielfach noch heute geschieht – nur einzelnen fanatischen Naziärzten zur Last legen kann. Es gab reichlich willfähige Helfer, die sich an den Tötungsaktionen beteiligten, sei es um der eigenen Karriere willen, sei es aus der Überzeugung heraus, so dem Fortschritt der „Volks-gesundheit“ zu dienen oder auch nur aus reinem Sadismus. Man weiß, dass viele der „Euthanasie“-Ärzte nach dem offiziellen Ende der „T4-Aktion“ Mitte 1941 in den Konzentrationslagern des Ostens zum Einsatz kamen und dort noch viel exzessiver, weil relativ unbeobachtet, töteten und Menschen mit den schrecklichsten Experimenten peinigten. Medizinische Forschung wurde grausam wie nie vorher pervertiert. Nicht „Euthanasie“ (Sterbehilfe), wie es oft verharmlosend heißt, wurde hier praktiziert, sondern mit enormer krimineller Energie organisierter Massenmord.

Andrea Fischer beschäftigte sich in ihrer Rede auch mit der häufig gestellten Frage, wie es dazu kommen konnte, dass ehemals progressive Mediziner so bereitwillig, sozusagen mit fliegenden Fahnen, in den Dienst der mörderischen NS-Ideologie überwechselten und führte dazu aus:

„Ein Beispiel für die reformorientierte Einstellung der Euthanasiopsychiater ist Paul Hermann Nitsche, der zunächst Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein war, und mit der Institutionalisierung der T4-Zentraldienststelle schließlich einer der Leiter der medizinischen Abteilung wurde. Nitsche, ein anerkannter auch bei Patienten angesehener Psychiatriereformer, hatte sich in den zwanziger Jahren für ein Konzept der den Anstalten vorgelagerten ‚offenen Fürsorge‘ eingesetzt. In einem 1929 erschienenen ‚Handbuch der Geisteskrankheiten‘ hatte er dafür geworben, dass in den Fürsorgestellen der Arzt in vielen Fällen beratend und helfend eingreifen könne, ohne dass die Patienten einer Anstaltsbehandlung unterzogen werden müssten. Auch innerhalb der Heil- und Pflegeanstalten setzte er sich gegen Zwangsbehandlung und für ein verändertes Verhältnis zum Patienten ein. Nitsche wurde später zu einem der zentralen medizinischen Organisatoren der Euthanasieaktion, offenbar weil er sich wie viele andere davon Impulse für die Modernisierung der Psychiatrie erhoffte. Die Reformvorstellungen trugen jedoch von Anfang an die Idee der Selektion in sich. Die behandlungs- und arbeitsfähigen Patientinnen und Pati-

enten sollten nach modernsten Methoden behandelt werden. Hier wollte man Erfolge vorweisen können. Die Kehrseite dieser Reformüberlegungen war jedoch, dass alle diejenigen, die nicht therapierbar erschienen, beseitigt werden sollten. ... Entscheidend ist, dass die reformorientierten Ärzte und Psychiater für sich in Anspruch nahmen, die Entscheidung treffen zu können, wer behandelbar sein sollte und wer nicht. Mit der Vorstellung, schweres Leid und Krankheit sei auszurotten, machten sie sich zu Herren über Leben und Tod. Und deshalb waren sie offen für, wenn nicht gar aktiv beteiligt an dem industrialisierten Vernichtungsprogramm.“

Nitsche wurde, ebenso wie der verantwortliche stellvertretende Arnsdorfer Anstaltsdirektor Dr. Ernst Leonhardt 1947 im Dresdener Ärzteprozeß zum Tode verurteilt. Die meisten an den Mordaktionen Beteiligten jedoch – man schätzt mindestens 20.000 Personen in Deutschland – gingen straflos aus. Die Opfer wurden in der Mehrzahl rasch vergessen, hatten sie doch schon meist Jahre vor ihrem Tod fern von den Angehörigen und Freunden in den Anstalten ein isoliertes Leben führen müssen. Was Elfriede Lohse-Wächtler jedoch von den vielen anonymen Opfern der Nationalsozialisten unterscheidet, ist ihr künstlerischer Nachlass. Etwa 400 ihrer Bilder konnten gerettet werden. Und zumindest einige der Opfer wurden durch die Bilder von Elfriede Lohse-Wächtler, die während ihrer Anstaltsaufenthalte 1929 in Hamburg-Friedrichs-

hain und zwischen 1932 und 1935 in Arnsdorf entstanden, dem Vergessen entrissen. Die Skizzen und Zeichnungen halten auf hohem künstlerischen Niveau zum Tode verurteilte Menschen fest. Es ist davon auszugehen, dass die von ihr porträtierten Mitpatientinnen das Schicksal der Künstlerin teilten: Als schizophran oder unheilbar eingestufte Langzeit-Insassen kamen auch sie auf die Todeslisten.

Elfriede Lohse-Wächtler war zur Zeit ihres Todes 1940 als Künstlerin nahezu vergessen. Erst 1959/60 gab es eine erste Einzelausstellung, dann folgte ihre allmähliche Wiederentdeckung bzw. Anerkennung als eine der ganz bedeutenden Künstlerinnen der Neuen Sachlichkeit, bzw. des Realismus der 20er Jahre. Heute wird sie von Experten häufig in einem Atemzug mit Oskar Kokoschka, Otto Dix und Egon Schiele genannt. 1996 erschien „Im Malstrom des Lebens...“, die erste umfangreiche Monographie zu ihrem Leben und Werk, die durch das erstmals nach der deutschen Wiedervereinigung zugängliche Quellenmaterial möglich wurde.

In den letzten Jahren gab es Einzelausstellungen in Dresden und Hamburg und weitere Veröffentlichungen zu ihrem Schicksal und ihrer Kunst. In der Ausstellung des Dresdener Hygiene-Museums „Der (im)perfekte Mensch“ im Jahr 2001 konnte man Original-Zeichnungen von ihr sehen, dazu Fotos aus Familienbesitz sowie einige in ihrer kalten Sachlichkeit erschütternde Doku-

mente: Krankenakten und die Todesbescheinigung der Mordanstalt.

Elfriede Lohse-Wächtler hatte einmal aus Arnsdorf von ihrem „...oft aufsteigenden Gefühl des Verlassenseins“ geschrieben.

Wie barbarisch wurde dieses Gefühl an ihrem Lebensende zur Wirklichkeit!

Nackt in einer kalten verriegelten fensterlosen Zelle. Unaufhörlich dringt tödliches Gas ein. - Kann man irgendwo verlassener sein? Angstschreie verhallen hier ungehört. Nach zwanzig Minuten tritt der Tod ein.

Quellen:

Reinhardt Georg (Hrsg.): Im Malstrom des Lebens versunken... Elfriede Lohse-Wächtler. 1899-1940. Leben und Werk
Mit Beiträgen von Boris Böhm, Maike Bruhns, Georg Reinhardt, Hildegard Reinhardt
Köln, Wienand Verlag, 1996

„...das oft aufsteigende Gefühl des Verlassenseins“
Arbeiten der Malerin Elfriede Lohse-Wächtler in den Psychiatrien Hamburg-Friedrichsberg (1929) und Arnsdorf (1932-1940)
Herausgegeben von der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
Dresden, Verlag der Kunst, 2000

Sibylle Duda: Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940)
Das seltsame Rätselbild des Menschen zu begreifen
In: WahnsinnsFrauen. Herausgegeben von Sibylle Duda und Luise F. Pusch
Dritter Band, S.139-171
Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1999

Siegfried Stadler: Würgende Angst.
Krankenmord: Letzte Bilder von Elfriede Lohse-Wächtler
in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.209, 8.9.2000, S.51

Dokumente zur „Euthanasie“
Herausgegeben von Ernst Klee
Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1997

Andrea Fischer: „Selektion war etwas Selbstverständliches“. Auszüge aus ihrer Rede zur ersten nationalen Gedenkfeier für die Opfer des Nationalsozialismus unter den psychisch Kranken und Behinderten am 11. März in Pirna-Sonnenstein
In: Aktion Mensch. Das Magazin. 1/2000, S. 68-71

Der (im)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit.
Begleitbuch zur Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum vom 20. Dez. 2000 bis 12. Aug. 2001
S. 214 f.: „Opfer“ (über Elfriede Lohse-Wächtler)
Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz Verlag, 2001



Leidenschaftliche Malerin eines „schrecklichen Lebens“ - Frida Kahlo (1907-1954)

Hedwig Kaster-Bieker

► Zu Beginn des Jahres 2001 liefen in Mexiko die Dreharbeiten zu einem neuen Film über das Leben der Malerin Frida Kahlo. Wie kaum eine andere Künstlerin zuvor hat diese Frau persönliches Leiden und Verletzungen in ihren Bildern öffentlich gemacht.

Ihr Leben schreit geradezu nach dem Medium Film, bietet es doch jedem Regisseur reichlich Stoff für dramatische und romantische Szenen, für grausame und blutige Einstellungen, für Exotisches, Patriotisches, und bei Bedarf auch Erotisches.

Frida Kahlos Leben spielte sich vor weltberühmten Kulissen ab: Mexico City und New York, San Francisco und Paris. Auch die Nebenrollen sind berühmt besetzt: Diego Rivera, Pablo Picasso, John D. Rockefeller, Henry Ford und Leo Trotzki.

Man kann Frida Kahlos Biographie als ein einziges Martyrium inszenieren, sie als Leidende sehen, die sowohl an qualvollen Schmerzen als auch unter den vielen erotischen Abenteuern ihres Mannes Diego Rivera zerbrach. Andererseits kann man sie auch auf die gefeierte und unbeirrbar Künstlerin, die mexikanische Heroine und unbeug-

same Kommunistin reduzieren oder in ihr vor allem die charmante, hinreißende Schönheit, die leidenschaftliche Geliebte sehen.

Frida Kahlos Leben verlief nicht gradlinig; es ist geprägt von Höhen und Tiefen und dramatischen Wendepunkten. Sie selbst hat es einmal so ausgedrückt:

„Zwei Unglücke haben mich im Leben getroffen: der Unfall und Diego Rivera.“

Doch der Unfall und Diego Rivera sind nicht nur als die Unglückssterne ihres Lebens zu sehen, sondern sie stehen auch in engster Beziehung zu dem, was Frida Kahlo berühmt gemacht hat: ihre Kunst, die einzigartigen Bilder einer genialen Malerin.

Frida Kahlo wurde am 6.7.1907 in Coyoacán, einem Vorort von Mexico City als dritte von vier Töchtern des Berufsphotografen Guillermo Kahlo und seiner zweiten Frau Matilde Calderón geboren. Ihr deutscher Name geht auf den Vater zurück, der als 19-Jähriger von Baden-Baden nach Mexiko ausgewandert war. Im Hause Kahlo, dem Casa Azul (Blauen Haus), wurde die deutsche Kultur gepflegt – die

Kinder besuchten eine deutsche Schule und konnten fließend Deutsch sprechen. Ebenso nahm man jedoch auch großen Anteil an der offiziell, seit der Revolution von 1910 geförderten Rückbesinnung auf die ursprünglichen mexikanischen Wurzeln des Landes. Durch den Regierungsauftrag, mexikanische Baudenkmäler im Bild festzuhalten, gelangte Guillermo Kahlo zu relativem Wohlstand. Auch die Förderung der ersten bedeutenden mexikanischen Wandmaler war eine politische Entscheidung: Kunst sollte dem einfachen Volk an öffentlichen Plätzen und Gebäuden nahegebracht werden. Die Wandgemälde der „großen Drei“, Diego Rivera, José Clemente Orozco und David Alfaro Siqueiros, wurden als Motor des Fortschritts gesehen.

In dieser Zeit des politischen und künstlerischen Aufbruchs ist Frida Kahlo aufgewachsen. Sie hat sich so stark mit den Zielen der Regierung identifiziert, dass sie zeitweise ihr Geburtsjahr um drei Jahre nach vorne verschob, ins Revolutionsjahr 1910.

Frida Kahlos Kindheit war wohlbehütet, doch nicht ohne Schatten. Die Ehe der Eltern war keine ganz glückliche, der Vater, ein ruhiger Mann, der besonders an seiner Tochter Frida hing, litt häufig unter epileptischen Anfällen, die das Mädchen immer wieder zutiefst erschreckten.

Frida selbst erkrankte mit sechs Jahren an Kinderlähmung. Nach der damals üblichen Behandlung, einer monatelangen Bettruhe, behielt sie als bleibende Einschränkung ein

verkümmertes rechtes Bein zurück.

„Frida, pata de palos“ („Hinkebein“), riefen ihr die Kinder auf der Straße nach. Und Frida wehrte sich: durch aggressives Verhalten und indem sie – auf Anraten der Ärzte und unterstützt von ihren Eltern – verschiedene Sportarten ausübte, so dass sie schließlich ihr Handicap fast vergessen machen konnte. Lange Hosen und Röcke und geschicktes „Verstecken“ des dünneren rechten Beines auf Fotografien trugen mit dazu bei, den „Makel“ zu kaschieren.

Frida Kahlo war intelligent. Sie wollte Ärztin werden und besuchte, als eines von sehr wenigen Mädchen, ein fortschrittliches Gymnasium in Mexico City. Am 17. September 1925 – sie war mit ihrem Freund Alejandro Gómez Arias im Bus auf dem Heimweg von der Schule – passierte der schreckliche Unfall, der ihrem Leben eine völlig neue Richtung gab. Eine Straßenbahn rammte den Bus und Frida Kahlo wurde von einer Haltestange durchbohrt. Ihr Zustand galt zunächst als hoffnungslos. Es grenzte an ein Wunder, dass sie die schweren Verletzungen überlebte. Im ärztlichen Bericht heißt es:

„Fraktur des dritten und vierten Lendenwirbels, drei Beckenbrüche, elf Brüche am rechten Fuß, der linke Ellbogen ausgekugelt, tiefe Verletzung am Unterleib, hervorgerufen durch eine Eisenstange, die an der linken Hüfte in den Körper eindrang und an der Scham wieder austrat, dabei die linke Schamlippe zerriß. Akute Bauchfellentzündung, Blasen-

entzündung, die einen Katheter über längere Zeit erfordert.“ Das junge Mädchen musste insgesamt drei Monate im Bett verbringen und danach für neun Monate ein Korsett tragen. Das Anlegen dieses festen Gipskorsetts war eine schmerzhaft Tortur, die sich über mehrere Stunden hinzog. Und so sehr Frida Kahlo das schwere Ding hasste, so sehr sehnte sie es wieder herbei, als es ihr abgenommen wurde, weil ihr zunächst vollkommen der Halt fehlte. Dieses Gipskorsett war das erste von etwa dreißig weiteren, die in ihrem Leben noch folgen sollten. Es war in der Zeit dieses langen Krankenhauses, als Frida Kahlo anfang, sich mit Malerei zu beschäftigen. Ihre Eltern brachten die nötigen Vorrichtungen am Bett an, einschließlich eines am Baldachin über ihrem Bett befestigten Spiegels, so dass Frida Kahlo sich selbst malen konnte. Die große Anzahl von Selbstporträts im Werk Frida Kahlos erklärt sich auch aus ihrer eingeschränkten Motivwahl. „*Ich sah nicht viel anderes*“, bemerkte sie dazu lakonisch. Immer wieder versuchte sie von ihrem Krankenzimmer aus durch Briefe und Zeichnungen an ihre frühere Beziehung zu ihrem Freund Alejandro anzuknüpfen. Ihre Stimmung schwankte dabei zwischen Auflehnung und Resignation: „*Es geht mir auf die Nerven, so hilflos zu sein wie eine Greisin*“ und „*Das einzig Gute, das mir geschieht, ist, dass ich anfang, mich ans Leiden zu gewöhnen*“. Nach fast zwei Jahren hatte Frida Kahlo die unmittelbaren Folgen des Unfalls über-

wunden. Sie konnte wieder aus dem Haus gehen, besuchte aber nicht mehr die Schule. Statt dessen stürzte sie sich mit einem gewissen Nachholbedarf in das gesellschaftliche Leben der Stadt, verkehrte in Künstlerkreisen – und lernte Diego Rivera kennen, den Mann, der Einfluss auf ihr ganzes weiteres Leben nehmen sollte.

Diego Rivera war 21 Jahre älter als Frida Kahlo. Er hatte lange Zeit in Europa gelebt, 10 Jahre davon in Paris. Seit 1928 endgültig nach Mexiko zurückgekehrt, galt er als bedeutender Wandmaler und berühmtester mexikanischer Künstler des 20. Jahrhunderts. 1922 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei. Als „Arbeiterführer“ hatte die Kunst für ihn immer auch eine soziale Funktion. Diego Rivera war groß, massig, hatte hervortretende Augen, einen großen Mund und galt in seiner zerknitterten Kleidung als „eine einmalige Erscheinung.“ Doch dieser von vielen als ausgesprochen hässlich bezeichnete Mann hatte eine große Ausstrahlung, ein ansteckendes Temperament. Der Ruf, ein Frauenheld zu sein, umgab ihn. Er war zweimal verheiratet gewesen, hatte etliche Affären hinter sich und drei Kinder von zwei Frauen.

1929 heirateten Diego Rivera und Frida Kahlo, „*der Koloß und das hinkende Fräulein von Coyoacán*“, oder wie andere sagten: „*der Elefant und die Taube*.“

Frida Kahlo hatte ihren späteren Mann

zum erstenmal gesehen, als er an ihrem Gymnasium, dem Preparatoria, ein Wandbild malte. Sie war damals schon von ihm als Künstler fasziniert gewesen und hat in der Zeit ihrer Ehe durch intensives Beobachten, technisch sicher viel von ihm gelernt, doch blieb sie relativ unbeeinflusst von seinem Stil. Ihre Art zu malen war eine ganz andere. Während die Wandmaler riesige Flächen mit Fresken bedeckten, waren Frida Kahlos Bilder von Anfang an – bis auf wenige Ausnahmen – eher kleinformatig. Auch ihre Sujetwahl war eine ganz verschiedene: überwiegend Selbstporträts, dazu Tiere, eine üppige Pflanzenwelt, Schmuck, aber auch technische und medizinische Apparaturen. Ihre Bilder sind sehr farbig, exakt im Detail und sie erzählen oft Geschichten, bringen Entlegenes zusammen, stellen Motive auf ein und demselben Bild in verschiedenen Größenverhältnissen dar und thematisieren immer und immer wieder: Liebe, Geburt und Tod, Blut, Leiden, Schmerz, Verletzung.

Diego Rivera und Frida Kahlo schätzten sich als Künstler gegenseitig sehr hoch. Sie hat Rivera sehr oft gemalt, meistens integriert in Selbstporträts, und er wiederum hielt sie auf dem Fresko „Frida Kahlo verteilt Waffen“ fest. Diese Darstellung ist auch Ausdruck ihrer gemeinsamen kommunistischen Überzeugung.

Frida Kahlos fünfundfünfzig unverwechselbare Selbstbildnisse zeigen: ein schmales Gesicht, schwarze Haare, streng in der Mitte

gescheitelt oder zu einer kunstvollen Frisur aufgebaut, dicke schwarze Augenbrauen in der Mitte fast zusammengewachsen – auf manchen Bildern werden sie zu Vogelschwingen -, ernste Augen, die den Betrachter frontal ansehen; häufig ist ein dunkler Oberlippenflaum zu sehen. Darauf angesprochen erklärte Frida Kahlo, dass er ihrem Mann gefalle, und dass ein Schnurrbart bei Frauen in früheren Zeiten ein Erkennungszeichen der spanischen Bürgerinnen war: Indiofrauen, hieß es, hatten keine Gesichtsbhaarung. Weder Diego Rivera noch Frida Kahlo wollten sich jedoch jemals von den Ureinwohnern des Landes absetzen. Im Gegenteil: Obwohl europäisch erzogen, war Frida Kahlo bald – auch in ihrer traditionellen Kleidung – „mexikanischer als jede Mexikanerin“ und Diego Rivera wurde zum besessenen Sammler vorspanischer Kunst. Diese Leidenschaft und die hohen Ausgaben für Frida Kahlos Ärzte und Krankenhausaufenthalte belasteten den Haushalt des Ehepaares permanent. Diego Rivera hatte in den Anfangsjahren der Ehe sehr gut verdient. Obwohl ausdrücklich Kommunist, hatte er doch einige große Aufträge in den Vereinigten Staaten bekommen, u.a. in San Francisco, New York und Chicago, bei den Wirtschaftsbossen J.P. Morgan, John D. Rockefeller und Henry Ford. Frida Kahlos Beziehung zu diesen Kreisen war ambivalent. Sie galt als attraktive schlagfertige Exotin, die es beispielsweise wagte, Henry Ford in Detroit auf dessen antisemitische

Haltung anzusprechen, mit der provozierenden Bemerkung, sie selbst sei immerhin auch die Tochter eines Juden.

Diego Rivera und Frida Kahlo waren einander sehr zugetan, doch gab es auch von Anfang an große Spannungen in ihrer Ehe, in erster Linie ausgelöst durch die häufige Untreue Riveras. Frida Kahlo musste sehr schnell erkennen, dass sie daran nichts ändern konnte. Entweder sie arrangierte sich mit diesen Verhältnissen oder sie verließ ihren Mann. Doch empfand sie ihre Verbindung mit Diego Rivera als so stark, dass sie versuchte, seine Affären in ihr eigenes Leben zu integrieren, d.h. sie befreundete sich mit den meisten Geliebten ihres Mannes. Einer fast unerträglichen Belastung wurde die Ehe jedoch ausgesetzt, als es 1934 zu einem Verhältnis von Diego Rivera und Frida Kahlos Lieblingschwester Cristina kam. Es war ausgerechnet in dem Jahr, als sich Frida Kahlo mehreren Operationen unterziehen musste, erst einer Blinddarm-Entfernung und dann der Amputation von fünf Zehengliedern am rechten Fuß. Eines der beeindruckendsten Zeugnisse dieser verletzenden Erfahrungen ist das Bild „Ein paar kleine Stiche“ (1935), auf dem unschwer Diego Rivera, mit einem Dolch in der Hand zu erkennen ist, auf dem Bett eine nackte verletzte Frau, Blut überall, noch auf dem Rahmen des Bildes.

Schon in den Anfangsjahren der Ehe kam Frida Kahlo mehrmals ins Krankenhaus. Dreimal war sie schwanger gewesen und



jedesmal verlor sie das Kind: 1930 wurde die Schwangerschaft wegen „ungünstiger Beckenlage“ abgebrochen, 1932 erlitt sie in Detroit eine Fehlgeburt, von deren psychischen Folgen sie sich nur langsam erholte, und 1934 schließlich erklärten die Ärzte, aufgrund des „Infantilismus der Ovarien“ sei ein Abbruch unumgänglich. Frida Kahlos Bilder machen ihren tiefen Schmerz fast brutal öffentlich, drücken ihre Verstärtheit und ihre körperlichen, aber auch seelischen Verletzungen aus und waren gleichzeitig „Überlebensmittel“: „Meine Malerei vermittelt Nachrichten vom Schmerz (...) Sie ist nicht revolutionär. Warum sollte ich mir einbilden, dass sie

kämpferisch sei; das kann ich nicht. Die Malerei hat mein Leben erfüllt. Ich verlor drei Söhne und viele andere Dinge, die mein schreckliches Leben sonst ausgefüllt hätten. All dies ersetzte mir die Malerei. Die Arbeit ist, glaube ich, das Beste.“

Man rechnet Frida Kahlo gerne den Surrealisten zu, doch war ihr besonders der französische Surrealismus, etwa eines André Breton, mit dem sie in freundschaftlicher Verbindung stand, zu theoretisch:

„Ich bin keine Surrealistin. ... Ich male meine eigene Wirklichkeit.“

Und ihre eigene Wirklichkeit, das blieben die zunehmenden gesundheitlichen Probleme, gleichzeitig immer auch die komplizierte Beziehung zwischen ihr und Diego Rivera, die Entwicklung ihres eigenen künstlerischen Schaffens und ihr soziales Engagement, sowie verschiedene Beziehungen zu anderen Männern.

1936 wurde sie dreimal am rechten Bein operiert und söhnte sich mit ihrer Schwester Cristina aus.

Aufgrund der Intervention von Diego Rivera erhielten Leo und Natalia Trotzki 1937 auf ihrer Flucht vor den Stalinisten in Mexiko Asyl und wurden in Frida Kahlos Geburtshaus, der Casa Azul, untergebracht. Es entwickelte sich ein kurzes, intensives Verhältnis zwischen dem gut 20 Jahre älteren Trotzki und Frida Kahlo, das mit zum Bruch zwischen Rivera und Trotzki beitrug. Als Trotzki im August 1940 in Mexiko ermordet wurde, lebte er nicht mehr in

Frida Kahlos Haus. Nach dem Attentat wurde Rivera wegen seiner bekannten trotzkefeindlichen Äußerungen der Unterstützung verdächtigt, und Frida Kahlo und ihre Schwester Cristina einen Tag lang im Gefängnis verhört, da der Mörder, Ramón Mercader, sich ein paar Monate vor der Tat ihr Vertrauen erschlichen hatte.

Als Künstlerin erfuhr Frida Kahlo zunehmend Anerkennung. 1938 verkaufte sie ihre ersten Bilder in den USA. Sie hatte in diesem Jahr in New York ihre erste Einzelausstellung. Dort verbrachte sie ein paar Monate ohne Diego Rivera und lebte mit dem amerikanischen Fotografen Nikolas Muray zusammen. Anschließend reiste sie anlässlich einer Ausstellung mexikanischer Kunst weiter nach Paris und lernte dort - kurz vor Ausbruch des Krieges - viele bedeutende Künstler kennen. Pablo Picasso schrieb voller Bewunderung an Diego Rivera:

„... weder Du ... noch ich verstehen es, solche Gesichter zu malen wie Frida Kahlo.“ Als sie im Sommer 1939 nach Amerika zurückkehrte, hatte sich Nikolas Muray mit einer anderen verlobt. Die Spannungen in Frida Kahlos Ehe waren während der Trennung nicht geringer geworden, so dass auf Diego Riveras Wunsch Ende 1939 die Scheidung ausgesprochen wurde.

Frida Kahlo war zutiefst deprimiert. Ihr Gesundheitszustand, besonders ihre Rückenschmerzen, verschlimmerten sich daraufhin so sehr, dass sie sich zu Dr. Leo Eloesser nach San Francisco in Behandlung

begab. Sie kannte den Chefarzt des San Francisco General Hospital seit 1930 und hatte großes Vertrauen zu ihm. Er verordnete ihr einen 20kg schweren orthopädischen Stützapparat, aber auch eine gesündere Lebensführung: weniger Alkohol und mehr Essen. Dr. Eloesser war einer der wenigen, der zusätzlich zu den Polio- und Unfallfolgen in Frida Kahlos Krankengeschichte psychosomatische Züge sah. Manche der vielen chirurgischen Eingriffe waren seiner Meinung nach „Wahloperationen“.

Unübersehbar ist, dass Frida Kahlo mit ihrer Krankheit einen gewissen Kult trieb, der manchmal geradezu makabere Züge hatte. Über ihrem Bett hing immer ein kleines Skelett, ein sogenanntes „Tödlein“ aus der mexikanischen Volkskunst. In einem Glas konserviert fand sich in ihrem Zimmer ein Fötus, den sie Besuchern als eines ihrer Kinder präsentierte. Sie versuchte ihr Leiden zu ästhetisieren, indem sie beispielsweise ihre zahlreichen Korsetts kunstvoll bemalte und mit Stoff verzierte.

Es lag für Dr. Eloesser auf der Hand, dass ihr Gesundheitszustand auch von der Beziehung zu Diego Rivera abhing. Folgerichtig bemühte er sich um die Aussöhnung der Geschiedenen, und nach einem Jahr der Trennung, Ende 1940, heirateten die beiden erneut.

Trotz des Schattens, den der Zweite Weltkrieg bis nach Mexiko warf - ein Großteil der europäisch geprägten Bevölkerung

Mexikos neigte dem Faschismus zu - war die erste Hälfte der 40er Jahre für das Ehepaar eine verhältnismäßig ruhige Zeit.

1942 wurde Frida Kahlo als Professorin an die Kunstakademie La Esmeralda berufen. Ihre Studentinnen und Studenten liebten sie, da sie die jungen Menschen von Anfang an als eigenständige Künstlerpersönlichkeiten förderte, statt ihnen einen bestimmten Stil aufzuzwingen.

Nach kurzer Zeit schon konnte sie jedoch wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes ihre Unterrichtsstunden nur noch zu Hause, im Casa Azul, abhalten, wo sich alsbald regelmäßig ein kleiner Kreis junger Künstler traf.

Im Jahr 1944 wurde Frida Kahlo wegen ihrer ständigen Rückenschmerzen nach den vielen Gips- und Ledermiedern erstmals ein Stahlkorsett angepasst. Eines ihrer bekanntesten Selbstporträts, „Die zerbrochene Säule“, stammt aus diesem Jahr und scheint eine Vorwegnahme des Satzes zu sein, den sie tief resigniert 1953 aussprach: *„Gesund? - Aber ich bin doch nicht krank.“*

Ich bin zerbrochen.“

Als weder Stahlkorsett noch eine erneute lange Periode der Ruhigstellung eine Verbesserung brachten, entschloss man sich 1946 im „Hospital for Special Surgery“ in New York für eine riskante Operation: Vier Lendenwirbel wurden mit Hilfe eines Stücks Beckenknochens und eines 15 cm langen Metallstabes versteift. Der Eingriff blieb erfolglos. Nach Aussage ihrer Schwe-

ster Cristina war Frida Kahlo seit dieser Zeit morphiumabhängig. Dazu konsumierte sie wie auch schon in früheren Jahren erhebliche Mengen anderer Medikamente, Alkohol und Drogen. In ihrer Kunst hat dieser Missbrauch kaum Spuren hinterlassen; sie malte, mit Ausnahme einiger Bilder aus dem letzten Lebensjahr, immer mit absolut sicherem feinen Strich. Lediglich in ihrem ab den 40er Jahren entstandenen „Tagebuch“, einer einzigartigen Mischung aus Notizen, lyrisch-poetischen Gedanken, Skizzen und kleinen Bildern, wirkt vieles nicht mehr so künstlerisch beherrscht wie in ihren Gemälden.

Das Jahr 1950 brachte eine kaum noch vorstellbare Steigerung ihrer Leiden und markiert den Anfang einer Kette schmerzhafter, langwieriger, letztlich nutzloser, ja todbringender Therapien. Frida Kahlo vertraute ihrem Arzt, Dr. Juan Farril, in fast schon kindlicher Weise, vielleicht auch weil sie bei ihm, der selbst gehbehindert war, auf viel Verständnis stieß. Ebenso wie früher schon für Dr. Eloesser malte sie auch für und mit Dr. Farril ein ausdrucksstarkes Selbstporträt. Fast ein ganzes Jahr in stationärer Behandlung im Englischen Krankenhaus in Mexico City, erduldet sie insgesamt sieben Operationen, darunter eine nochmalige Knochentransplantation zur Zusammenfügung von drei Wirbeln. Im Ergebnis war der Eingriff noch fataler als der 1946 in New York: Wegen der infizierten Wunde musste mehrmals nachoperiert werden und Frida Kahlo

konnte sich nach der Entlassung nur noch im Rollstuhl fortbewegen. Sie hatte sich jedoch noch einen Rest Hoffnung – oder Illusion? – bewahrt:

„Dr. Farril hat mich gerettet. Er hat mir meine Lebensfreude wiedergegeben. ... Ich brauche keine Schmerzen zu erleiden, nur eine gewisse Müdigkeit (...) und wie nicht anders zu erwarten, immer wieder Verzweiflungsängste. ... Dennoch: Ich will leben.“

Ein Höhepunkt der künstlerischen Laufbahn Frida Kahlos war im April 1953 die erste Einzelausstellung ihrer Werke in Mexico City, die von manchen Beobachtern als makabre Inszenierung erlebt wurde.

Die Malerin, schon nicht mehr fähig zu sitzen, wurde liegend in ihrem Bett in die Galerie gebracht, wo die großen Künstler Mexikos der Schwerkranken ihre Reverenz erwiesen.

Frida Kahlos starker Lebenswille wurde erst endgültig gebrochen, als im Sommer 1953 das rechte Bein amputiert werden musste. Der Fuß hatte sich schon schwarz verfärbt und drohte den ganzen Körper zu vergiften. Nach dieser Amputation reichte Frida Kahlos Kraft nicht mehr lange. Sie schrieb zu Beginn des Jahres 1954: *„Man hat mir das Bein amputiert vor 6 Monaten. ... manchmal verlor ich fast den Verstand. Ich habe immer noch Lust, mir das Leben zu nehmen. Diego ist es, der mich zurückhält, weil ich so eitel bin zu glauben, ich könnte ihm fehlen. Er hat es mir gesagt, und ich glaube ihm. Aber nie im Leben habe ich mehr gelitten.“*

Am 13. Juli 1954 hatte ihr Leiden ein Ende. Die Regierung übernahm die Schirmherrschaft für die Beerdigung. Seit 1984 gehört Frida Kahlos Werk zum nationalen Kulturerbe Mexikos. Große Ausstellungen, besonders in den 80er Jahren, haben dazu beigetragen, dass ihre Bilder heute weltweit bekannt sind und geschätzt werden. Die Identifizierung mit dem Leiden und der Kunst dieser großen Frau artete bisweilen sogar in eine regelrechte „Fridomanie“ aus. Doch trotz aller Kommerzialisierung wird sie weiter faszinieren, die beunruhigende Kraft der grausam-schönen Kunst Frida Kahlos.

Quellen:

Salber, Linde: Frida Kahlo. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1997

Jamis, Rauda: Frida Kahlo. Ein Leben für die Kunst. München, Wilhelm Goldmann Verlag, 2000 (übersetzt von Sybille A. Rott-Illfeld, frz. Orig. ersch. 1985)

Zamora, Martha: Frida Kahlo. Aufschrei der Seele. Basel, Wiese Verlag AG, 1991 (übersetzt von Suzanna Leu, engl. Orig. ersch. 1990)

Mürner, Christian: Die Malerin mit geschientem Fuß. Frida Kahlo (1907-1954). In: Mürner, Chr., Verborgene Behinderungen. 25 Porträts bekannter behinderter Persönlichkeiten. Neuwied, Krißtel, Berlin, Hermann Luchterhand Verlag GmbH, 2000, S. 124-129

Mehnert, Volker: Die Meisterwerke einer gepeinigten Frau. Frida Kahlo und ihr Geburtsort Coyoacán. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.154, 6.7.2000, S. R6 f.



Schauspielerin, Sexsymbol und berühmte Patientin - Marilyn Monroe (1926 -1962)

Hedwig Kaster-Bieker

► Marilyn Monroe musste schon für vieles erhalten: Keine noch so abenteuerliche Geschichte über ihr Leben oder einen ihrer vielen Liebhaber, kein neues Buch über sie, das nicht von der Öffentlichkeit verschlungen wird. Im Jahr 2001 wurden anlässlich ihres 75. Geburtstages verstärkt Monroe-Filme gezeigt und Photobände wieder aufgelegt. Es gibt über vierzig mehr oder weniger seriöse Biographen, eine millionenfache Verbreitung als Popikone auf den Siebdrucken Andy Warhols, Marilyn Monroe als „Barbie“-Puppe und als Titelfigur eines neuen Tanztheaterstücks – Ihr Namen und Leben sind Allgemeingut geworden, eine Art Selbstbedienungsladen, aus dem sich jeder das für ihn Passende herauspicken kann.

Und nun auch noch Marilyn Monroe - die Behinderte!? Wie kann eine solch strahlende, angebetete Frau mit einer Behinderung gelebt haben?

Und doch ist es so, dass das Idol Marilyn Monroe lebenslang mit einem Handicap zu kämpfen hatte, einer psychischen Befindlichkeit, die nicht mehr unter die bei Schauspielern oft anzutreffenden Phänomene

wie Nervosität, Lampenfieber oder Starallüren zu rechnen ist.

Psychische Stresssituationen schlugen sich schon in ihrer Kindheit in körperlichen Symptomen wie Übelkeit, Erbrechen, Hautausschlag und Stottern nieder.

Man kann sich leicht ausmalen, dass plötzlich auftretendes Stottern für eine Schauspielerin ein riesiges Handicap darstellt. Marilyn Monroe lebte nicht unbegründet mit dieser ständigen Angstvorstellung. Immer wieder geriet sie bei Dreharbeiten und Presseauftritten vor Aufregung ins Stottern. In einem Interview von 1960, als sie längst eine bewunderte und anerkannte Schauspielerin war, äußerte sie sich sehr offen zu diesem Problem:

„Es war im Waisenhaus, wo ich anfang zu stottern. An dem Tag, an dem ich hingebbracht wurde, als sie mich, schreiend und weinend, hineinzogen, fand ich mich plötzlich in einem großen Speisesaal wieder, in dem hundert Kinder aßen und mich anstarrten. Das ließ mich sofort verstummen. Das kam vielleicht noch als Grund zu allem Übrigen dazu: meine Mutter und der Gedanke, eine Waise zu sein.“

Jedenfalls stotterte ich. Dann ging es wieder weg, kam aber in der Pubertät auf dem Gymnasium wieder. Ich wurde zur Sprecherin der Englischklasse gewählt, und jedes Mal, wenn ich die Zusammenfassung der letzten Stunde vorlesen sollte, sto- sto- stotterte ich... Schrecklich! Das ging zwei Jahre lang so, glaube ich, bis ich fünfzehn war.

Manchmal passiert es mir sogar heute noch, wenn ich zu nervös oder aufgeregert bin. Einmal, als ich eine kleine Rolle spielte mit einer Szene, wo ich eine Treppe hinaufsteigen sollte, hatte ich vergessen, wie es weitergehen sollte, und der Regieassistent stürzte auf mich zu und schrie irgendetwas, und ich war so durcheinander, dass ich bei der Aufnahme meinen Text nicht mehr sagen konnte. Nur noch ein fürchterliches Gestotter! ...Es war schrecklich! Und ist es immer noch, wenn ich zu schnell spreche oder eine Rede halten muss. Schlimm!...

Der allgegenwärtige Schatten im Leben der Marilyn Monroe war das Gefühl der Minderwertigkeit. Einerseits trieb sie dieses Gefühl in einen regelrechten Perfektionswahn, andererseits stürzte es sie in wachsende Versagens- und Verlustängste, die sie mit immer höheren Dosen von Beruhigungsmitteln zu bekämpfen versuchte. Besonders gravierend war eine besondere Form der Schlaflosigkeit, die sogenannte „Schlafangst“: Diese zwanghafte Vorstellung, nicht einschlafen zu können, glaubte die Schauspielerin nur mit Schlafmitteln bekämpfen zu können, deren Dosis sie im Laufe ihres Lebens kontinuierlich steigerte.

Um am folgenden Tag anstrengende Dreharbeiten zu bewältigen, kam sie bald nicht mehr ohne Aufputzmittel aus.

„Wenn man in einem Film mitwirkt, muss man morgens früh gut aussehen, deshalb braucht man vorher seinen Schlaf. Und darum nehme ich die Tabletten.“

Im Amerika der 50er Jahre wurden diese gefährlichen Medikamente unglaublich großzügig verschrieben. Sie waren überwiegend frei verfügbar und wurden von Studioärzten regelmäßig den Schauspielern, insbesondere den Stars unter ihnen, als sogenannte „Hot Shots“ gespritzt, wenn sie zu ermüden drohten. Man wusste entweder nicht um das Suchtpotential dieser Drogen oder nahm es billigend in Kauf. Marilyn Monroe geriet in einen Teufelskreis von Schlaf- und Aufputzmitteln, in eine fatale Abhängigkeit von Medikamenten und Medizinern, die sie nicht nur mehrmals - bei Überdosierungen - an den Rand des Todes und zur Entziehung in die Klinik brachten, sondern die sie schließlich auch das Leben kosten sollten.

Die Schauspielerin war sich seit dem Beginn ihrer überraschend steilen Karriere dieser gravierenden psychischen Probleme bewusst, nicht jedoch der Tatsache, dass der hohe Medikamentenverbrauch zur ständig wachsenden Labilität ihres Zustandes beitrug. Der Bedarf an Pillen und Spritzen hatte sich bei ihrem letzten fertiggestellten Film, „The Misfits – Nicht gesellschaftsfähig“, so dramatisch gesteigert, dass sie sich

nach dem Ende der Dreharbeiten 1960 für einige Wochen in einer Nervenklinik erholen musste. Psychisch angeschlagen, ausgelugt, das Ende ihrer Ehe mit Arthur Miller vor Augen, und von zwei Fehlgeburten geschwächt, befand sie sich zwei Jahre vor ihrem Tod in einer sehr schlechten psychischen Verfassung.

Marilyn Monroe war schon seit Beginn der 50er Jahre chronisch medikamentenabhängig. Sie nahm Barbiturate zum Entspannen, Tranquilizer (Librium, Valium) zur Reduzierung der Angst, Chloralhydrat gegen Schlaflosigkeit, dazu Kombinationspräparate, wie das heutzutage verbotene Dexamyl, das gleichzeitig als Aufputsch- und Beruhigungsmittel wirkte.

Um ihre quälenden Selbstzweifel zu überwinden, war seit ihren ersten Filmen im Jahr 1948 an jedem Drehtag, bei jeder Einstellung, eine Schauspiellehrerin dabei, erst Natasha Lytess, und dann ab 1955 Paula Strasberg. Im „Actor’s Studio“ von Paula Strasbergs Mann Lee in New York hatte Marilyn Monroe 1955 eine psychologisch orientierte Schauspielausbildung angefangen und gleichzeitig ihre erste Psychoanalyse begonnen. Paula Strasberg blieb bis zum Tod von Marilyn Monroes im engsten Umkreis der Schauspielerin und verunsicherte sie mehr, als dass sie die notorisch zweifelnde Monroe bestärkte. Mit ihrer ständigen Einmischung trieb Paula Strasberg manchen Regisseur an den Rand des Wahnsinns. Erst in ihren letzten Lebensmonaten

war Marilyn Monroe bereit, eine Trennung von ihr zu vollziehen – jedoch genaunommen nur, weil sie seit dem Frühjahr 1961 die Abhängigkeit von der Meinung Paula Strasbergs durch die noch intensivere Abhängigkeit von ihrem Arzt und Psychiater Dr. Ralph Greenson ersetzt hatte. Dr. Greenson nahm immer mehr Einfluss auf ihr Leben, nachdem sie sich im Februar 1961 von ihrer damaligen Therapeutin, Dr. Marianne Kris, einer Anna-Freud-Schülerin, in schockierender Weise hintergangen fühlte und zu dem Prominentenarzt Dr. Greenson gewechselt war. Es war eines ihrer einschneidendsten Erlebnisse als Erwachsene, als Dr. Kris, der sie bedingungslos vertraute, sie wegen angeblicher Selbstmordgefahr in eine geschlossene psychiatrische Klinik in New York hatte einweisen lassen, aus der sie ohne Hilfe von Menschen außerhalb der Anstalt, besonders ihres früheren Ehemann Joe DiMaggio, nicht mehr herausgekommen wäre.

Dieses plötzliche Verfrachtet-werden an einen unbekanntem Ort, veranlasst von Menschen, an deren Zuneigung sie glaubte, die absolute Isoliertheit und Hilflosigkeit, riefen in ihr traumatische Erlebnisse aus der Kindheit und Jugend wach. Man muss kein Psychologe sein, um in der Kindheit, in den frühen Erfahrungen Marilyn Monroes den Schlüssel für ihre pathologische Unsicherheit zu erkennen. Diese Kindheit war geprägt von fehlender

Sicherheit und Geborgenheit. Die Mutter kümmerte sich nur anfallsartig um die Tochter, gefolgt von jäh, für das Kind unerklärlicher Abwendung.

Marilyn Monroe kam am 1. Juni 1926 in Los Angeles als drittes Kind von Gladys Pearl Baker, geb. Monroe zur Welt und hieß bis 1946, als sie den Künstlernamen Marilyn Monroe annahm, Norma Jeane Baker. Ihre Mutter war bei Norma Jeanes Geburt 26 Jahre alt und zweimal geschieden. Die beiden älteren Geschwister lebten weit entfernt bei ihrem Vater und hatten keinen Kontakt mehr zur Mutter. Der Vater Norma Jeanes blieb unbekannt. Es ist nachvollziehbar, dass viele Biographen die drei gescheiterten Ehen und die zahlreichen Verhältnisse Marilyn Monroes als eine verzweifelte Suche nach dem ersehnten Vater interpretieren.

Gladys Baker arbeitete als Filmcutterin. Zwölf Tage nach der Geburt gab sie den Säugling in eine Pflegefamilie, wo Norma Jeane die ersten sieben Lebensjahre blieb und streng religiös erzogen wurde. Ihre Mutter, die „*Frau mit den roten Haaren*“, wie das Kind sie nannte, besuchte sie gelegentlich und machte mit ihr Ausflüge in die von den Pflegeeltern Bolender moralisch abgelehnte Glamour-Welt Hollywoods. 1933 nahm die Mutter sie zu sich, nachdem ein Nachbar den Hund Norma Jeanes erschossen hatte und das Mädchen darüber tief verstört war. Das Zusammenleben mit der labilen Mutter muss dramatisch gewe-

sen sein und endete nach kurzer Zeit, als diese 1934 in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wurde. Eine Freundin der Mutter, Grace McKee, kümmerte sich zunächst um Norma Jeane, brachte sie aber schon wenige Wochen später ins Waisenhaus: ein schockartiges Erlebnis für die Achtjährige, der man einen Ausflug zur Mutter versprochen hatte. Bis auf kurze Unterbrechungen lebte die Mutter fortan in wechselnden Kliniken, in späteren Jahren finanziell unterstützt von ihrer berühmten Tochter. Marilyn Monroe hatte es zu Beginn ihrer Karriere vorgezogen zu erklären, ihre Mutter sei verstorben. Lebenslang war sie von der Angst verfolgt, wie ihre Mutter und weitere Familienmitglieder „verrückt“ zu werden. Eine tote Mutter hätte sie weniger belastet als der Schatten dieser kranken Frau.

Marilyn Monroe scheint als Kind sehr anpassungsfähig gewesen zu sein. Sie galt als still, wurde im Waisenhaus die „Maus“ genannt und flüchtete sich mit ihren Sehnsüchten in eine Traumwelt, in der sie der angebetete Star war, dem alle zu Füßen lagen. Clark Gable, der spätere Filmpartner in „The Misfits – Nicht gesellschaftsfähig“ war in ihren Tagträumen die Verkörperung des schmerzlich vermissten unbekanntens Vaters. Über die fast drei Jahre andauernde Zeit im Waisenhaus sagte sie später:

„Ich weiß, daß manche behaupten, dass es kein schlimmer Ort gewesen sei. Aber ich weiß auch, dass sich das Haus inzwischen

verändert hat; vielleicht ist es jetzt weniger düster...Obwohl natürlich auch das modernste Waisenhaus ein Waisenhaus bleibt, wenn Sie wissen, was ich meine..“

Wahrscheinlich bot das Heim dem Kind sogar mehr Sicherheit als die häufig wechselnden Pflegestellen in den nächsten Jahren. Kurz nach ihrem 11. Geburtstag kam Norma Jeane zunächst wieder zu der seit drei Jahren verheirateten Grace McKee. Dort passierte etwas, das noch die erwachsene Frau verfolgte: Der Mann von Grace versuchte sie zu vergewaltigen – und sie, das Opfer, wurde weggeschickt. Was folgte, waren wechselnde Pflegefamilien mit unterschiedlichen Erziehungsmaximen, mal streng religiös, mal gutmütig, überwiegend jedoch gleichgültig und hauptsächlich an den 5 \$ pro Woche interessiert, die der Staat für eine Pflegestelle zahlte.

Im Sommer 1941 beendete Norma Jeane die Junior High School mit einem mittelmäßigen Zeugnis. Im Fach Sprecherziehung wäre sie wegen ihrer Angst, sich vor anderen zu artikulieren, fast durchgefallen. Ein Jahr später, sie besuchte mittlerweile die High School, stand erneut ein Wechsel bevor. Die Familie von Grace, bei der sie mittlerweile wieder seit kurzer Zeit gelandet war, wollte wegziehen – ohne das Pflegekind Norma Jeane. Aus Angst nochmal ins Heim abgeschoben zu werden, heiratete sie wenige Wochen nach ihrem 16. Geburtstag, auf Vorschlag von Grace und einer Nachbarin, deren zwanzigjährigen



Sohn James Dougherty, von dem sie sich nach vier Jahren scheiden ließ.

Später kommentierte sie diese Ehe so: *„Sie machte mich nicht traurig, aber sie machte mich auch nicht glücklich. Mein Mann und ich redeten kaum miteinander. Aber nicht, weil wir ärgerlich aufeinander waren. Wir hatten uns einfach nichts zu sagen. Ich kam um vor Langeweile.“*

Bei ihrer ersten Scheidung 1946 als Zwanzigjährige hatte Norma Jeane schon einige sehr erfolgversprechende Fotoveröffentlichungen hinter sich – auf die Rolle der zurückgezogen lebenden Ehefrau, wie es ihr Mann erwartete, konnte und wollte sie sich nicht beschränken.

Sie erhielt 1946 ihren ersten Vertrag bei der mächtigen Filmgesellschaft „Fox“, hieß ab jetzt Marilyn Monroe, nach dem Mädchen-namen ihrer Mutter, und versuchte Norma Jeane hinter sich zu lassen. Dazu bedurfte es nicht nur einer Namensänderung, sondern auch einiger chirurgischer Maßnahmen. Die junge Marilyn Monroe ließ sich auf Veranlassung ihrer Karriereberater eine kleine Erhöhung an der Nase entfernen, das Kinn leicht mit Silikon aufpolstern, den Haaransatz zurückverlegen und die ursprünglich braunen Haare immer heller färben, bis sie schließlich das für sie typische platinblond erreicht hatten. Ihre ersten unbedeutenden Filmrollen hatte Marilyn Monroe 1948, der Durchbruch kam 1950 mit „Asphalt Jungle“. In den nächsten fünf Jahren trat sie in 15 Filmen auf und wurde ein Star. „Wie heirate ich einen Millionär?“, „Blondinen bevorzugt“ und „Das verflixte 7. Jahr“ waren Höhepunkte ihrer Karriere, jedoch legten diese Filme sie gleichzeitig auf ein Klischee fest, dem sie weder im Film noch im Leben jemals mehr entkommen konnte: Sie war und blieb in den Augen der Öffentlichkeit die dumme Blondine, blendend aussehend, naiv und schutzbedürftig, und im Kopf „löchrig wie ein Schweizer Käse“, wie es der bei Dreharbeiten genervte Regisseur Billy Wilder einmal ausdrückte. Marilyn Monroe wollte als seriöse Schauspielerin angesehen werden, und auch im Privatleben beweisen, dass mehr in ihr steckte als ein hübsches Glamour-Girl.

Anfang 1952 hatte sie den zwölf Jahre älteren ehemals gefeierten Baseball-Spieler Joe DiMaggio kennengelernt, bei dem sie sich verstanden und geachtet fühlte. Joe DiMaggio kam wie sie aus einfachen Verhältnissen und hatte eine schwere Kindheit hinter sich. Bis zum Alter von acht Jahren hatte er sich nur mit Schienen an den Beinen fortbewegen können. Er trainierte mit eisernem Willen, wurde Sportler und war mit Anfang 20 ein Nationalheld. Marilyn Monroe heiratete ihn im Januar 1954 – nach einem Dreivierteljahr war die Ehe gescheitert. Ähnlich wie ihr erster Mann wollte DiMaggio seine Frau im Hause sehen und nicht halb nackt vor den Kameras. Seine Eifersucht steigerte sich bald ins Maßlose: Wegen der berühmten Einstellung aus „Das verflixte 7. Jahr“, als Marilyn Monroe über einem U-Bahnschacht der Rock hochgeweht wird, verprügelte er seine Frau dermaßen, dass sie die Scheidung einreichte. Später äußerte sie über diese Ehe:

„Wenn ich ganz ehrlich bin, dann war unsere Ehe etwas wie eine verrückte, schwierige Freundschaft mit gewissen sexuellen Privilegien. Später erfuhr ich dann, dass die meisten Ehen so sind.“

Nach der Trennung von DiMaggio, der ihr nach der Scheidung ein zuverlässiger Freund war, wirkte Marilyn Monroe häufig launisch und aggressiv. Der Grund lag in der gefährlichen Kombination aus Tabletten und Alkohol, mit denen sie ihre Unsicherheit zu bekämpfen versuchte. Sie litt

unter ihren Schwierigkeiten und äußerte sich 1955 folgendermaßen darüber: *„Mein Problem ist, dass ich mich selbst unter Druck setze. Aber ich möchte nun mal wunderbar sein. (...) Ich versuche, eine Künstlerin und ehrlich und echt zu sein, und manchmal habe ich das Gefühl, dass ich am Rande des Wahnsinns stehe.“*

Für Marilyn Monroe schien ein Märchen wahr zu werden, als sie in dem gefeierten Autor Arthur Miller einen Mann gefunden zu haben glaubte, der hinter ihrer Glamour-Fassade die empfindsame, traurige, liebebedürftige Frau erkannte. Für die Öffentlichkeit war das Paar Miller-Monroe eine Verbindung, die nicht gutgehen konnte: Geist und Körper, Genie und Dummheit. Typisch für diese Meinung ist die seit der Eheschließung 1956 häufig kolportierte Anekdote über die beiden: Sie soll geschwärmt haben: *„Stell dir unsere Kinder vor! Dein Körper und mein Geist...!“ Und er habe geantwortet: „Und wenn es genau umgekehrt kommen sollte?“* Doch nicht Miller, sondern Marilyn Monroe war dafür bekannt, in Gesprächen über viel Witz zu verfügen. Berühmt wurde ihre schlagfertige Antwort auf die zudringliche Frage eines Reporters, was sie denn im Bett trage: *„Nichts außer Chanel Nr.5“.*

An dem Klischee der dummen Blondine änderten jedoch auch ihre vielen Auszeichnungen als Schauspielerin nichts, beispielsweise der renommierte Golden Globe Award 1960, den sie als „beste Schauspielerin in einer Komödie“ für ihre

Rolle in „Manche mögen's heiß“ erhielt. Arthur Miller versuchte ihr Halt zu geben. Er schrieb für sie eine ernsthafte Rolle in dem Film „Misfits“ und hoffte: *„Eines Tages würde sie glauben, dass sie geliebt wurde.“*

Doch die Missverständnisse wuchsen und Marilyn Monroe fühlte sich zunehmend von Miller verraten. Sie warf ihm vor, für die Filmdialoge ihre Privatgespräche ausgeschlachtet zu haben und sie vor der Kamera bloßzustellen. Völlig verzweifelt reagierte sie Ende 1958 auf ihre zweite Fehlgeburt. Schuldgefühle kamen dazu: *„Habe ich es vielleicht getötet, indem ich Amytal auf leeren Magen nahm?“*

Genügend Ärzte standen ihr wieder bereitwillig mit Drogen aller Art zur Verfügung, um die tiefe Depression zu bekämpfen. 1961 wurde die Ehe Monroe-Miller geschieden. Die verbliebenen anderthalb Lebensjahre Marilyn Monroes waren geprägt von einem extremen Medikamentenmissbrauch, wachsender Unruhe, dem Schock über die Zwangseinweisung in die Psychiatrie, aber auch von weiterhin großen Erfolgen als Künstlerin. Im März 1962 wurde ihr zum zweitenmal der Golden Globe Award verliehen, diesmal als „beliebtester internationalen Schauspielerin“. Doch bei der Preisverleihung war unübersehbar, dass sie nicht nüchtern war, entweder unter Drogen oder Medikamenten stand.

Auf Männer wirkte Marilyn Monroe weiterhin unwiderstehlich. Sie hatte eine kurze

Affäre mit John F. Kennedy, und musste erkennen, dass sie für ihn nichts war als eine Nummer auf seiner Liste berühmter Frauen, mit denen er im Bett war.

Sie arbeitete an ihrem letzten Film, der nicht vollendet wurde: „Something’s got to give“. Nach dem vorhandenen Filmmaterial zu urteilen, soll sie vor der Kamera wie immer perfekt gewesen sein, auch wenn die Filmarbeiten durch ihre extremen Verspätungen und krankheitsbedingten Ausfälle immer wieder verschoben werden mussten. Nach der Kündigung durch ihre Produktionsfirma Fox erreichte sie sogar, dass sie unter wesentlich besseren Bedingungen wieder angestellt wurde, doch als dann im Sommer 1962 überraschend ihr Psychiater Dr. Greenson für einige Wochen nach Europa verreiste, fühlt sie sich erneut vollkommen im Stich gelassen, und das, obwohl ihr Dr. Greenson, sozusagen als Ersatz für seine therapeutischen Sitzungen, noch mehr Medikamente als sonst verordnet und ihr außerdem den Internisten Dr. Engelberg empfohlen hatte, der ebenfalls nicht mit Verschreibungen geizte. Zusätzlich war eine Aufpasserin, die Haushälterin Eunice Murray, Tag und Nacht bei Marilyn Monroe. Sie erstattete dem Arzt Bericht und hielt besorgte Freunde, die Dr. Greenson nicht zusagten, von seiner berühmten Patientin fern.

Zu viele Leute, die von Marilyn Monroes Geld lebten, kümmerten sich um sie, halfen ihr aber nicht wirklich, sondern verstärkten

ihre Abhängigkeit, um sie als Patientin zu behalten. Marilyn Monroe hatte zeitweise täglich mehrstündige Therapiesitzungen bei Dr. Greenson, der sich seinerseits nicht scheute, noch zu Lebzeiten der Schauspielerin ein Buch über die Psychosen berühmter Leute zu veröffentlichen, in dem die Leser unschwer Marilyn Monroe als einen solchen „Fall“ erkennen konnten.

Doch die tödliche Gefahr, in der die abhängige Frau schwebte, schien auch er nicht zu erkennen. Erst lange nachdem es zur Katastrophe gekommen war, gab Dr. Greenson zaghaft zu, „einige Fehler“ in seinem Leben gemacht zu haben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August 1962 war jedenfalls die Mischung aus dem Schlafmittel Chloralhydrat und dem Barbiturat Nembutal wieder einmal lebensgefährlich hoch und diesmal wurde Marilyn Monroe nicht mehr wach. Sie starb im Alter von 36 Jahren. Die Ärzte erklärten ihren Tod sogleich als bewusst herbeigeführten Selbstmord. Die bei der Obduktion in ihrem Blut gefundene Medikamentenkonzentration deutete darauf hin, dass ihr ein Teil des Chloralhydrats zusätzlich rektal zugeführt worden sein musste, vermutlich durch Eunice Murray, die gelernte Krankenpflegerin war. Sie äußerte 1984 als alte Frau in einer BBC-Dokumentation über die Nacht, in der Marilyn Monroe starb:

„Ach, warum muss ich – in meinem Alter – immer noch diese Sache vertuschen?“

Joe DiMaggio richtete die Beerdigung aus, unter Ausschluss der Öffentlichkeit und der Gewaltigen Hollywoods.

Marilyn Monroe hat einmal geäußert:

„Ich hatte immer das Gefühl, ich sei ein Nichts. Der einzige Weg für mich, etwas zu sein, war der, dass ich – nun jemand anderes war. Wahrscheinlich wollte ich deshalb Schauspielerin werden.“

Das Waisenkind Norma Jeane Baker wurde tatsächlich jemand anderes – Schauspielerin und Ikone makelloser Schönheit.

Sie wurde das Sexsymbol Marilyn Monroe. Darüber hinaus noch als ernsthafte Künstlerin akzeptiert zu werden, ist ihr – wenigstens zu Lebzeiten – nicht gelungen.

Immer sehnte sie sich nach Anerkennung und einer intakten Familie. Bei Benefizveranstaltungen trat sie öfters zusammen mit Kindern im Rollstuhl auf. Von ihren letzten Filmaufnahmen wird berichtet, wie einfühlsam sie mit Kindern umgehen konnte.

„Sie wünschte sich so sehr, geliebt zu werden“, kommentierte ein Beobachter dieser Szenen. Und sie wurde geliebt – doch es scheint so, als habe sie nach den vielen traumatischen Kindheitserlebnissen an diese Liebe nicht mehr glauben können.

Mit dem ihr eigenen Witz, den Arthur Miller so sehr an ihr bewunderte, aber auch mit einem gehörigen Schuss Resignation, hatte sie schon 1956 auf die Frage, welche Grabinschrift sie sich einmal wünsche, geantwortet:

„Marilyn Monroe, Blondine“

Quellen:

Geiger, Ruth-Esther: Marilyn Monroe; rororo - Monographie. Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg, 2. Aufl. 2000

Niemann, Silke: Marilyn Monroe (1926-1962). „Ich hatte immer das Gefühl, ich sei ein Nichts.“. In: WahnsinnsFrauen. Dritter Band. Herausgegeben von Sibylla Duda und Luise F. Pusch. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999, S. 222-268

Marilyn Monroes Interview mit Georges Belmont 1960. In: Marilyn Monroe und die Kamera. Schirmer/Mosel, München Paris London, 2000, S. 13 -22

Harry Brown, Peter/ Barham, Patte: Marilyn. Das Ende, wie es wirklich war
Eine Dokumentation der letzten 14 Wochen. Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1992

Marerker, Christa: Marilyn Monroe und Arthur Miller. Eine Nahaufnahme. Rowohlt/Berlin Verlag GmbH, Berlin, 1997



Eine gehörlose Musikerin fühlt die Töne - Evelyn Glennie (*1965)

Hedwig Kaster-Bieker

► Eine gehörlose Frau als weltweit erfolgreiche Solo-Schlagzeugerin? Das klingt so sensationell wie die Meldungen über beinamputierte Bergsteiger, blinde Fotografen und einarmige Pianisten. Und doch gibt es all das – und meist erweist sich die Realität bei genauerem Hinsehen viel weniger spektakulär als die Schlagzeilen vermuten lassen. So ist es auch im Fall der schottischen Musikerin Evelyn Glennie. Sie hat seit ihren ersten öffentlichen Auftritten nicht nur ihr Publikum, sondern auch die professionellen Musikkenner in Erstaunen versetzt. Um ihre Einzigartigkeit zu beschreiben, greifen Kritiker häufig zu dem Wort „Phänomen“. Sie ist charmant, gutaussehend, strahlt einen heiteren Optimismus aus und – sie ist taub, hört seit ihrem 12. Lebensjahr keinen Ton mehr unter 95 Dezibel (das entspricht etwa dem Lärm einer Kreissäge in unmittelbarer Nähe).

Doch was ist das „Phänomenale“ an Evelyn Glennie und wie erreichte sie ihr Ziel, die erste Solo-Schlagzeugerin auf dem Gebiet der klassischen Musik zu werden, erfolgreich auf allen Kontinenten, ausgezeichnet mit zahlreichen bedeutenden Musikpreisen

und präsent auf einem Dutzend Solo-Alben, im Fernsehen sowie in Konzertsälen und auf Festivalbühnen rund um den Globus?

Evelyn Glennie wurde am 19. Juli 1965 in Aberdeen, im Nordosten Schottlands geboren. Ihre Eltern bewirtschafteten einen Bauernhof. Zusammen mit ihren beiden älteren Brüdern wuchs sie unbeschwert in einer ländlichen Umgebung auf. Ihre Mutter spielte in der Dorfkirche die Orgel, aber davon abgesehen gab es nicht viele musikalische Anregungen in ihrer Kindheit. Als Landwirte hatten die Eltern keine Zeit für Konzertbesuche oder dergleichen, und auch die Kinder waren in dieses von der Natur und den landwirtschaftlichen Arbeiten geprägte Leben eingebunden. Evelyn Glennie musste 16 Jahre alt werden, ehe sie zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Kino war. Sie besuchte wie ihre Geschwister zunächst die nahegelegene Dorfschule in Cairnrorrie, wo 43 Kinder zwischen 5 und 12 Jahren in nur zwei Schulräumen unterrichtet wurden. In dieser „Primary School“ fühlte sie sich wohl.

Hier wurde ihre musikalische Begabung entdeckt und die Eltern ließen sie Klavier und Klarinette lernen.

Als sie acht Jahre alt war, bekam sie plötzlich Hörprobleme, deren Ursache nie entdeckt wurde. Es war ein schleichender Prozeß zunehmender Schwerhörigkeit, der lange Zeit in seiner Tragweite nicht erkannt wurde, einerseits weil Evelyn Glennie zunächst nicht in fachärztlicher Behandlung war und andererseits weil sie die Schwerhörigkeit erstaunlich gut durch ihre genaue Beobachtungsgabe und später ihr exzellentes Von-den-Lippen-ablesen-Können zu kompensieren wußte. Es waren Details, an denen sie als Schülerin bemerkte, wie ihr das Hören abhanden kam: Als man in der Schule die alte durch eine neue Schulglocke ersetzt hatte, hörte sie das Läuten nicht mehr. Die alte Glocke hatte in einer anderen Frequenz geklungen, deren Echo die Schule erfüllt hatte und die sie in ihrem ganzen Körper fühlen konnte.

Mit 11 Jahren musste Evelyn Glennie eine Hörhilfe tragen, um überhaupt noch ein wenig vom Unterricht mitzubekommen. Sie schildert sehr anschaulich, welche zusätzlichen Probleme in dieser Zeit auftraten, etwa wenn plötzlich die Batterien leer waren oder sie wegen des Hörgerätes manchmal noch mehr verwirrt wurde, weil sie die verstärkten Geräusche einfach nicht zuordnen konnte. Es kam für sie fast einer Erleichterung gleich, als ihr später das Hörgerät gar nichts mehr nutzte, da sie völlig ertaubt

war. Bei Abschluß der Primary School, als sie 12 Jahre alt war, wurde ihr dringend dazu geraten, eine Sonderschule für Gehörlose in Aberdeen zu besuchen. Doch die Zwölfjährige wollte lieber zusammen mit ihren früheren KlassenkameradInnen auf die „normale“ Secondary School, die Ellon Academy in Cainorrie gehen. Die Eltern teilten ihre Auffassung, dass man erst versuchen könne, wie sie dort zurechtkam – auf die Sonderschule konnte sie ja immer noch gehen. Bei Evelyn Glennie selbst wurden alle Zweifel immer schon überwogen von ihrem unerschütterlichen Optimismus, frei nach dem Lebensmotto ihres Vaters: *„Mach das Beste daraus – so lange es dich glücklich macht.“* (Übers. H.K.-B.)

Auch die Lehrer an der neuen Schule zeigten sich hilfsbereit, indem sie etwa vermeiden, mit dem Rücken zur Klasse gegen die Tafel zu sprechen. Zusätzlich erhielt sie eine spezielle Förderung im Lippen-Lesen. Das fiel Evelyn Glennie immer schon leicht, ja, sie sagt, dass sie nicht nur von den Lippen abliest, wenn jemand spricht, sondern aus dem ganzen Gesicht, besonders auch aus den Augen ihres Gegenübers. Trägt jemand eine Sonnenbrille, kann sie ihn kaum noch verstehen. *„Ich lernte nie zu gebärden, hauptsächlich, weil ich nicht auf einer speziellen Schule war und mich das Gebärden nicht befähigt hätte, besser zu kommunizieren. Aber ich glaube, dass eine Kombination von Gebärden und Lippen-Lesen für taube und hörbe-*

hinderte Kinder nützlich ist.“ (Übers. H.K.-B.) Auf der Ellon Academy gab es eine gut ausgebaute, erfolgreiche Musik-Abteilung. Evelyn Glennie war von einer Xylophon-Aufführung so fasziniert, dass seit diesem Zeitpunkt ihr Entschluss feststand, sich mit Perkussionsinstrumenten zu beschäftigen. Sie gab die Klarinette auf, lernte weiter Klavier, das sie erstaunlich gut spielte, und stürzte sich regelrecht auf das Schlagzeug. Doch ihre Hörfähigkeit nahm immer mehr ab. Sie war 15, als sie in einer Mischung aus tiefer Niedergeschlagenheit, Aggression und Trotz akzeptieren musste, dass sie die Bedeutung und die Gefühle, die in der Musik ausgedrückt werden, nie mehr über das Gehör würde aufnehmen können. Sie wollte jedoch nicht resignieren, sondern fortfahren, sich auf anderen Wegen den Zugang zur Musik zu suchen. Sie lernte – mit großer Unterstützung ihres Perkussion-Lehrers Ron Forbes - alle Möglichkeiten zu erforschen, wie man Töne „fühlen“ kann: die tiefen eher an Beinen und Füßen, die hohen im Gesicht, dem Nacken und am Oberkörper. Die präzise Führung der Schlegel und die Fähigkeit, deren Druck in den Händen einzuschätzen, ermöglichte ihr beispielsweise, die passende Lautstärke zu treffen. Selbstverständlich ging dieser Lernprozeß nicht so „spielend“, wie es sich in der Schilderung anhört, sondern es war ein hartes Stück Arbeit. Aber Evelyn Glennie war dabei so ausdauernd und auch so erfolgreich, dass in ihr der Entschluß

reifte, nach dem Schulabschluß ein Musikstudium aufzunehmen. Sie bewarb sich mit 17 Jahren an der Königlichen Musikakademie in London für ein Perkussion- und Klavierstudium. Bei der Aufnahmeprüfung wollte man zunächst nicht glauben, dass sie wirklich taub war, ganz abgesehen davon, dass man es noch nie mit einem solchen „Fall“ zu tun hatte. Doch man wollte der souverän spielenden sympathischen jungen Frau eine Chance geben. Außerdem konnte sie schon auf zahlreiche Auftritte mit verschiedenen Formationen verweisen, etwa die Tourneen mit dem renommierten „National Youth Orchestra of Scotland“. Die Nachricht von der Aufnahme an der Royal Academy of Music in London 1982 war einer der glücklichsten Momente in ihrem Leben. Mit 17 Jahren war aus dem Dorfkind eine Weltstadtbewohnerin geworden. Sie nutzte die drei Jahre an der Akademie und die Möglichkeiten Londons, um Erfahrungen zu sammeln und intensiv zu lernen. Eine Liebesgeschichte zerbrach in dieser Zeit, doch es war nur eine vorübergehende traurige Phase. Die Musik war der eigentliche Mittelpunkt ihres Lebens, alles andere war damals zweitrangig. Sie beendete 1985 ihr Studium mit Auszeichnung, der BBC-Rundfunk brachte im gleichen Jahr eine Sendung über sie. Auftritte und Auszeichnungen wurden immer zahlreicher. Das Wagnis, eine Solokarriere für klassisches Schlagzeug zu

starten, geriet zu einer einzigen Erfolgsgeschichte. 1988 gewann sie einen Grammy für ihre Aufnahme von Bartóks Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug unter Sir Georg Solti, im Jahr darauf erschien ihre erstes Solo-Album, ein knappes Dutzend folgten bis heute, wovon auch viele in Deutschland erhältlich sind.

Evelyn Glennies Leistung besteht nicht nur darin, überzeugend das Vorurteil widerlegt zu haben, ein gehörloser Mensch sei von der Welt der Musik völlig ausgeschlossen, nein, sie hat gleichzeitig ein Instrument „gesellschaftsfähig“ gemacht, das bisher nicht nur bei den großen Orchestern im wahrsten Sinne des Wortes am Rande stand: das Schlagzeug, oder genauer gesagt: Perkussion- (Schlag-) instrumente aller Art, wozu auch die von ihr häufig gespielten Vibraphone und Marimbaphone gehören.

Evelyn Glennie ist es zu verdanken, dass sich das Schlagzeug in den letzten Jahren als ein Soloinstrument etabliert hat, mit dem sich Emotionen genauso gut wie am Klavier oder mit der Geige ausdrücken lassen. Die neue Wertschätzung der Schlaginstrumente ging einher mit einer Ausweitung des Repertoires. Evelyn Glennie konnte nicht auf eine reiche Literatur für Schlagzeug-Solisten zurückgreifen, im Gegenteil. Viele ihrer Konzertstücke hat sie selbst komponiert, andere Komponisten schrieben Stücke für sie und ein großer Teil, besonders ihrer frühen Konzerte und Einspielungen, sind Arrangements klassischer

Stücke für Perkussion, beispielsweise der „Hummelflug“ von Rimsky-Korsakov oder „Introduction & Rondo Capriccioso Op. 28“ von Saint-Saëns auf ihrem ersten Solo-Album „Rhythm Song“ von 1989.

Neben der Ausweitung des Repertoires für Solo-Schlagzeug bezog sie auch ständig neue Instrumente mit in ihre Konzerte ein. Sie selbst hat sich im Laufe der Jahre eine Sammlung von über 1000 verschiedenen Percussion-Instrumenten aufgebaut, einige davon auch selbst entwickelt oder perfektioniert. Es ist keine Seltenheit, dass sie in einem Konzert 20 - 50 verschiedene Instrumente spielt. Diese große Anzahl zum Teil recht sperriger Instrumente führt immer mal wieder zu diversen Problemen, mal sind sie eher logistischer Natur, d.h. sie betreffen den Transport zu den über die ganze Welt verstreuten Aufführungsorten, mal sind es die technischen Fragen, die Kopfzerbrechen bereiten, etwa wenn die Bühne sich als zu klein für die Vielzahl der Instrumente erweist oder aber, wie zu Beginn ihrer Karriere häufiger geschehen, wenn finanzielle Probleme auftauchen. Die Transportkosten haben damals manchmal ihre Gage fast ganz verschlungen.

Evelyn Glennie ist sehr interessiert an den verschiedensten Instrumenten anderer Völker und aufgeschlossen für die unterschiedlichsten Musikströmungen. So hat sie sich im Jahr 1989 intensiv mit südamerikanischen Samba-Rhythmen beschäftigt und als Schlagzeugin (ein gerade in Südame-



rika männlich dominiertes Instrument) begeistert und mitreißend am weltberühmten Karnevalsanzug in Rio de Janeiro teilgenommen.

Bei ihren Konzerten bewegt sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit und Präzision zwischen den einzelnen Instrumenten hin und her, sie „fegt bravourös über die Bühne.“ Auch dieser optische Aspekt ihrer Konzerte beeindruckt die Zuhörer ungemein. Über ein Konzert in Deutschland im Januar 2000 schrieb ein Musikkritiker der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ folgendes: *Evelyn Glennie ist ein Phänomen. Und das nicht einmal, weil die junge Frau aus Aberdeen Schlagzeug spielt, obwohl sie taub ist und die musikalischen Schwingungen über ihren Körper wahrnehmen muss. Nein, wie sie*

ihr Instrumentarium beherrscht, verdient die Bezeichnung ‚sensationell‘. Mit katzenhafter Geschmeidigkeit saust die Solistin, die schon im zarten Alter von zwölf Jahren Pauke und Perkussion spielte, über die Bühne der Frankfurter Alten Oper. Ihr hohes rhythmisches Differenzierungsvermögen und ihr scheinbar unendlich großer Ausdrucksradius sind die Gründe für das Bedürfnis zeitgenössischer Komponisten, dieser Ausnahmerecheinung der Musikbranche neue Stücke zu schreiben. ... Wie gewohnt spielte die Virtuosa mit großer Hingabe und Intensität, was im Publikum einige Begeisterung auslöste...“

Zu einem früheren Konzert, 1999 in der Mainzer Rheingoldhalle, bemerkte eine andere Musikkritikerin:

„Die schottische Schlagzeugin Evelyn Glennie spürt die Musik in ihren Fußsohlen; sie erfasst die Impulse ihrer Mitspieler mit hellwachen, fast saugenden Blicken. In ihren unfassbar schnellen, präzise konturierten Bewegungen scheinen all ihre Wahrnehmungen zusammenzufließen. Es ist, als sondiere sie die Schwingungen des ganzen Raums, um mit ihnen zu jonglieren. Wenn man sie ... erlebt, beginnt man die Musik zu riechen, zu schmecken. Das Publikum spürt das Gehörte als Kraft, die das eigene Ich mit dem Rest der Welt verbindet, indem sie alles gleichermaßen durchpulst.“

Solche enthusiastischen Rezensionen sind keine Ausnahme und auch nicht der Hinweis auf die „hellwachen, fast saugenden Blicke“ Evelyn Glennies. Diese geschärfte Anspannung aller Sinne, nicht nur des Sehens, gehören zur spezifischen Methode der Musikerin, ihr fehlendes Hören zu kompensieren. Sie muss im wahrsten Sinne des Wortes die Augen ganz weit offenhalten und versuchen, auch minimale Schwingungen über ihren Körper wahrzunehmen, damit ein Zusammenspiel mit anderen Musikern überhaupt funktionieren kann. Natürlich wurde und wird die Künstlerin sehr oft auf ihre Gehörlosigkeit angesprochen. Sie versucht möglichst gelassen auf die immer gleichen Fragen zu reagieren. Stets betont sie, dass sie als Musikerin beurteilt werden möchte, und nicht danach, was sie „trotz“ ihres Handicaps leistet. Das ist auch der Grund dafür, dass man auf allen

Booklets ihrer CDs und auf allen Konzertankündigungen vergeblich nach Hinweisen auf ihre Taubheit fahndet. Es ist nicht so, dass Evelyn Glennie dieses „Handicap“ verstecken möchte. Dafür hat sie sich oft genug damit in der Öffentlichkeit – und auch in der 1990 erschienenen Autobiographie „Good Vibrations“ – auseinandergesetzt. Sie will jedoch den Eindruck vermeiden, mit ihrer Behinderung zu werben, bzw. vom Publikum mit einem „Mitleidsbonus“ versehen zu werden, der eine objektive Beurteilung nach musikalischen Maßstäben nicht mehr zuließe. In ihrer Jugend, in der Schule, aber auch später noch an der Musikakademie hat das Nicht-Erwähnen ihrer Gehörlosigkeit Fremden gegenüber zu manchen Missverständnissen Anlass gegeben. Da Evelyn Glennie hervorragend von den Lippen ablesen kann und ihr eigenes Sprechen wohlmoduliert ist, konnte ihre Gehörlosigkeit oft eine Weile unentdeckt bleiben. Gesprächspartner hielten sie nur manchmal für etwas langsam im Kopf, wenn sie beispielsweise plötzlich auf eine Frage keine Antwort mehr bekamen. Der Grund war ganz einfach: Ein Schlegel war zu Boden gefallen, die Musikerin bückte sich danach, sah also nicht mehr ins Gesicht ihres Gegenübers – und hatte so einfach keine Frage „gehört“.

Evelyn Glennie kann detailliert und einleuchtend die Frage nach ihrem speziellen Zugang zur Musik beantworten. Sie erzählt dann von ihren Erfahrungen als Kind, von

Hörerlebnissen, als sie noch nicht völlig ertaubt war. Sie weist darauf hin, dass sie Musik über die Augen erfassen kann, d.h. Noten liest wie andere Leute Bücher. Und sie erwähnt die Tatsache, die auch hörenden Menschen bekannt ist, dass manche Geräusche nicht nur über das Ohr aufgenommen werden, sondern als Vibration vom ganzen Körper empfunden werden. (Im Deutschen gibt es die treffende Redewendung von Geräuschen, die „einem durch Mark und Bein gehen“- was ist das anderes als Geräusche zu „fühlen?“) Mit einer gewissen Portion Ironie behauptet Evelyn Glennie, dass für sie als Schlagzeugin ihre Gehörlosigkeit nur ein geringfügiges Handicap darstellt, nicht gravierender als die Tatsache, dass sie über keine längeren Arme verfügt:

„Ich habe wirklich niemals geglaubt, dass die Probleme, die ich mit meinen Ohren habe, in irgendeiner Weise meine Fähigkeiten als Musikerin beeinträchtigen könnten. Genauso wenig wie ich je geglaubt habe, ich könne keine klassische Solo-Schlagzeugin werden, nur weil es noch niemand vor mir war. Ich war nicht trotz oder wegen meiner Taubheit erfolgreich. Taubheit ist nur ein unwichtiger Teil des Ganzen. Beispielsweise würden einige Dinge beim Spiel einfacher gehen, wenn ich längere Arme und größere Hände hätte. Das könnte ich genauso gut als körperliches Handicap ansehen. Obwohl meine Arme und Hände im Vergleich mit anderen nicht ungewöhnlich sind, muss ich einfach einen Weg

finden, um mit ihrer Unzulänglichkeit zurechtzukommen. Gewiss betrachten viele mein Hören als nicht gewöhnlich, aber für mich ist es das nicht. Ich gehe mit meinem Hören genauso um wie mit der Größe meiner Hände.“ (Übers. H.K.-B.)

Doch wenn die Künstlerin das Gefühl hat, die Fragesteller seien nur noch an ihrer Behinderung, an der Sensation der gehörlosen Musikerin interessiert, dann kann sie auch schon mal sarkastisch werden, wie die genervte Antwort erkennen ließ, mit der sie einen Reporter abblitzen ließ: *„Wenn Sie etwas über Gehörlosigkeit wissen möchten, sollten Sie einen Ohrenarzt interviewen. Mein Fachgebiet ist die Musik.“* (Übers. H.K.-B)

Als den künstlerischen Durchbruch kann man ihr bejubeltes erstes Konzert als Solo-Schlagzeugin in der Londoner Kensington Hall am 27.7.1989 ansehen. „Du hast Geschichte gemacht“, gratulierte ihr ein Freund damals, und er hatte nicht übertrieben: Gerade 24 Jahre alt, noch dazu als Frau, hatte sie als erste Musikerin ein Solo-Konzert für Schlagzeug in diesen altherwürdigen Mauern bravourös gemeistert. Das war schon eine Sensation!

Seit ihren ersten professionellen Auftritten wird Evelyn Glennie mit Preisen überschüttet. Sie nimmt den Ruhm gelassen hin und ruht sich nicht auf ihren Lorbeeren aus. Weiterhin arbeitet sie hart für ihre Auftritte, versucht ihr Spiel immer mehr zu verbessern und lässt sich auf andere,

völlig neue Musikrichtungen und Künstler ein. Sie ist sehr vielseitig, hat schwierige moderne Stücke im Repertoire, aber auch keine Berührungssängste, wenn es darum geht, ihre Virtuosität an eher traditionellen, eingängigen Stücken zu demonstrieren. Zusammen mit ihrem Ehemann Greg Malcangi ist sie eine der gefragtesten und bestbezahlten Komponistinnen für Filmmusik und Werbespots in Großbritannien. Sie bewältigt ein schier unglaubliches Arbeitspensum: Im Jahr ca. 100 Konzerte auf allen Kontinenten der Erde, CD-Einspielungen, Interviews und Fernsehauftritte, Lehrtätigkeit und Mitarbeit an Büchern, beispielsweise an dem auch in Deutschland erschienenen Perkussion-Lehrwerk für Kinder „Beat it!“ Im 1. Halbjahr 2002 wird sie wieder auf deutschen Bühnen zu erleben sein.

Schon 1989 schrieb Evelyn Glennie ihre Autobiographie „Good vibrations“, die wie sie selber sagt, bei einer erst 24jährigen kein Lebensrückblick sein kann, sondern lediglich eine Beschreibung der bis dahin entscheidenden Stationen. Das Buch, von dem es keine deutsche Fassung gibt, war im englischsprachigen Raum sehr erfolgreich und wurde auch ins Japanische übersetzt, wo Evelyn Glennie eine große Fan-Gemeinde hat.

Im Fernsehen machte sie von ihren ersten Auftritten an „eine gute Figur“, plauderte ungezwungen mit Journalisten, gekrönten Häuptern und Berühmtheiten aus aller Welt.

Für die Serie „Soundbites“ im BBB-Fernsehen wurden zwei große Dokumentarfilme über ihr Leben gedreht. Manchmal wundert sie sich selbst, wie leicht ihr im Laufe ihrer steilen Karriere der Umgang mit den vielen fremden Menschen und neuen Situationen fiel. Sie erinnert sich beispielsweise an freundliche Gespräche mit einer interessierten Lady Diana und erzählt in ihrer Autobiographie die Anekdote, wie sie 1984 ein Glückwunschtelegramm zum Gewinn eines bedeutenden Perkussions-Preises von „Charles“ erhielt. Welcher Charles, habe sie sich damals bei einer Freundin erkundigt, kenne ich einen Charles? Die Freundin hat sie dann auf die Adresse des Absenders hingewiesen: „Charles. Buckingham Palace.“ Nicht nur mit vielen berühmten Orchestern, Dirigenten und Musikern ist sie freundschaftlich verbunden, sondern ebenso gehören zu ihrem Freundeskreis etliche (noch) unbekannte Musiker in aller Welt: „Spoken word may be a barrier, but the drums bring us together“ („Sprache kann eine Barriere darstellen, aber die Trommeln bringen uns zusammen“ Übers. H.K.-B.), lautet ihr Credo, und es ist für sie nur konsequent, dass sie auch ihr soziales Engagement nicht auf eine Region oder auf eine bestimmte Randgruppe beschränkt. Sie unterstützt Unicef, zahlreiche Wohltätigkeitsorganisationen für gehörlose Menschen in aller Welt, Vereinigungen, die sich der musikalischen Förderung Hörbehinderter widmen, und ... und...und...

Nicht nur ihre musikalischen Leistungen wurden vielfach honoriert, sondern auch ihre Persönlichkeit ausgezeichnet. Sie ist Inhaberin mehrerer Ehrendokorate und wurde 1989 zur „Schottin des Jahrzehnts“ gekürt. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz vorstellen, als den zwischen der gehörlosen Evelyn Glennie und dem berühmtesten ertaubten Komponisten in der Musikgeschichte, Ludwig van Beethoven: *„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinete... welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte. Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben – nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte...“*

Während sich mit Beethoven die Vorstellung des grimmigen, ob der Behinderung verbitterten Genies verbindet, scheint bei Evelyn Glennie ein fast schon naiv anmutender Optimismus vorzuherrschen, kombiniert mit einer fröhlich zupackenden Art, die sie immer wieder von neuem sagen lässt: *„Don't think about it; do it.“*

Und sie tut es! Und wie sie es tut, das muss man einfach bewundern.

Quellen:

Glennie, Evelyn: Good vibrations. My autobiography. Random Century Hutchinson Group, London, 1990

Homepage: www.evelyn.co.uk.

Bewegende Frauen. Doppelt benachteiligt – doppelt stark! Frauen mit Handicap
In: Aktion Sorgenkind. Das Magazin. Ausgabe 3/98, S.12-19; S.14: Evelyn Glennie

Sandner, Wolfgang: Illusionen für die linke Hand. Wie Musiker mit Behinderungen umgehen.
In: Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit
Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum vom 20.Dez.2000 bis 12.August 2001
Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit, 2001, S.145-151

Risch, Elisabeth: Hören, fühlen, schmecken. Evelyn Glennie und die Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.11.1999, S.65

Budeweg, Harald: Unverwüstlicher Alberich. Evelyn Glennie fegt bravourös über die Bühne der Alten Oper. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.12, 15.1.2000, S.78



Die Schauspielerin Emmanuelle Laborit (*1972)

Anneliese Mayer

► Spätestens seit dem Film „Jenseits der Stille“ ist sie auch in Deutschland keine Unbekannte mehr: Emmanuelle Laborit. In diesem preisgekrönten Film hat die deutsche Regisseurin Caroline Link die Rolle der gehörlosen Mutter mit der gehörlosen französischen Schauspielerin besetzt. Hauptperson des Films ist Lara, ein Mädchen bzw. später eine junge Frau, die gehörlose Eltern hat. Lara wendet sich trotz des Unverständnisses ihres Vaters der Welt der Töne, der Musik, zu. Beide Elternteile werden den Rollen entsprechend von gehörlosen Schauspielern dargestellt.

Ihre „große Rolle“ in einem Spielfilm bekam Emmanuelle Laborit bereits 1996. In der französisch-italienischen Koproduktion „Die stumme Herzogin“ wurde ihr die Hauptrolle zugedacht. Hier konnte sie ihr ganzes schauspielerisches Talent zur Geltung bringen. „Die stumme Herzogin“ ist eine Adaption des gleichnamigen Romans der italienischen Bestsellerautorin Dacia Maraini. Die Geschichte spielt im 18. Jahrhundert und erzählt von der sizilianischen Herzogin Marianna Ucria, die aufgrund ihrer „Sprachlosigkeit“ der Willkür ihrer (männlichen)

Umgebung ausgesetzt ist. Die Rolle der Herzogin scheint ihr auf den Leib geschnitten zu sein, denn Emmanuelle Laborit beweist hier, dass sie eine großartige Charakterdarstellerin ist. Leider ist diese Literaturverfilmung nicht in den (deutschen) Kinos gelaufen und nur ein eingeweihtes Publikum hat die Fernsehausstrahlung zu später Stunde gesehen. Ähnliches wird wahrscheinlich auch ihrem bisher letzten Spielfilm „Stille Liebe“ widerfahren. Wenn diese Produktion überhaupt in die deutschen Kinos kommt, so aller Voraussicht nach in der Vorweihnachtszeit, zu der die Herzen des Publikums für rührende Geschichten empfänglich sind. Für Herbst 2001 ist jedenfalls der Start in den Schweizer Kinos angekündigt.

Emmanuelle Laborit spielt in „Stille Liebe“ eine gehörlose Nonne. Auf der Zugfahrt zu ihrer Arbeit in einem städtischen Obdachlosenasyll lernt die Nonne Antonia den ebenfalls gehörlosen Mikas kennen. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit – oder gerade deswegen – verlieben sich die beiden ineinander. Mikas hat Antonia jedoch nicht die Wahrheit erzählt.

Er gibt vor ein Zirkusartist zu sein – in Wirklichkeit ist er jedoch ein Taschendieb. Eines Tages wird er bei einer Tat ertappt, versucht zu fliehen und kommt ums Leben. Antonia stürzt in eine Krise, aus der sie wieder herausfindet, indem sie sich bewusst macht, welche Möglichkeiten ihr im Leben noch offen stehen. Sie macht sich auf den Weg nach Washington, D.C. um an der Gehörlosenuniversität Gallaudet zu studieren.

Emmanuelle Laborit ist nicht die einzige bekannte hörbehinderte Schauspielerin. In den USA stand Marlee Matlin seit 1986 kontinuierlich fast jedes Jahr vor der Kamera – vorwiegend sind es Thriller, in denen sie die weibliche Hauptrolle einer Gehörlosen spielt. Ebenso häufig ist sie in Theaterinszenierungen zu bewundern. Beide Frauen verbinden Gemeinsamkeiten: Beide standen bereits als Kinder im Rampenlicht des Theaters und beide haben mit dem gleichen Stück bedeutende Kunstpreise erhalten. Die damals 22-jährige Amerikanerin Marlee Matlin bekam 1987 den Oskar für ihre schauspielerischen Leistungen an der Seite von William Hurt in dem Film „Gottes vergessene Kinder“. Diese Liebesgeschichte zwischen einer jungen gehörlosen Frau und einem hörenden Taubstummlehrer schrieb der amerikanische Dramaturg Mark Howard Medoff 1979 ursprünglich für die Bühne. Er sah die weibliche Hauptrolle der Sarah in „Children of a lesser god“ (Originaltitel) für eine stumme Freundin, die Schauspielerin Phylis Frelick, vor.

Emmanuelle Laborit spielt als Zwanzigjährige auf der Bühne die Titelfigur der stummen Sarah, wofür sie 1993 den größten französischen Filmpreis – den „Moliere“ – entgegennehmen kann.

Beide Frauen haben mit ihrer Rolle als Sarah ihre schauspielerische Erwachsenenkarriere begonnen. Beiden ist gemeinsam, dass sie mit ihrem Film- bzw. Theaterpartner für einige Jahre auch eine Liebesbeziehung eingingen.

Da sind aber auch die kleinen Unterschiede zwischen Marlee Matlin und Emmanuelle Laborit: Letztere konnte niemals hören, während Marlee Matlin im Alter von 18 Monaten durch eine Infektionskrankheit das Gehör verlor. Und im Gegensatz zu der Amerikanerin wurde Emmanuelle Laborit in einem gewissen Sinne zu einer Symbolfigur für die Gehörlosen, weil sie ihre Berühmtheit als Schauspielerin damit verbindet, die Anliegen von gehörlosen Menschen an die Öffentlichkeit zu tragen. Sie setzt sich dafür ein, dass die Gebärdensprache als gleichberechtigte Kommunikationsform Anerkennung findet. Die ausschließliche Unterrichtung gehörloser Kinder in der Lautsprache stellt für die Französin eine erzwungene Anpassung an die Hörenden dar.

Welche Person bzw. Persönlichkeit steckt nun hinter der Schauspielerin Emmanuelle Laborit?

Emmanuelle Laborit wird 1972 in Paris geboren. Sie ist das erste Kind eines jungen Studentenpaares: Der Vater Jacques ist Medizinstudent – später wird er als Psychiater und Psychoanalytiker mit einer eigenen Praxis für gehörlose Menschen arbeiten. Die Mutter Anne bricht vor der Geburt ihr Studium ab, um anschließend den Unterhalt der kleinen Familie zu sichern. Sie findet eine Stelle als Lehrerin und unterrichtet Kinder mit psychischen Problemen.

Der Titel des Buches „Der Schrei der Möwe“ verweist darauf, dass Emmanuelle als kleines Kind sehr schrille spitze Schreie von sich gab, ähnliche Laute wie sie auch die Seevögel ausstoßen. Von daher geben ihr die Eltern den Namen „mouette“, die Möwe. „Mouette“ ist dem Wort „muette“ sehr ähnlich, welches im Französischen „stumm“ bedeutet. Noch ahnen die Eltern nicht, dass die Aussagen beider Wörter auf ihre kleine Tochter zutrifft. Bei der kleinen Emmanuelle macht sich bemerkbar, dass sie kein Baby ist, das viel vor sich hinplappert oder lautstark heult.

Als sie neun Monate alt ist, suchen die Eltern einen Spezialisten auf, weil sie beunruhigt sind. Ihre Tochter zeigt auf Geräusche keinerlei Reaktionen. Die ärztliche Diagnose lautet: gehörlos. Nach dem anfänglichen schweren Schock beginnen die Eltern zu akzeptieren, dass Emmanuelle anderes ist

als andere Kinder. Anfangs wissen sie jedoch nicht, welche Möglichkeiten es gibt, damit ihre Tochter sich verständigen kann. Wie wird eine Kommunikation mit den Hörenden, unter denen sie lebt, stattfinden können? Die Spezialisten raten den verunsicherten Eltern, das Mädchen an Hörgeräte zu gewöhnen und eine sehr frühe Sprechförderung zu beginnen. In ihrem Erfahrungsbericht, den die 22-jährige Emmanuelle Laborit veröffentlicht, ist deutlich der Kampfgeist einer jungen Frau zu spüren, die sich gegen die immer wieder erzwungene Anpassung an die Welt der Hörenden auflehnt. Ihre frühe Kindheit schildert Emmanuelle Laborit als sehr isoliert und beängstigend, da sie sich nicht verständlich machen kann. Nur mit der Mutter verbindet sie eine Sprache aus Gesten und Zeichen, die sie als „Nabelsprache“ bezeichnet. Sie ist ein sensibles aufgewecktes Kind, das jedoch in einem inneren Chaos lebt. Das Chaos lässt sich nur durch eine penible äußere Ordnung wieder aufheben. *„Aber ich kann nicht schlafen, ohne daß meine Puppen geordnet sind. Ich muss sie schnurgerade nebeneinanderlegen, die Augen geschlossen, die Decke auf den Millimeter genau, die Arme darüber. Es ist eine diabolische Akribie, während in meinem Kopf völliges Chaos herrscht.“*

Als sie mit fünf Jahren in die Gehörlosenklasse kommt, soll Emmanuelle die Lautsprache lernen und von den Lippen ablesen. Das Sprachtraining erfolgt nach

der Methode Borel Maisonnys. Die Mutter ist mit dabei, wenn die Logopädin mit der Tochter übt, macht die Übungen mit und kann dadurch die unartikulierte Sprache erfassen. Wenn jedoch am Abend der Vater nach Hause kommt und Emmanuelle ihm erzählen möchte, was sie den ganzen Tag über gemacht hat, kann er sie nicht verstehen. Sie empfindet seine Trauer darüber, mit ihr nicht so unmittelbar kommunizieren zu können, wie es ihr mit der Mutter möglich ist. In dieser Zeit wird der Vater zum Ausgeschlossenen.

Emmanuelle bekommt auch ein Hörgerät angepasst, das Geräusche in ihrem Kopf erzeugt, die sich nicht voneinander unterscheiden lassen. Dieses Training wird zu einer quälenden Tortur.

Erst als der Vater durch Zufall im Radio einen Bericht über das Sozial- und Kulturzentrum für Gehörlose hört und Kontakt mit dem Leiter des International Visual Theatre in Vincennes (IVT) - Alfredo Corredo - aufnimmt, verändert sich das Leben des Mädchens. Gemeinsam mit ihr lernen die Eltern die Gebärdensprache, reisen mit ihr nach Washington, in die „Gehörlosenstadt“, die eine eigene Universität für Nicht-Hörende hat, bekannt als Gallaudet. Hier informiert sich die Familie über die weitreichenden Möglichkeiten für Gehörlose.

Emmanuelle ist begeistert, trifft sie doch zum ersten Mal mit erwachsenen gehörlosen Menschen zusammen. Bislang hatte sie die Vorstellung als Kind sterben zu müssen,

da es in ihrer Welt keine Erwachsenen mit ihrer Behinderung gab. *„Zu der Zeit haben wir (ihr kleiner gehörloser Freund und Emmanuelle, AM) noch keine gehörlosen Erwachsenen gesehen und es ist undenkbar, daß man als Tauber groß wird. Kein einziger Anhaltspunkt, kein Vergleich läßt dies zu. Also werden wir ‚scheiden‘, bald ein Ende haben. Kurzum: sterben.“* Sie ist sieben, als sie diese neue Welt, die Welt der Gehörlosen kennenlernt, in der sie sich angenommen und verstanden fühlt. Sie ist fasziniert, dass die Gebärdensprache hier keine Besonderheit ist, sondern zum Alltag gehört: *„Die Sprache wird ganz selbstverständlich und ohne Komplexe benutzt. Niemand versteckt oder schämt sich. Im Gegenteil, die Gehörlosen lassen einen gewissen Stolz erkennen, wie alle haben sie ihre Kultur und ihre Sprache.“* In dieser Zeit wird ihre Schwester Marie geboren. Zu ihr hat sie ein sehr inniges Verhältnis, weil Marie ganz selbstverständlich neben der Lautsprache die Gebärdensprache lernt, die die große Schwester der kleinen beibringt. Aber Emmanuelle benutzt die Schwester auch, in vielerlei Hinsicht. Als Komplizin, als Werkzeug, als selbstverständlich vorhandenes Hilfsmittel, um z. B. über das Telefon Verabredungen zu treffen. Es kommt immer wieder zum Streit zwischen den beiden, der im folgenden Dialog eindrücklich dargestellt ist:



„Marie, telefoniere für mich!“

„Ich habe es satt!“

„Du könntest doch mal an deine taube Schwester denken! Für dich ist es einfach, du läßt mich einfach im Stich!“

„Du spannst mich die ganze Zeit ein!
Du benutzt mich!“

Mit dem Beginn der Pubertät beginnt für Emmanuelle Laborit ein exzessives Leben voller Abenteuer, voller Konflikte mit den Eltern und Lehrern. Sie lehnt die Lautsprache vehement ab, die am Gymnasium praktiziert wird. Sie stellt sich in Opposition, indem sie die aktive Beteiligung am Unterricht verweigert. Sie trifft sich täglich mit einer Clique von gehörlosen Jugendlichen, die ihren Versammlungsort an einer Metrostation hat. Sie geht mit dreizehn Jahren eine Beziehung mit einem gehörlosen Jungen ein, der nicht wie sie aus einem behüteten aufgeschlossenen Elternhaus

stammt. Vielleicht glaubt sie, ihm die Liebe und Zuwendung geben zu können, die ihm bisher nie zuteil wurde. Sie zeigt vier Jahre hindurch Ausdauer, bis sie ihre Enttäuschung, dass er sie hintergeht und belügt, zulassen kann. Sie ist verzweifelt und haltlos.

Hinzu kommt, dass die Eltern sich sehr oft streiten. Diese Auseinandersetzungen enden schließlich mit der Scheidung. Emmanuelle Laborit lässt sich immer mehr außer Kontrolle geraten, sie kennt keine Grenzen mehr. Sie trinkt viel, raucht Joints, Diebstähle in Kaufhäusern werden durchgeführt. Die inneren und äußeren Zerrüttungen lassen nicht zu, dass sie ihr psychisches Gleichgewicht findet. Erst als der Vater sie unnachgiebig auf ihren schlechten Lebenswandel anspricht und sie auf die Konsequenzen hinweist, gelingt es ihr, wieder Fuß zu fassen und die so sehr

gewünschte Freiheit mit Zielen zu füllen. Sie konzentriert nunmehr ihre ganze Energie darauf, ihr Abitur zu machen und ihre berufliche Zukunft auf ihre künstlerische Begabung aufzubauen.

Bereits mit neun Jahren stand sie zum ersten Mal als Mitglied des IVT in einem Kinderstück auf der Bühne. Zudem hatte sie als Kind eine kleine Filmrolle bekommen. Sie ist geschult im Körperausdruck. Mit 17 erfolgen wieder kurze Schauspielauftritte, zuerst mit einer kleinen Szene in einem Film der berühmten Regisseurin und Theaterleiterin Ariane Mnouchkin. Den großen Durchbruch hat Emmanuelle Laborit 1992 – kurz nach ihrem Abitur – mit dem Theaterstück „Kinder des Schweigens“ (französische Übersetzung/Version von „Gottes vergessene Kinder“). Die Hauptperson dieser Liebesgeschichte – die gehörlose Sarah, die sich nicht die Lautsprache von dem Mann, der sie liebt, aufzwingen lässt – kann sie sehr überzeugend darstellen. Die Inszenierung bringt ihr und dem Regisseur und männlichen Hauptdarsteller Jean Dalric den „Moliere“ ein. Und wie auf der Bühne so auch im wirklichen Leben wird aus den beiden ein Liebespaar. Diese Episode aus ihrem Leben erzählt Emmanuelle Laborit so herzergreifend, dass bei der Leserin der Verdacht aufkommt, ein Kapitel aus einem Groschenroman des dafür bekannten Verlages Bastei-Lübbe wäre versehentlich in die Autografie gerutscht. Das passt so gar nicht zu der Frau, die durchsetzungs-

fähig und selbstbewusst ihren Weg geht. Emmanuelle Laborit ist ihrer künstlerischen Heimat treu geblieben. Auch heute noch tritt sie in Stücken des IVT auf. In Deutschland gastierte sie mit ihren KollegInnen als „Antigone“ am Hebbel-Theater in Berlin. Wie sehr die junge Frau von den Ideen des International Visual Theatre beeinflusst ist, wird deutlich, wenn wir uns die Geschichte des Theaterprojektes vergegenwärtigen. Es wurde 1976 von einer Gruppe Gehörloser gegründet.

„Um den amerikanischen gehörlosen Künstler Alfredo Corrado herum bildete sich in Vincennes ein Theaterprojekt sowie eine Theaterwerkstatt für gehörlose Kinder. Seitdem hat das IVT seine Aktivitäten ausgebaut und betreibt heute auf dem Schloss von Vincennes die Kultur- und Bildungseinrichtung ‚Centre Socio Culturel de Sourds‘. Bekannt geworden ist das IVT durch seine kraftvollen und ausdrucksstarken Inszenierungen. Das Ensemble tourt mit seinen Theater- und Tanzproduktionen durch ganz Europa und die Vereinigten Staaten. Gehörlose Künstler aus der ganzen Welt treffen sich im Schloss von Vincennes zu Workshops und Seminaren. Das IVT widmet sich neben der Theaterarbeit der Erforschung und Verbreitung der französischen Gebärdensprache. Das erste Unterrichtsprogramm und die ersten Wörterbücher in französischer Gebärdensprache wurden von Mitgliedern des IVT entwickelt.“ Das IVT hat viele Preise für seine Inszenierungen erhalten. Fünfzehn Schauspielerinnen und Schauspieler gehö-

ren derzeit zum festen Emseple des IVT, wovon acht eine Hörbehinderung haben. Das erste Mal, dass ich den Namen Emmanuelle Laborit las, war in einer Mitteilung in der taz vom 22.11. 1993. Dort stand unter der Überschrift: „Gehörlosen-Demo in Paris“: *„Im Pariser Stadtzentrum haben am Samstag nachmittag rund 800 Gehörlose gegen die Missachtung ihrer Anliegen im öffentlichen Leben demonstriert. Sie machten mit Trillerpfeifen und schrillen Schreien auf sich aufmerksam. Auf Transparenten wie, Wir sind keine Versuchskaninchen‘ und, Wir sind keine Behinderten‘ verlangten sie den Verzicht auf chirurgische Eingriffe zur Überwindung ihrer Hörprobleme. Trotz langer Verhandlungen wurden sie nicht im Rathaus von Paris empfangen. Die Demonstranten erhielten Unterstützung von der ebenfalls gehörlosen Schauspielerin Emmanuelle Laborit, die seit einer Moliere-Inszenierung * in diesem Jahr in Frankreich berühmt ist. Wir haben eine richtige Sprache, wir wollen nicht länger unterdrückt werden‘, gab Laborit in Zeichensprache zu verstehen. Sie forderte, daß bei gehörlosen Kleinkindern keine chirurgischen Eingriffe zur Implantation von Gehör-Prothesen mehr vorgenommen werden. Die Eltern solcher Kinder folgten ausschließlich ihrer Vorstellung, daß das Kind hören müsse, beachteten aber nicht das Recht des Kindes. Die Operation könne bei den kleinen Patienten schwere Schäden verursachen, von psychischen Störungen bis zur Entstellung der Gesichtszüge.“*

Immer wieder geht Emmanuelle Laborit in den 80er und zu Beginn der 90er Jahre zusammen mit anderen Gehörlosen auf die Straße und demonstriert für die Anerkennung der Gebärdensprache. Bis 1991 war die Gebärdensprache in Frankreich nicht anerkannt. Wie Emmanuelle Laborit selbst erfahren musste, wurde bis dahin in den Gehörlosenschulen nur die Lautsprache vermittelt. Den Hörbehinderten stand auch zur Unterstützung der Verständigung mit Hörenden kein Gebärdendolmetscher zur Verfügung. Diese absolute Orientierung auf die Lautsprache ist eine Fortdauer der „Behindertenpädagogik“ aus dem 19. Jahrhundert, als die Überzeugung herrschte durch entsprechende Förderung bestehe die Möglichkeit, behinderte Menschen zu gesellschaftlich produktiven und leistungsfähigen Mitgliedern zu machen. Sie wurden zuerst ausgesondert, bekamen eine „Sonderbehandlung“ und wenn sie weitestgehend an die Norm angepasst waren, wurden sie wieder „eingegliedert“. Eine Vorgehensweise, die individuelle Fähigkeiten und Besonderheiten unberücksichtigt lässt. Und dabei hat es im 17. und 18. Jahrhundert bereits fortschrittliche Ansätze gegeben. Emmanuelle Laborit beschreibt diese sehr anschaulich: *„Als ein spanischer Mönch 1620 die Grundformen der Gebärdensprache erfand, die der Abt de l'Épée später weiterentwickelte, bestand kein Zweifel, daß die wunderbare Hoffnung, die sie der Welt der*

Gehörlosen geschenkt hatten, sich ungeheuer ausbreiten würde. Der Abt hatte ein Institut gegründet, das sich speziell der Unterweisung Gehörloser widmete.

Im 18. Jahrhundert war er so bekannt, daß sogar König Ludwig XVI kam, um seine Lehrtätigkeit zu bewundern. Es war eine Revolution, die ganz Europa interessierte.“

Ohne die Ausdauer, mit der Menschen wie Emmanuelle Laborit ihre subjektive Erfahrung des Ausgeschlossen-Seins an die Öffentlichkeit tragen, hätte es in den letzten Jahren keine Verbesserungen der Rechte von Gehörlosen gegeben. Eltern haben inzwischen die Wahl, ob sie ihr Kind in der Laut- oder in der Gebärdensprache unterrichten lassen. Hörbehinderte können inzwischen bei wichtigen Verhandlungen und Behördengängen einen Gebärdendolmetscher hinzuziehen und bekommen die Kosten erstattet. Das sind wichtige Schritte zum Abbau der Diskriminierung hörbehinderter Menschen. Aber um die volle Anerkennung der Gebärdensprache zu erreichen, müssen noch viel Aufklärungsarbeit geleistet und Denkanstöße bei Hörenden initiiert werden.

In dem Dokumentarfilm „Die Sprache der Stille“ werden neben Emmanuelle Laborit noch drei weitere gehörlose KünstlerInnen porträtiert: die Schlagzeugin Evelyn Glenie, die Flamenco-Tänzerin Maria Conchita Gil und der Pantomime Joel Challude. Sie alle zeigen ihre unterschiedliche Umgangsweise mit der Behinderung, ihre unter-

schiedliche Art der Wahrnehmung und des Ausdrucks. Aus diesem Film möchte ich zum Schluss noch Emmanuelle Laborit zitieren und zum Nachdenken einladen:

„Stille kann man nicht ausdrücken, weder mit Worten noch mit Gebärden. Es ist etwas tief in dir drin. Hörende glauben, sie könnten sich unsere Stille vorstellen, aber sie haben sie nie erfahren: In ihrer Welt ist immer Lärm, irgendein Geräusch. Auch draußen auf dem Land: du hörst den Wind, das Rascheln der Blätter, das Knistern von brennendem Holz im Ofen. Immer ist da irgendein Geräusch, auch wenn es anscheinend still ist. Hörende haben eine falsche Vorstellung von der Stille der Gehörlosen. Hörende setzen unsere Stille häufig gleich mit einer Art Dunkelheit, völliger Finsternis. Aber sie irren sich. Ich lebe nicht in einer Finsternis, meine Stille ist voller Farben, Eindrücke, Schwingungen: Es gibt einen inneren Klang, den jeder von uns hört und den keiner definieren kann.“

* gemeint ist hier die Verleihung des Moliere-Preises für die Rolle der Sarah in „Kinder des Schweigens“

Quellen:

Emmanuelle Laborit: Der Schrei der Möwe, Gustav
Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach 1995

„Die Sprache der Stille“, Dokumentarfilm. Schweiz,
1995

Homepage von Eucra, Friedensallee 45, 22765
Hamburg. www.eucra.de

Homepage des IVT: www.ivtscs.org



Selbstbewusst, engagiert und blind – die Begründerin der ersten Blindenschule in Tibet

Sabriye Tenberken (*1970)

► Bevor Sabriye Tenberken im Sommer 1997 das erste Mal allein nach Tibet aufbrechen konnte, hatte sie viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Ihre Idee, unbegleitet aufs „Dach der Erde“ zu reisen, war allenthalben auf große Skepsis gestoßen. Stürzte sie sich da nicht vielleicht doch in ein zu großes Abenteuer? Ausgerechnet Tibet! Geographisch fast am anderen Ende der Welt, relativ wenig erforscht und bereist, politisch unruhig, außerhalb der Städte ohne nennenswerte Infrastruktur. Eine blinde junge Frau allein in diesem Land, von dem bekannt ist, dass es kein „leichtes Ziel“ ist. Die „Autonome Republik Tibet“ ist etwa dreieinhalbmal so groß wie die Bundesrepublik, hat aber nur ca. 2,4 Millionen Einwohner. Es ist das größte und mit einer durchschnittlichen Höhe von 4500 Metern das extremste Hochland der Erde. Die Lebensbedingungen sind überaus hart: Im Nordwesten erstreckt sich auf 4800 Meter Höhe eine 1300 Kilometer lange trockene, felsige Wüste. Außer der Hauptstadt Lhasa (150.000 Einwohner) gibt es kaum große Städte. In den Tälern siedeln Bauern, auf den unwirtlichen Hochebenen leben Nomaden mit ihren Jak-

Schaf- und Ziegenherden. Die Höhenlage bewirkt, dass es in Tibet verhältnismäßig kalt ist, im Winter halten sich die Temperaturen oft über Wochen bei minus 30 - 40 Grad. Erschwert werden die Lebensbedingungen durch den starken Wind, der Sand und Staub mit sich führt. In der Regenzeit wiederum werden oft Hänge unterspült und Straßen unpassierbar. Mit dem chinesischen Einmarsch 1951 hat das Land seine Unabhängigkeit verloren, Zehntausende von Exiltibetern leben seitdem im Ausland, einschließlich des 14. Dalai Lama, des religiösen Oberhauptes Tibets, der weltweit für seine Überzeugung des gewaltfreien Widerstandes hohe Achtung genießt. Die tibetische Kultur, d.h. vor allem der prägende tibetische Buddhismus, auch Lamaismus genannt, wurde besonders während der chinesischen „Kulturrevolution“ in den sechziger Jahren verfolgt und teilweise vernichtet. Erst 1980 wurde das „verbotene Land“ zuerst für Gruppen, ab 1984 auch für Einzelpersonen geöffnet. Von der Faszination, die Tibet seit Jahrzehnten auf viele Europäer ausübt, zeugen zahlreiche Fotobände und Rei-

seberichte, Veröffentlichungen zur tibetischen Mystik und seit neuestem auch Kriminalromane, in denen Tibets Berge und buddhistische Klöster der exotische Schauplatz unerklärlicher Geschehnisse sind. Vielleicht nicht ganz zufällig, denn von „Sicherheit“ im landläufigen Sinne kann auch heute in Tibet noch keine Rede sein: Alles, was mit Tourismus zusammenhängt, ist ständigen Änderungen unterworfen: Routen und Orte werden gesperrt und geöffnet; Privatleute dürfen Ausländern nur mit behördlicher Genehmigung ein Quartier geben, in Lhasa gegebene Versprechungen gelten in anderen Landesteilen nicht und umgekehrt. Sabriye Tenberken bekam diese Unwägbarkeiten des öfteren zu spüren, beispielsweise, als sie im Frühjahr 2000 überraschend erst vier Wochen in Nepal auf die Einreisegenehmigung nach Tibet warten musste, dann aber genauso unerwartet die Nachricht erhielt, dass ihre Schule in Lhasa nun nicht mehr nur geduldet, sondern von der Regierung ausdrücklich erwünscht war. Doch wir greifen vor. 1997 musste die blinde Tibetologiestudentin erst noch allen Bedenkenträgern beweisen, dass sie mehr wollte als sich, wie ihr damaliger Freund meinte, auf einen unverantwortlichen „Ego-Trip“ begeben. Selbstbewusste Behinderte, schön und gut, wird sich mancher damals gedacht haben, aber man kann's mit der Demonstration der Unabhängigkeit auch übertreiben. Was die junge Tibetologiestudentin da nämlich

plante, war eine riskante Unternehmung, nicht nur für eine Blinde. Auch „normale“ Tibet-Urlauber machen sich selten allein auf den Weg, um das Land abseits der bekannten Touristenrouten zu erkunden. Doch Sabriye Tenberken blieb stur. Außerdem konnte sie einiges aufzählen, was sie mehr als andere befähigte, sich auf dieses Abenteuer einzulassen:

Sie reiste nicht das erste Mal nach Asien, schon einige Jahre zuvor hatte sie sich für ein paar Monate in China und Nepal aufgehalten, 1994 war sie mit ihrer Mutter in Tibet gewesen. Sie spricht Englisch, hatte in einem mehrwöchigen Crashkurs Chinesisch gelernt und sie beherrschte als Studentin der Tibetologie und der Zentralasiatischen Wissenschaften einigermaßen die tibetische Sprache. Vor allem brachte sie das nötige Selbstvertrauen mit, auch in schwierigsten Situationen nicht aufzugeben. *„Ich muss auf den Zufall vertrauen und einfach flexibel sein.“* An dieser fast schon naiv klingenden Maxime hielt sie fest und erläuterte beispielsweise einem Flughafenmitarbeiter, der nicht glauben wollte, dass sie sich allein auf Tour begab: *„Wenn ich nicht allein sein möchte und Hilfe brauche, dann bin ich auch nicht allein. Stellen Sie sich mal mit einem Blindenstock an einen belebten Ort. In China wimmelt es doch nur vor Menschen. Ich garantiere Ihnen: Innerhalb von zehn Minuten werden Sie von jemandem angesprochen.“*

Und doch immer wieder der Einwand: Die Menschen sind nicht immer nett und gut, man kann deine Blindheit ausnutzen, um dir irgendetwas unterzuschieben, du siehst nicht, wenn sich dir jemand in böser Absicht nähert, und dann die tausend kleinen Gefahren, die unbefestigten Wege, die hohen Berge....

Vielleicht wird Sabriye Tenberken an diesem Punkt gelacht haben: Die hohen Berge, die imposante Landschaft und fremde Kultur, genau das war es doch, was sie an Tibet gereizt hatte, seit sie damals in der 10. Klasse als Schülerin des Marburger Gymnasiums für Blinde eine Tibetausstellung besucht hatte. Und dann war da noch etwas, was Sabriye Tenberken nicht mehr losließ: Sie hatte erfahren, dass es in Tibet viermal so viel Blinde geben sollte wie in anderen Ländern, man schätzt ca. 10.000 Menschen. Die Hauptgründe für die überdurchschnittlich hohe Zahl sehgeschädigter und blinder Tibeter sind die mangelhafte Ernährung (Fehlen von Vitamin A) und das extreme Klima. Bedingt durch die Kohle- und Yakdung-Beheizung entsteht sehr viel Ruß, dazu kommen Wind und Staub und die starke UV-Strahlung - und das alles bei mehr als mangelhaften hygienischen Bedingungen und völlig unzureichender medizinischer Versorgung. Die Situation der blinden Menschen genauer zu erfassen, war Sabriye Tenberkens Hauptanliegen bei ihrer Reise, und es war ihr auch schon durch den Kopf gegangen, ob sie nicht eine Art Schulungs-

projekt für Blinde initiieren könnte. Doch wie sie das konkret umsetzen sollte, war ihr damals, als sie zu ihrer Reise aufbrach, noch nicht klar. Um Genaueres zu erfahren und Kontakt zu blinden Tibetern zu bekommen, musste sie erst vor Ort das Land erkunden, vor allem auch weniger zugängliche Regionen außerhalb der Städte. Sabriye Tenberkens Unternehmung erinnert zum Teil an das Abenteuer einer anderen bedeutenden Tibet-Begeisterten: Verkleidet als bettelnde Pilgerin hatte die Französin Alexandra David-Néel (1868-1969) als erste Frau 1923/24, nach einem monatelangen extrem gefährlichen Fußmarsch, die für Ausländer damals noch „verbotene Stadt“ Lhasa erkundet. Sabriye Tenberken reiste nicht wie ihr berühmte „Kollegin“ zu Fuß, aber auch ihre Reise war alles andere als bequem. Um entlegene Dörfer 170 Kilometer von Lhasa entfernt zu erreichen, mieteten sie, eine Freundin und zwei tibetische Begleiter Pferde und ritten über schmale, steile Straßen, z.T. an gefährlichen Abhängen vorbei. Wie Alexandra David Néel 70 Jahre zuvor stießen sie bei ihrer Reise auf viel Armut und Aberglauben, wurden z.T. neugierig bestaunt, auch manchmal grob abgewiesen und mit Hunden verjagt. Doch als sich herumgesprachen hatte, dass sich die junge blinde Ausländerin um blinde tibetische Kinder kümmern wollte, änderte sich die Haltung der Einheimischen rasch. Sie waren sehr offen für Sabriye Tenberkens Idee einer

Blindenschule, denn bisher waren tibetische Blinde in keiner Weise schulisch gefördert worden. In Lhasa hatte Sabriye Tenberken blinde Kinder gezeigt bekommen, die zum Betteln auf die Straße geschickt wurden oder sogar ausgesetzt worden waren. Einige blinde Kinder auf dem Land hatten mit vier Jahren noch nicht laufen gelernt, da sie „zu ihrem eigenen Schutz“ ans Bett gefesselt waren, andere, ältere, hatten sich resigniert dem Alkohol ergeben, wieder andere waren immerhin soweit in die Dorfgemeinschaft integriert, dass sie als Hirten arbeiten konnten. Für die Eltern all dieser Kinder bedeutete die Aussicht auf Förderung einen ersten Lichtblick, denn zuvor hatte es keine Alternative gegeben zu einer lebenslangen Abhängigkeit der Blinden von ihrer Familie. Sabriye Tenberken wusste nach ihrer Erkundungstour genau, dass es genug Blinde gab, die sehnlichst darauf warteten, etwas lernen zu dürfen. Ihre Aufgabe war es jetzt, Unterstützung für das Projekt „Blindenschule“ zu finden: die Einwilligung der chinesischen Behörden, finanzielle Mittel, die sie durch Spenden aufzutreiben gedachte und geeignete Räume in Lhasa. Dass sich eine Schule nur zentral einrichten ließ, mit Internatsunterbringung der Kinder, war für sie angesichts der Größe des Landes und der dünnen Besiedlung keine Frage. Auch war ein Mindestmaß an Infrastruktur unverzichtbar. Es gab bürokratische Schwierigkeiten zu überwinden, doch wider Erwarten funktionierte die Zusammenarbeit mit dem

chinesischen Behindertenverband sehr gut, vor allem auch mit dessen Leiter, Deng Pu Fang, dem Sohn des früheren Spitzenpolitikers Deng Xia Ping, der bei Auseinandersetzungen während der Kulturrevolution schwer verletzt worden war und seitdem auf den Rollstuhl angewiesen ist. Sabriye Tenberken kümmerte sich um die Finanzierung und hatte 1998 genug Gelder zusammen für die Errichtung einer Schule, die zunächst einem Waisenhaus angegliedert war. Sie begann mit sechs Kindern, unterrichtete zusammen mit einem weiteren Lehrer und hatte eine „Hausmutter“ als Unterstützung. Die Kinder sollten während einer ein- bis zweijährigen Schulzeit befähigt werden, Techniken anzuwenden, die ihnen zu mehr Selbständigkeit verhalfen. Dazu gehören das Erlernen der Blindenschrift in Tibetisch, Chinesisch (Amtssprache) und Englisch (wichtig für den Besuch einer weiterführenden Schule), und – ähnlich wie in ihrer früheren Marburger Blindenschule – Lebenspraktische Fertigkeiten und Mobilitätstraining. Die Kinder erlebten zum ersten Mal, dass man ihnen etwas zutraute und sie als Person ernst und wichtig nahm. Immer wieder musste Sabriye Tenberken sich gegen den Vorwurf zu Wehr setzen, sie als Blinde sei ungeeignet für die Leitung eines solchen Projektes und sie arbeite viel zu dilettantisch. Der deutsche Trägerverein verzögerte die Auszahlung von Entwicklungshilfegeldern, Fachleute mit „Helfersyndrom“ sagten Sabriye Tenberken, was



sie alles falsch machte und Journalisten ohne Drehgenehmigung gefährdeten das Projekt: Ausländern kann sehr schnell die Aufenthaltserlaubnis entzogen werden. Sie musste sich auch den Vorwurf anhören, ob es wirklich sinnvoll war, die Kinder aus den Familien zu holen und sie ihrer ursprünglichen Umgebung zu entreißen. Und warum musste sie sich ausgerechnet in Tibet engagieren? Gab es nicht genug Hilfsbedürftige auch bei uns in Deutschland? Warum überließ sie so etwas nicht anerkannten Hilfsorganisationen? Gebetsmühlenhaft (Gebetsmühlen sind eine tibetische Erfindung!) entgegnete sie: Den Blinden hier geht es schlechter als vielen in anderen

Teilen der Welt. Ich bin selbst blind, deshalb kann ich sehr gut beurteilen, wie man am besten und konkret hilft. Natürlich könnten große Hilfsorganisationen ein solches Projekt machen, aber sie haben es eben bisher nicht getan, sondern es war meine Idee; man muss flexibel sein und kann nicht nach einem Schema vorgehen... In den ersten schwierigen Monaten der Aufbauphase hatte Sabriye Tenberken unerwartet Hilfe bekommen von Paul Kronenberg, einem Holländer, den sie 1997 in Tibet kennengelernt hatte, und der die Schulgründung mit viel Sachverstand begleitete. Seitdem er sie davon überzeugt hatte, dass er sie nicht aus „Mitleid“ unter-

stützte, leben und arbeiten Sabriye Tenberken und Paul Kronenberg zusammen. Auch von den Eltern in Deutschland wurde Sabriye Tenberken ermutigt, sie wurden zu engagierten Förderern des Projektes. Die Mutter hatte den Wunsch ihrer Tochter nach abenteuerlichen Reisen stets gut nachvollziehen können, war sie doch selbst als Studentin zwei Jahre in der Türkei unterwegs gewesen. Zusammen mit Paul Kronenberg unternahm Sabriye Tenberken seit Ende 1999 etliche Spendentouren und Lesereisen. Im Jahr 2000 hat sie zwei Bücher veröffentlicht, in denen sie unterhaltsam, spannend und ohne jede Selbstbeweihräucherung ihre Schulgründung schildert: „Mein Weg führt nach Tibet“ und ein aufwendig illustriertes informatives Kinder-Sachbuch: „Tashis neue Welt. Ein blinder Junge zeigt uns Tibet.“ Aus beiden Büchern erfährt man ganz nebenbei viel Interessantes über das Leben mit Blindheit. Man fragt sich angesichts des in manchen Medien spektakulär beschriebenen Projekts - „Blinde Europäerin allein im Tibet unterwegs, um versteckten Behinderten das Licht zu bringen“ -, woher die junge Frau ihren Mut und das Selbstbewusstsein bezogen hat, sich auf die nicht ungefährliche Tibet-Unternehmung einzulassen. Der Blick auf ihre Biographie kann vielleicht weiterhelfen: 1970 wurde Sabriye Tenberken in Bonn geboren. Als sie zwei Jahre alt war, wurde ihre Sehbehinderung festgestellt. Sie litt an einer fortschreitenden Netzhautablösung,

mit zwölf Jahren war sie blind. Als Kleinkind soll sie viel geschrien haben. Heute vermutet Sabriye Tenberken, dass der Grund dafür ihr Zorn und ihre Enttäuschung war, wenn sie das Gefühl hatte, dass sie vieles nicht mitbekam oder wenn man sie für „schwer von Begriff“ hielt. Die Eltern entschieden sich bewusst für eine integrative Grundschule, wo das Mädchen zusammen mit ihren sehenden Freundinnen unterrichtet werden konnte. Im Nachhinein sieht Sabriye Tenberken diese Zeit mit gemischten Gefühlen: Zwar habe sie dort gelernt, sich in der Welt der Sehenden zurechtzufinden, andererseits aber immer das Gefühl gehabt, nicht richtig dazuzugehören. Missverständnisse gab es auf beiden Seiten. Manchmal, wenn sie stolperte oder sich unsicher bewegte, hörte sie andere Kinder hinter ihrem Rücken tuscheln: „Hat die denn keine Augen im Kopf? Ist die blöd oder was?“ Die Lehrer hingegen behandelten sie besonders freundlich, sie bekam immer „das größte Stück Kuchen“, aber diese „Sonderbehandlung“ empfand sie als „Getue“. Und dass die Mitschülerinnen nicht immer sehr schonend mit ihr umgingen, erlebte sie auch, etwa wenn diese sie, ihre Blindheit ausnutzend, zu Bemerkungen über vermeintlich nicht anwesende Dritte provozierten. Mit zwölf Jahren wechselte sie auf das Blindengymnasium in Marburg. Entscheidende Jahre begannen, „nicht nur für eine optimale Ausbildung, sondern auch für die Stärkung meines Selbstbewusstseins.“

Hier lernte sie unter anderem die sogenannten „Lebenspraktischen Fertigkeiten“, die ihr später so sehr bei ihrer Expedition durch Tibet zugute kommen sollten. Über ihre Marburger Zeit schrieb sie später anerkennend:

„Erst da erlebte ich, dass ich eine unter vielen war und dass ich mich über meine Erfahrungen mit anderen blinden Schülern austauschen konnte. Hier wurde ich von Lehrern und Mitschülern ernst genommen und hatte bald gute Freunde, die mich nicht absonderlich fanden.

Ich lernte mit Hilfe der Brailleschrift Lesen und Schreiben, lernte, mich mit einem Stock in fremder Umgebung zurechtzufinden, lernte Kochen, Einkaufen und zudem die verschiedensten Sportarten wie Skifahren, Reiten und Kajakfahren. Bald hatte ich das Gefühl, wenn ich nur die geeigneten Hilfsmittel benutzte und mir die entsprechenden Methoden aneignete, stünde mir die ganze Welt offen... Ohne die intensive Förderung durch versierte Lehrkräfte hätte ich nie erfahren, was Gleichberechtigung eigentlich ist“.

Nach dem Abitur verbrachte sie zunächst ein Jahr in den Vereinigten Staaten – einem Land, in dem die Integration Behinderter bei weitem fortgeschrittener ist als in Deutschland – und setzte es dann durch, Tibetologie in ihrer Heimatstadt Bonn zu studieren. Vergeblich die Ratschläge, dass es doch in anderen Studiengängen, etwa bei den Juristen oder Sozialpädagogen, wesentlich bessere Bedingungen für blinde Studie-

rende gäbe. Sie solle doch bedenken, ein so schwieriges Studium, die schlechten Berufsaussichten...

Doch Sabriye Tenberken schrieb sich für Zentralasien-Wissenschaften mit den Schwerpunkten „Tibet“ und „Mongolei“ ein. Sie arbeitete drei Semester lang als studentische Behindertenbeauftragte im Asta, dem Allgemeinen Studierenden Ausschuss der Universität Bonn, war ein Jahr lang stellvertretende Asta-Vorsitzende und saß als Vertreterin der Alternativen Fachschaftsliste im Senat der Universität.

Dass das Studium schwierig war, musste Sabriye Tenberken nach kurzer Zeit zugeben. In ihren Nebenfächern Philosophie und Soziologie konnte sie sich die benötigte Literatur entweder vorlesen lassen oder mit Hilfe eines Computers mit Scanner und spezieller Sprachausgabe zugänglich machen. In Tibetologie aber galt es fremde Schriftzeichen zu entziffern. Da ihr niemand vom Zentralasiatischen Seminar ständig helfen konnte, musste sie sich eines so genannten Optacons bedienen. Dieses kleine Gerät mit eingebauter Kamera wandelt gedruckte Schrift in Impulse um und überträgt diese mittels winziger Nadeln auf den Zeigefinger. Das Lesen mit Optacon ist ermüdend und es geht nicht ohne Geräusche vonstatten. Die MitstudentInnen in der Bibliothek fühlten sich an einen Zahnarztbohrer erinnert und flüchteten manchmal entnervt. Diese für alle unbefriedigende Situation ließ Sabriye

Tenberken erfinderisch werden. Sie wollte schneller und unabhängiger mit den tibetischen Texten arbeiten können. Und sie ersann ein Verfahren, dass die Basis für alle ihre weiteren Unternehmungen in Tibet schuf: Aufbauend auf der „normalen“ Punkt-schrift für Blinde entwickelte sie eine Blindenschrift für das Tibetische. Was sich so einfach anhört, stellt doch eine ungeheure Leistung dar, denn die tibetische Sprache wird nicht wie unsere Schriftsprache streng linear wiedergegeben, sondern um einen der 30 Konsonanten herum, die auch Silben darstellen, können vier verschiedene Vokale, je nach Bedeutung darüber oder darunter, rechts oder links davon, notiert werden. Das System, das die blinde Studentin zunächst nur für ihre eigenen Zwecke entwickelt hatte, erwies sich als überaus nützlich. Zwar musste sie sich unbekannte Texte immer noch per Optacon erschließen, aber sie konnte sich nun selbst eine schnelle Braille-fassung davon erstellen und mit dieser arbeiten. Auch hatte sie nun keinerlei Mühe mehr, Diktaten zu folgen, da sie diese auf ihrer Blindenschriftschreibmaschine mitschreiben konnte. Nach einigen Semestern wurden Professoren und Dozenten am Fachbereich auf ihr System aufmerksam und ein tibetischer Gelehrter ließ es sich erklären. Da bisher noch keine Blindenschrift für die tibetische Sprache existierte, hatte er als erster die Idee, das System in Tibet selbst zu verbreiten. Sabriye Tenberken war über diese Aussicht „von den

Socken. Ich wollte doch immer nach Tibet gehen, um dort etwas Sinnvolles auf die Beine zu stellen. Und was war nahe liegender, als blinde Menschen in meinem eigenen Lese- und Schreibverfahren zu unterrichten?“

An diesem Ziel hält sie seither fest, und trotz einiger ernüchternder Erfahrungen hat sie erreicht, was zunächst nur eine vage Idee war.

Nach ihrer Expedition von Mai bis August 1997 reiste sie nach Deutschland zurück und hatte 1998 genug Geld zusammen, um die erste Blindenschule Tibets in Lhasa zu gründen. Zu Jahresbeginn 1999 konnte sie in Lhasa ein eigenes Schulgebäude erwerben, das ihr eine adlige Familie zu günstigen Konditionen überließ. 17 Schülerinnen und Schüler werden dort mittlerweile von zwei tibetischen Lehrkräften unterrichtet; die von ihr entwickelte Blindenschrift wurde offiziell anerkannt. Es ist geplant, eine Einrichtung zur beruflichen Förderung blinder Jugendlicher und Erwachsener anzugliedern und das ganze Projekt nach einigen Jahren ganz in tibetische Hände zu geben. Nach einer Pressemitteilung im Sommer 1997 waren allmählich die Medien aufmerksam geworden, es erschienen Artikel in verschiedenen Zeitungen. Im November 1999 war Sabriye Tenberken im deutschen Fernsehen zu Gast bei Alfred Biolek, im Frühjahr 2000 erhielt sie für ihr soziales Engagement den Elisabeth-Norgall-Preis des „International Women’s Club of Frankfurt“, im Dezember 2000 wurde ihr bei einer Live-Gala

im Fernsehen der Charity-„Bambi“ verliehen. N3 zeigte im Januar 2001 den Dokumentarfilm „Sabriye – Die Glücksblume. Als blinde Lehrerin in Tibet“. „Kelsang Meto“ – Glücksblume, so wird Sabriye Tenberken in Tibet genannt. Dieser Name dürfte für sie eine der schönsten Auszeichnungen sein. Sabriye Tenberken ist ein Medienereignis geworden. Sie geht souverän mit der Tatsache um, dass sich ein Teil des Erfolges ihres Projekts ihrer eigenen Blindheit verdankt.

„Blindheit ist für mich keine Behinderung, ich sehe sie sogar als Chance“, äußerte sie einmal. Sie weiß, dass man sich als Blinde die Welt manchmal schöner ausmalen kann als sie in Wirklichkeit ist. Und sie akzeptiert die Tatsache, dass sie zwar mit den ihr zur Verfügung stehenden Sinnen eine neue Umgebung aufnehmen kann, dass das „Sehen“ jedoch nur in ihrer Vorstellung passiert, die sich aus Erlerntem und Erfahrungen zusammensetzt.

Mit dem ihr eigenen Humor schildert sie, wie sie so auch gelegentlich zum „Opfer“ ihrer Phantasie werden kann: „*Ich habe oft das Gefühl, sehen zu können, sobald Farben bei einer Landschaftsbeschreibung eine wichtige Rolle spielen. Und genauso ging es mir auch auf der Reise zum Namtso mit Thierry: Der Namtso ist ein etwa 80 Kilometer breiter Salzsee, der auf 4700 Meter Höhe liegt. Mich interessierten am Namtso...die Mannigfaltigkeit der Farben, von denen jeder schwärmt, der einmal dort war.*

Wir waren bereits einen ganzen Tag über sandige Hubbelpisten bergauf und bergab gefahren, als Thierry plötzlich beglückt ausrief: „Da ist er! Schnell, schnell, den Fotoapparat!“

Und während Thierry, begleitet von dem ‚klick-klick‘ seiner Kamera, die Landschaft pries, schaute ich aus dem Fenster und genoss das Bild, dass sich langsam vor meinen Augen entfaltete. Vor uns erstreckte sich eine riesenhafte, grünblaue Wasserfläche. Am Ufer, das ganz mit Salz überzogen war und in der Abendsonne so weiß wie Schnee glitzerte, leuchtete das Wasser hell türkisfarben. Zur Mitte hin färbte sich der Namtso tief dunkelgrün und dunkelblau, und weiter in Richtung Horizont schimmerte das Wasser hellblau, um in der Ferne mit dem strahlenden Blau des Abendhimmels zu verschwimmen.

Die Berge und Sanddünen ringsum wurden von der Sonne angestrahlt und leuchteten goldgelb, braun und feuerrot. Und da es in den vergangenen Tagen den einen oder anderen Wolkenguss gegeben hatte, waren die Gipfel mit Schnee gepudert; und an manchen Berghängen konnte ich saftig grüne Wiesen erkennen, auf denen die Nomaden Ziegen und Yaks weiden ließen.

Als ich so dasaß, Nase und Stirn an die Fensterscheibe gepresst, um mir nichts von der farbenfrohen Augenweide entgehen zu lassen, klopfte Thierry mir auf die Schulter und meinte mit leicht belustigter

Stimme: „Ich möchte dich ja nicht bevormunden, aber wenn du den Namtso sehen willst, schaust du besser auf die andere Seite. Wo du hinguckst, sind nämlich nur schmutzig graue Felsen.“

Solchen Irrtümern kann sie mit gelassener Selbstironie begegnen, aber sie verzweifelt auch nicht an Situationen, die ihr das eigene Unvermögen, ihr Nicht-sehen-Können ganz brutal bewusst machen. Nur einer blinden Schulleiterin können Mitarbeiter wochenlang vorlügen, man habe für die Kinder neue warme Kleidung gekauft, während man sie in Wirklichkeit weiter in alten Lumpen herumlaufen ließ.

Um so unbeirrt an einer für richtig und wichtig erkannten Aufgabe festzuhalten wie die junge Sabriye Tenberken es tut, braucht es eine gehörige Portion Selbstbewusstsein, bis hin zur Sturheit.

„Ich wollte den Leuten zeigen, dass sie sich nicht schämen müssen, blind zu sein“, bleibt ihr vorrangiges Ziel.

Die Menschen sollen frei werden von der abergläubischen Vorstellung, Blindheit sei eine „Unreinheit“, eine Schande oder Strafe. Die selbstbewussten blinden Kinder können ihren Mitmenschen am besten demonstrieren, dass man auch mit Blindheit vieles machen kann, Spaß am Leben hat und keinesfalls „zu dumm zum Lernen“ ist. Worauf Sabriye Tenberken und die blinden Kinder in Lhasa verzichten können, das ist Mitleid, denn: „Mitleid schwächt“.

Es sind die konkreten Bemühungen und Projekte zur Integration, die auch in Zukunft noch Unterstützung gebrauchen können, materielle und moralische, nicht nur in Tibet. Denn es ist noch ein weiter Weg bis zur Anerkennung und Umsetzung des Rechtes aller behinderten Menschen auf Gleichberechtigung und Selbstbestimmung.

Quellen:

Tenberken, Sabriye: Mein Weg führt nach Tibet.
Die blinden Kinder von Lhasa. Verlag Kiepenheuer
& Witsch, Köln, 2000

Tenberken, Sabriye: „Mein Weg führt nach Tibet“.
Hoffmann und Campe Hörbücher. 3 MCs, 225 Min.

Tenberken, Sabriye: Tashis neue Welt. Ein blinder
Junge zeigt uns Tibet mit Fotos von Olaf Schubert.
Cecilie Dressler Verlag, Hamburg, 2000

Förderkreis Blinden-Zentrum Tibet e.V.
Im Auel 34, D- 53913 Swisttal
E-Mail:
BLZTib@t-online.de (Blindenzentrum)
Internet: www.blinden-zentrum-tibet.de

David-Néel, Alexandra: Mein Weg durch Himmel
und Hölle. Das Abenteuer meines Lebens. Aus
dem Frz. von Ada Ditzen. Vollständige Taschen-
buchausgabe. Droemersch Verlaganstalt Th.
Knauer Nachf., München, 1995



„Du kannst alles sein“ - Barbie im Rollstuhl und Barbie als Gehörlosen-Lehrerin

Hedwig Kaster-Bieker

► Auf den ersten Blick ist es eine Barbie wie andere auch: blond, langhaarig, Traumfigur, perfekt geschminkt und lächelnd. Ihre Kleidung wirkt etwas bieder, fast schulmädchenhaft: dunkle, flache Schnürschuhe, weiße Söckchen, kariertes Rock, dezentes hellblaues Twin-Set. Beim zweiten Blick bemerkt man, dass die Finger ihrer rechten Hand eine merkwürdige Stellung eingenommen haben: Daumen, Zeigefinger und kleiner Finger sind nach oben gestreckt, während der Mittel- und Ringfinger nach unten weisen.

Das ist sie, die gehörlose Barbie, von der man in Deutschland zwar gelegentlich gehört hat, dass es sie geben soll, die aber tatsächlich kaum jemand hier kennt - aus dem einfachen Grunde, weil sie hier nicht erhältlich ist. Zu Beginn jeder Unterhaltung über diese Barbie taucht unweigerlich die Frage auf: „Was ist denn anders an einer gehörlosen Barbie?“

Richtig, Gehörlosigkeit ist eine Behinderung, die nicht ins Auge springt, eine Tatsache, die von manchen gehörlosen Menschen manchmal fast bedauert wird. Während man einen Rollstuhlfahrer sofort auf die

benötigte Rampe hinweisen kann, gibt es im Umgang mit stark hörbehinderten oder gehörlosen Menschen oft eine Phase der Irritationen, bis sich der Hörende auf die spezielle Problematik seines Gegenübers eingestellt hat.

Nun, die gehörlose Barbie ist eigentlich eine Lehrerin für Gebärdensprache.

Mit den Fingern ihrer rechten Hand formt sie das Zeichen für „I love you“.

Während andere Barbies meist einen Namen tragen, Christie, Teresa oder Skipper, wird diese nur als „Barbie. Sign Language“ bezeichnet.

Unmissverständlich wird schon auf der Packung die didaktische Absicht erklärt: „Learn about American Sign Language (ASL) with Barbie.“ Zum Zubehör gehören eine Tafel, auf die man 24 verschiedene Wörter in Zeichensprache kleben oder schreiben kann, sowie auf der Verpackungsrückseite das komplette Gebärdensprachenalphabet, verbunden mit der Aufforderung, diese Gebärden zu üben. Für die Eltern ist der Hinweis aufgedruckt, dass diese Barbie-Puppe in Zusammenarbeit mit dem „National Center on Deaf-

ness“ an der California State University, Northridge entwickelt wurde. Über deren Internet-Adresse kann man sich weitere Informationen einholen. Die Barbie-Lehrerin erklärt in einfachen, für Kinder verständlichen Worten, was Gehörlosigkeit und Gebärdensprache bedeuten:

„Ich benutze die Gebärdensprache, um mit meiner Klasse, Jungs und Mädchen, die taub oder schwerhörig sind, zu ‚sprechen‘. Einige der Kinder können nur ein paar Worte, die ich sage, verstehen. Andere hören überhaupt nichts, aber sie fühlen die Vibration von Musik oder anderen lauten Geräuschen. Die Hörhilfen, die manche Kinder tragen, verstärken die Wörter und Geräusche. Einige Kinder können von den Lippen ablesen, andere gebärden, manche können beides. Manchmal gebärdet ein ‚Dolmetscher‘ für mich, wenn ich spreche. Vielleicht habt ihr schon solche Dolmetscher bei Konzerten oder Theateraufführungen gesehen. Meine Schüler sind Kinder wie du: Sie lernen gerne alles Mögliche. Ich hoffe, Ihr habt Spaß beim Erlernen der Gebärdensprache.“ (Übersetzung, H. K.-B.)

Die Gebärdensprachen-Barbie kam 1999 auf den Markt. Sie spiegelt den Stand der Integration gehörloser Menschen in den USA wider: Von-den-Lippen-Ablesen und die im 18. Jahrhundert entwickelte Gebärdensprache existieren dort schon seit ihrer Einführung als gleichberechtigte Kommunikationsmittel für Gehörlose nebeneinander. Im öffentlichen Leben trägt man den Bedürfnissen gehörloser Menschen Rech-

nung und setzt verstärkt Gebärdensprache ein, auch bei Konzerten und Theateraufführungen. In Deutschland ist dies noch die große Ausnahme. Deshalb machte in jüngster Zeit ein Peter Maffay-Konzert Schlagzeilen, bei dem ein Dolmetscher gebärdete.

In dem Bemühen, die Gebärdensprache auch unter hörenden Menschen, angefangen bei begeisterungsfähigen und lernwilligen Kindern, zu verbreiten, wird ein wichtiger Schritt gemacht, um die gehörlosen Menschen aus ihrer Isolation zu holen. Dass es manchmal nur relativ kleiner Impulse bedarf, um das Interesse auf bisher vernachlässigte Themen zu lenken, zeigte vor einigen Jahren die Reaktion auf den Film „Jenseits der Stille“, in dem die hörende Tochter ausschließlich in Gebärdensprache mit ihren gehörlosen Eltern kommuniziert. Nach diesem preisgekrönten Film (mit der gehörlosen Schauspielerin Emmanuelle Laborit als Mutter) gab es laut Peter Donath von der Deutschen Gesellschaft zur Förderung der Gehörlosen und Schwerhörigen in München einen Ansturm von Anrufern, die Gebärdensprache lernen wollten. Doch nur sehr vereinzelt werden in Deutschland an Universitäten, Volkshochschulen oder in Arbeitsgemeinschaften an Schulen Gebärdensprachenkurse für Hörende angeboten. In den USA sind solche Kursangebote eine Selbstverständlichkeit. Sie haben auch zur Folge, dass Gehörlosen dort mehr Verständnis für ihre Bedürfnisse entgegengebracht wird.

Eine Barbie als Gebärdensprachenlehrerin könnte auch in Deutschland sicherlich einiges bewirken: erst Aufsehen erregen und Neugier wecken, dann zur Auseinandersetzung mit der Situation gehörloser Menschen anregen, vielleicht sogar dazu animieren, die Gebärdensprache oder das Gebärdensprachenalphabet zu lernen. 80.000 taube und ca. 14-16 Mio. schwerhörige Menschen in Deutschland wären sicher keine schlechten Gründe, einem Kind diese Barbie zu schenken. Es könnte ein erster Schritt sein in die bisher unbekannte Welt gehörloser Menschen.

Seit ihrer Einführung im Jahr 1959 wurden über eine Milliarde Barbies weltweit verkauft. – Wer mag da leugnen, dass es sich bei dieser Puppe um ein sehr bekanntes weibliches Wesen, eine „berühmte Frau“ handelt!/? Sie hat in den letzten Jahrzehnten Kultstatus angenommen, ist zum Sammlerobjekt geworden und lässt sich von namhaften Designern einkleiden. Berühmte Schauspielerinnen wie Audrey Hepburn, Elizabeth Taylor oder Marilyn Monroe wurden als Barbie-Puppen nachgebildet. Nicht nur ein bekanntes Geschöpf ist Barbie, sie ist auch ein sehr umstrittenes. Schon früh wurde darüber debattiert, ob man Barbie überhaupt als ein Spielzeug ansehen könne, oder ob sie nicht vielmehr die perfekte Verkörperung von Oberflächlichkeit und Konsum sei. Man fragte sich, ob kleine Mädchen wirklich mit dieser Puppe spielen würden, oder ob sie nur immer neue

Kleider für sie kaufen wollten. Der Spielwert von Barbie schien sich darin zu erschöpfen, dass man sie umziehen konnte. Das Neue an der Barbie-Puppe gegenüber herkömmlichen Puppen war, dass sie nichts Kindliches hatte, sondern eine nachgebildete erwachsene Frau ist, gutaussehend, mit langem Haar und perfekt geschminkt. Sie kam mit Idealmaßen daher und im Verhältnis zum Oberkörper sogar unrealistisch langen Beinen. Im Grunde war sie ein austauschbares Model. Eine Barbie sah aus wie die andere, Variationen bildeten anfangs nur die verschiedenen Haarfarben und –längen. Die ganze Puppe ist aus Kunststoff gefertigt, in industrieller Massenproduktion und die einzelne Puppe hat nichts Individuelles. Sie scheint vielen auch heute noch das Gegenteil eines kindgerechten Spielzeugs zu sein: Eine Barbie fühlt sich, abgesehen von den Haaren, hart und kalt an, sie steht als „Erwachsene“ über dem Kind und wird sicherlich selten wie ein Steiff-Bär zum Schmusen mit ins Bett genommen. Es gibt streng islamische Länder, in denen Barbies verboten sind, da man befürchtet, ihre eindeutig weiblichen Kurven könnten die Gedanken der Kinder zu früh auf Sexuelles lenken. Feministinnen hinwieder ist dieses glatte Modepüppchen aus anderen Gründen ein Dorn im Auge. Sie machen einerseits Barbie mitverantwortlich für den krankhaften Schlankeitswahn vieler junger Mädchen und

argumentieren andererseits, dass Barbie durch ihre Vorbildfunktion schon früh die Mädchen auf ihre spätere untergeordnete Stellung als Hausfrau oder reines Sexualobjekt festlege.

Die große Ausstellung „Der (im)perfekte Mensch“ in Dresden im Jahr 2001 empfing die Besucher mit einer Galerie „moderner Altäre“ – Idole, die „Schönheit, Leistungsfähigkeit, Gesundheit, Genußfähigkeit, Autonomie und Rationalität“ repräsentieren sollten: Barbies Foto hing hier neben Superman und Andy Warhols Marilyn Monroe. Es sind keine Menschen aus Fleisch und Blut, die uns hier vorgeführt wurden, sondern Phantasiegeschöpfe, Abziehbilder unserer Sehnsüchte, Kunstprodukte.

In letzter Zeit fanden sich in verschiedenen Zeitungen Artikel zu den aktuell heiß diskutierten Möglichkeiten der Gentechnik und Reproduktionsmedizin, die mit Abbildungen von Barbie-Puppen illustriert waren. Bewegen wir uns auf eine Welt von lauter Barbies und Kens zu, lautet hier die unausgesprochene Frage. Wollen wir wirklich eine Zukunft, in der alle schön, gesund und jung sind, eine Welt aber auch, in der einer wie der andere aussieht?

Doch wie passt nun zu diesem stereotypen Barbie-Bild die Nachricht, dass Mattel neuerdings auch Barbies auf den Markt gebracht hat, die im Rollstuhl sitzen und Kindern die Gebärdensprache beibringen? Diese neueren Barbie-Modelle sind auf den ersten Blick nicht von anderen Barbies zu

unterscheiden und doch stellen sie junge behinderte Frauen vor. Das Idol von Glamour, gutem Aussehen und Sportlichkeit hat nun plötzlich Handicaps. Man ist verwundert, wenn nicht gar misstrauisch.

Was steckt dahinter? Ein genialer Marketing-Schachzug? Sind plötzlich Behinderte trendy? Ganz „normal“ jedenfalls kommt es uns nicht vor, dass es Barbies gibt – nicht nur eine, sondern mindestens drei verschiedene – zu deren Zubehör ein Rollstuhl gehört oder eine Tafel mit dem Gebärdensprachenalphabet.

Es ist sicher kein Zufall, dass die erste Barbie, die im Rollstuhl sitzt, aus den USA kommt. Der große Spielzeughersteller Mattel hat im Jahre 1997 eine „Share-a-smile-Becky“, eine „lächelnde Becky“ – als eine der neuesten Freundinnen Barbies herausgebracht. Doch für wen? Als „Rollstuhlmodell für behinderte Kinder“, wie es in einem von Mattel autorisierten Buch heißt? Jeder Rollstuhlfahrerin ihre Rollstuhl-Barbie? Sollen, dürfen, wollen „normale“ Kinder nicht mit einer Rollstuhl-Barbie spielen?

Blond und makellos schön wie alle Barbie-Puppen, sitzt diese „Share-a-Smile-Becky“ im modernen pinkfarbenen Rollstuhl – und wirkt gar nicht wie ein bedauernswertes behindertes Mädchen, sondern sie hat wie alle anderen Barbies Idealmaße, lächelt, und benutzt statt ihrer Beine den Rollstuhl, um mit den Freundinnen auf Tour zu gehen.

„Barbie hat ein soziales Gewissen bekommen“, hört man aus der Konzernzentrale

in Kalifornien. Die erste behinderte Barbie-Ausgabe wurde hier entwickelt und sie ist eine Reaktion auf aktuelle Zeitströmungen.

„Barbies neue Freundin Becky sitzt im Rollstuhl. Die Entwicklung dieser Puppe zeigt einen gesellschaftlichen Wandel bei der Wahrnehmung Behinderter“, heißt es bei Mattel. Während man in Deutschland „Barbie“ als Synonym für alle Mattel-Puppen gleichen Typs benutzt, legt man in der Mattel-Zentrale in Kalifornien großen Wert auf die Feststellung, dass „Becky“ keine „Barbie“ ist, sondern eine Freundin Barbies und dass Barbie selbst weder jetzt noch früher eine Behinderung hatte. Ebenso deutlich ist der Hinweis auf die Gebärdensprachen-Barbie, die nicht behindert sei, sondern eine Lehrerin. Ob bei diesen Abgrenzungsversuchen - bei allem Bemühen um die Einbeziehung anderer Lebenswelten - nicht doch die Sorge eine Rolle spielt, „Barbie“ könne etwas von ihrem strahlenden Image verlieren? Wie dem auch sei: Wahrscheinlich konnte die behinderte Barbie, oder exakter: ihre Freundin Becky, nur in den Vereinigten Staaten entwickelt werden, weil man dort die Behinderten anders *wahrnimmt*: Sie sind in der Öffentlichkeit präsent, sie stellen Forderungen und sie klagen vor Gericht, wenn ihre Rechte verletzt werden. Diese Puppe passt in das Konzept „Barbie heute!“:

„Barbie spiegelt die Interessen von Mädchen weltweit wider. Sie spielt ausgiebig, sie macht exzessiv Rockmusik und ist immer stilvoll und

elegant. Barbie geht ins neue Jahrtausend und inspiriert eine neue Generation mit ihrem Slogan, ‚Du kannst alles sein‘.“

Und exakt unter diesem Motto: „Du kannst alles sein“ ist auch eine Barbie im Rollstuhl möglich. Natürlich nur, wenn sich Ähnliches in der Realität wiederfindet: Eine Puppe, die Schönheitsideale verkörpert, als Rollstuhlfahrerin zu präsentieren, bedeutet, dass ein verändertes Behindertenbild in weite Gesellschaftskreise eingedrungen ist: Auch behinderten Menschen steht die Welt offen! Auch ein Mädchen im Rollstuhl kann alles sein: Freundin, Schulfotografin (Becky. I'm the School Photographer, neues Rollstuhlmodell in rot, 1998) oder Sportlerin im Rennrollstuhl bei den Paralympics 2000:

„Hier ist Barbies Freundin Becky ein begeistertes Mitglied des paralympischen Teams, das in Sydney, Australien, um Medaille im Rollstuhllennen kämpft.“

Natürlich gewinnt Becky die Goldmedaille für ihr Land. Und das ist ihr zu gönnen, haben doch die USA seit 1989 die fortschrittlichsten Antidiskriminierungsgesetze der Welt. Sie sind dem Einsatz der Bürgerrechtsbewegung behinderter Menschen zu verdanken, die selbstbewusst und zäh für ihre Rechte kämpften. Spektakulär war beispielsweise 1977 die 26tägige Besetzung des Regierungsgebäudes in San Francisco durch über 200 behinderte Menschen, als ein erstes Antidiskriminierungsgesetz von 1973 nach Jahren immer noch

nicht in die Praxis umgesetzt worden war. Jedoch erst der „American with Disabilities Act of 1989“, kurz ADA, wurde zum entscheidenden Meilenstein auf dem Weg zur Gleichstellung Behinderter. Seit der Verabschiedung dieses Gesetzes sind die Bürgerrechte behinderter Menschen in den USA nicht nur gesellschaftlich anerkannt, sie sind auch, und das ist das Entscheidende! – vor Gericht einklagbar.

Der ADA verbietet allen Betrieben, Institutionen und Einrichtungen, unabhängig davon, ob sie öffentliche Zuschüsse erhalten, behinderte Menschen auszugrenzen. Das Gesetz bezieht sich auf schulische Integration, Ausbildung, Beruf und Mobilität in allen gesellschaftlichen Bereichen. Ganz konkret bedeutet das: Möchte ein Rollstuhlfahrer ein Lokal besuchen und er findet dort für ihn unüberwindbare Treppenstufen vor, dann ist es Sache des Lokalbetreibers, dem Rollstuhlfahrer Zugang zu verschaffen, und nicht das Problem des Rollstuhlfahrers, Hilfe zu organisieren. Kein öffentliches Gebäude darf einen Menschen mit eingeschränkter Mobilität aussperren.

Entscheidend für den Erfolg eines Gesetz ist seine Einklagbarkeit, denn nur auf diesem Wege kann eine erfolgreiche Integration Behinderter in das öffentliche Leben erfolgen: Der behinderte Mensch in den USA muß sich nicht mehr länger abspeisen lassen mit Mitleid, wohlwollenden Versprechungen oder Ignoranz seinen spezifischen Bedürfnissen gegenüber. Er hat Rechte!

Behinderte Menschen müssen präsent sein, man muß sie in der Öffentlichkeit sehen, und das wird man, je mehr ihnen der Zugang dazu erleichtert wird. Vor diesem Hintergrund ist die Einführung einer Barbie im Rollstuhl im Jahre 1997 in den USA zu sehen.

Ein Mensch im Rollstuhl kann sich in den USA wesentlich freier und selbständiger bewegen, denn wenn er auf Hindernisse trifft, weiß er, dass es sein gutes Recht ist, dass sie für ihn aus dem Weg geräumt werden. Er ist nicht länger Objekt der Hilfsbereitschaft und des Mitleids Nichtbehinderter, sondern ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft.

In den USA hat die Umsetzung des ADA dazu geführt, dass behinderte Menschen in fast allen Lebensbereichen anzutreffen sind und nicht mehr als Exoten auffallen.

Dass die USA von vielen Behinderten mittlerweile als das Gelobte Land angesehen werden, ist schon bis zur deutschen Rechtsprechung durchgedrungen: Einem deutschen behinderten Kläger wurde vom Landgericht Frankfurt als Reisemangel anerkannt, dass er während seiner USA-Reise wegen einer fehlenden Rollstuhlrampe getragen werden mußte: In den USA sei so etwas unüblich und für den Kläger nicht zu erwarten gewesen, hieß es im Urteil, weshalb seiner Klage stattgegeben wurde. Vielleicht ist es einfacher, auf die Einhaltung von Antidiskriminierungsgesetze im anderen als im eigenen Land zu pochen. Noch



nicht in Vergessenheit geraten ist das skandalöse Urteil des Flensburger Amtsgerichts aus dem Jahre 1992, das für die klagenden Urlauber einen deutlichen Reisemangel anerkannte, weil sie gemeinsam mit einer Gruppe von spastisch behinderten Menschen in einem Raum ihr Essen einnehmen sollten. Sie konnten ihren Urlaub „nicht unbeschwert genießen“, hieß es in der Urteilsbegründung.

Vielleicht sind es ähnliche Abwehrmechanismen und Berührungängste, die manche Mütter beim Anblick einer behinderten Barbie zurückschrecken lassen. Wer möchte nicht, dass seine Kinder unbeschwert aufwachsen? Aber erreicht man das, wenn man alles Irritierende, jede Mahnung an die Unzulänglichkeit des Menschen aus ihrem Gesichtsfeld verbannt?

Wo Behinderte zur Normalität gehören, ist auch eine Barbie im Rollstuhl oder eine Barbie als Gebärdensprachenlehrerin nichts Spektakuläres. Natürlich erregte sie bei ihrem Ersterscheinen Aufsehen, aber sie wurde angenommen. Nicht zuletzt an den Verkaufszahlen lässt sich ihre Akzeptanz erkennen, ebenso daran, dass Mattel nach der Share-a-smile-Becky Nachfolgemodelle im Rollstuhl auf den Markt gebracht hat, die Schulphotographin Becky 1998 und den „Paralympic-Champion“ Becky im Rennrollstuhl 2000. Dazu kam 1999 die Gebärdensprach-Barbie, mit der die Kinder „spielend“ das Gebärdensprachenalphabet und einige Wörter lernen können. Das Nachfolgemodell der Gebärdensprachenlehrerin ist in den USA im Jahr 2001 eine Spanischlehrerin, ist

doch Spanisch nach Englisch und vor der Gebärdensprache die zweithäufigste Sprache im Land.

Mattel kann sich zugute halten, mit Einwänden und Anregungen konstruktiv umzugehen. So wurde, nachdem Behindertenverbände monierten, im Barbie-Traumhaus ginge es zu wie im richtigen Leben, d.h. die Türen seien für den Rollstuhl zu schmal, dieses Haus so umgerüstet, dass es nunmehr behindertengerecht ist. Natürlich brachte diese „sensible“ Reaktion dem Konzern ein positives Presse-Echo.

Und Barbie im Rollstuhl bei uns?

In Deutschland, einem Land, wo der Umgang mit behinderten Menschen von Ablehnung und Mitleid geprägt ist, und wo jeder Anbau einer Rollstuhlrampe in der Presse als vorbildliche Tat großherziger Menschen bejubelt wird, in einem solchen gesellschaftlichen Klima muß eine behinderte Barbie auf große Aufmerksamkeit, wenn nicht gar Unverständnis stoßen. Viele behinderte Menschen sehen sich in Deutschland nicht nur wegen baulicher Barrieren isoliert, sondern auch, weil Nichtbehinderte sie aus Angst, falsch zu reagieren, zu übersehen versuchen. Wo Kontakte zustande kommen, bleiben sie oft befangen, etwa dann wenn die Behinderung des Gegenübers krampfhaft versucht wird zu überspielen. Die Trennung zwischen Behinderten und Nichtbehinderten ist ein wesentlicher Grund für die Hilf- und Sprachlosigkeit im Alltag. Doch es sind gerade die

Kinder, die zunächst sehr unbefangen auf behinderte Menschen reagieren. Sie sind neugierig, drehen sich um, schauen genau hin und stellen Fragen.

Das hat nichts zu tun mit dem Voyeurismus mancher Erwachsener, sondern ist normales kindliches Verhalten. Natürlich zeigt manche Äußerung eines Kindes, dass Behinderte wohl noch nie vorher Gesprächsthema waren, aber vielfach ist ihr unverkrampftes Verhalten der ideale Ausgangspunkt für ein Gespräch.

Und warum sollte man nicht im Bemühen, Hemmschwellen zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen abzubauen, eine Barbie mit Handicap ins Spiel bringen?

In Deutschland wurde es vor einigen Jahren versucht. Es gab die erste Barbie im Rollstuhl, die „Share-a-smile-Becky“, auch bei uns zu kaufen, allerdings nicht im allgemeinen Sortiment.

Laut Auskunft von Mattel-Deutschland war die Zustimmung und das Interesse groß, doch der Verkauf eher schleppend und eine Wiederaufnahme ins Sortiment ist zur Zeit nicht geplant, bzw. eine Entscheidung der Mattel-Zentrale in Amerika. Ferner ist zu erfahren, dass Becky im Rollstuhl von vielen Müttern auch strikt für ihre Kinder abgelehnt worden sei, ja, sie seien geradezu „geschockt“ gewesen. Da diese Becky außerdem nur als Exklusivprodukt in einigen ausgewählten Fachgeschäften angeboten wurde, beispielsweise bei „Toy´s ´r us“, blieb

sie eher ein Geheimtip. Bei der Konzernleitung von „Toy's“-Deutschland in Köln ließ sich in Erfahrung bringen, dass alle Beckys verkauft wurden – immerhin 3000 Stück, und dass die Rollstuhl-Barbie immer noch nachgefragt wird. Hier wurde mit Hinweis auf die Sortimentauswahl durch Mattel-Deutschland die Frage verneint, ob man sie denn wieder ins Angebot aufnehmen möchte.

Dass die immer noch anhaltende Nachfrage nach Becky vor allem von Müttern behinderter Kinder und Erzieherinnen kommt, nährt den Verdacht, dass die Rollstuhl-Barbie in Deutschland nur als Sondermodell für eine kleine Minderheit angesehen wird, und nicht als Puppe für alle Barbie-begeisterten Mädchen. Für manche Erwachsene ist sie schlicht „makaber“. Wer bei uns eine „Barbie“ im Rollstuhl oder eine Gebärdensprachenlehrerin kaufen möchte, muß sie sich in den USA besorgen. Wie lange noch? Vielleicht noch solange, bis auch in Deutschland Gesetze gegen Diskriminierung mehr sind als Absichtserklärungen und behinderte Menschen vor Gericht ziehen können, wenn sie wegen der Unzugänglichkeit eines deutschen Gebäudes keine Briefmarke kaufen oder die Toilette nicht aufsuchen können. Man bräuchte sich dann lediglich auf das Grundgesetz, Art.3, Abs. 3 zu beziehen, denn dort heißt es immerhin schon seit 1994 unmißverständlich: *„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“*

Quellen:

Gisela Hermes (Hg.): Traumland USA? Zwischen Antidiskriminierung und sozialer Armut BIFOS-Schriftenreihe zum selbstbestimmten Leben Behinderter. bifos e.V., Kassel, 1998

Barbara Eckert: In and Out and Upside Down. In: Traumland Amerika? (s.o.) S. 41-43 (über Becky, die erste Rollstuhl-Barbie)

Barbie. Beauty Quenn. Dorling, Kindersley, London, New York, München, Paris, 2000

Jutta vom Hofe: Kommunikation wie Samt und Seide (über Gebärdensprache)
In: Aktion Mensch. Das Magazin 2/2000, S.20-22

Widmann Peter: Sozial Schwache und Behinderte im Urteil der Gesellschaft
in: Informationen zur politischen Bildung, Nr. 271, (Vorurteile – Stereotype - Feindbilder), 2.Quartal 2001 S. 52-55. Bonn, Bundeszentrale für politische Bildung, Mai 2001

MATTEL GmbH, An der Trift 75, 63303 Dreieich,
E-Mail: Petra.Koehler@Mattel.com

Die Autorinnen



Hedwig Kaster-Bieker

Ich kam 1960 in einem kleinen Ort in Rheinland-Pfalz zur Welt. Da ich X-Beine hatte, erlebte ich mit fünf Jahren meine erste Operation. Es folgten weitere, mit dem Resultat, dass ich ein gutes anderthalbes Jahr meiner Kindheit in orthopädischen Kliniken verbrachte und seit meinem 15. Lebensjahr nicht mehr ohne Stock gehen kann.

Wie meine beiden Geschwister besuchte ich zunächst die Dorfschule, später wechselte ich auf ein Internat am Rhein, wo ich die einzige Schülerin mit Behinderung war.

Nach dem Abitur 1978 habe ich in Saarbrücken Germanistik und Komparatistik studiert. Seit 1985 bin ich verheiratet und lebe in der Nähe von Frankfurt am Main. Wir haben drei Kinder, die 14, 9 und 7 Jahre alt sind.

Ich unterrichte Deutsch als Fremdsprache und schreibe Glossen und Artikel für verschiedene Zeitungen.

Seit 1999 bin ich Mitglied im „Bundesverband behinderter und chronisch kranker Eltern“.



Anneliese Mayer

Im Sommer 1957 wurde ich südlich der Donau in Bayern geboren. Bei meiner Geburt führte Sauerstoffmangel dazu, dass ich eine spastische Lähmung habe. Ich wuchs als Einzelkind auf einem Bauernhof auf. Bis zu meinem 15. Lebensjahr besuchte ich die Dorfschule. Danach kam ich in ein Internat für Körperbehinderte in München und absolvierte dort die dreijährige Wirtschaftsrealschule. Es folgte die Fachoberschule für Sozialwesen und eine mehrjährige Berufstätigkeit als Bürogehilfin in einem Verlag. Dank der damit verbundenen finanziellen Unabhängigkeit konnte ich mit 22 Jahren eine eigene Wohnung beziehen.

Anfang der achtziger Jahre studierte ich Sozialwesen und arbeitete lange Jahre bei der AG SPAK als „Sozialpolitische Koordinatorin für den Behindertenbereich“.

Seit zehn Jahren lebe ich in Marburg und arbeite im Ambulanten Dienst des „fib e. V.“. In den vergangenen Jahren habe ich immer wieder Vorträge zum Thema „Behinderte Frauen“, „Sexuelle Gewalt“ gehalten, hin und wieder publiziert und war sehr lange Sprecherin des „Hessischen Netzwerks behinderter Frauen“.

Das politische Engagement in der Behindertenbewegung und der Kontakt mit unterschiedlichen Menschen mit Behinderung haben meine Persönlichkeit im Laufe der Zeit positiv geprägt und mein Selbstbewusstsein gestärkt.

Bildnachweis

Wir möchten uns bei allen denjenigen, die uns Fotos und Bilder für die Realisierung dieses Buches zur Verfügung gestellt haben, ganz herzlich bedanken. Viele der LeihgeberInnen haben dankenswerterweise auf ein Honorar verzichtet. Die Rechte der Bilder liegen nach wie vor bei den LeihgeberInnen, sie wurden nur für die Realisierung dieses Projektes zur Verfügung gestellt. Alle Kapitel-Anfangs-Fotos auch in der Wiederholung auf dem Buchcover und den Seiten 2 und 8.

Wir haben uns sehr bemüht die Rechte sämtlich hier abgedruckter Bilder sauber zu recherchieren. Für mögliche Fehler möchten wir uns vorab entschuldigen.

Fiktives Gespräch mit einer Hofdame. Luise Ernestine Christiane Juliane von Göchhausen (1752 – 1807): S. 12 Goethe-Museum, Anton-und-Katharina-Klippenberg-Stiftung, Düsseldorf

Spurensuche nach Maria Theresia von Paradis (1759-1824). Tagebuch einer Reise nach Wien: S. 24 Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Bärenreiter, Kassel

Pauline, Herzogin von Nassau (1810-1856): S. 40 frauen museum wiesbaden, Wiesbaden

„Schwerhörig und an das Zimmer gefesselt“ die Erfolgsautorin Eugenie Marlitt (1825-1887): S. 50 Mit freundlicher Genehmigung von Günter Merbach, Arnstadt; S. 57 Mit freundlicher Genehmigung von Günter Merbach, Arnstadt

Margarete Steiff (1847-1909): S. 60 Schoeller & von Rehlingen PR, München; M. Steiff-Archiv; S. 65 Schoeller & von Rehlingen PR, München; M. Steiff-Museum

Kompromisslose und warmherzige Sozialistin - Rosa Luxemburg (1871-1919): S. 70 Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin; S. 75 Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin

„Ich bin dabei, mir meine Unabhängigkeit zu sichern“ – die taubblinde Kämpferin Helen Keller (1880 –1968): S. 80 Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart; S. 85 Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart

„Die arme Klara in Frankfurt“, als Freundin von „Heidi“. Deutschlands bekannteste Rollstuhlfahrerin (1880): S. 92 Tomi Ungerer, Diogenes Verlag, Zürich; S. 97 Tomi Ungerer, Diogenes Verlag, Zürich

Lisa Tetzner (1894-1963): S. 102 Sauerländer Verlage AG, Aarau; S. 107 Sauerländer Verlage AG, Aarau;

Von „Euthanasie“-Ärzten ermordet: die Malerin Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940): S. 112 Mit freundlicher Erlaubnis durch Marianne und Rolf Rosowski, Hamburg, dem Buch entnom-

men; „Im Malstrom des Lebens... – Leben und Werk“ von Georg Reinhard

Leidenschaftliche Malerin eines „schrecklichen Lebens“ - Frida Kahlo (1907-1954): S. 124 Deutsche Presse Agentur – dpa

Schauspielerin, Sexsymbol und berühmte Patientin - Marilyn Monroe (1926 -1962): S. 135 Deutsche Presse Agentur – dpa; S. 139 Deutsche Presse Agentur – dpa

*Eine gehörlose Musikerin fühlt die Töne - Evelyn Glennie (*1965):* S. 144 Deutsche Presse Agentur – dpa; S. 149 Frankfurter Allgemeine Zeitung: Konzertagentur Hans Ulrich Schmid, Hannover

*Die Schauspielerin Emmanuelle Laborit (*1972):* S. 154 Deutsche Presse Agentur – dpa; S. 159 (beide Bilder) Verlag Editions Robert Laffont, Paris

*Selbstbewusst, engagiert und blind – die Begründerin der ersten Blindenschule in Tibet, Sabriye Tenberken (*1970):* S. 154 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; S. 169 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

„Du kannst alles sein“ - Barbie im Rollstuhl und Barbie als Gehörlosen-Lehrerin: S. 176 Jörg Fretter, Kassel; S. 183 Jörg Fretter, Kassel

Die Autorinnen: S. 186/187 beide Privatarchiv der Autorinnen

Die „Teddy-Mutter“ Margarete Steiff saß im Rollstuhl, Rosa Luxemburg hinkte.

Evelyn Glennie, eine weltweit berühmte Solo-Schlagzeugin, ist gehörlos.

Es gibt Barbie-Puppen als Gebärdensprachenlehrerin und die gelähmte Klara aus Frankfurt, Heidis Freundin, kennt jedes Kind. Mädchen und Frauen, die nicht den Normen der Gesunden entsprechen, hat es zu allen Zeiten gegeben, einige davon haben Berühmtheit erlangt. Nur in Ausnahmefällen wurden sie wegen ihrer Behinderung bekannt. Die meisten wurden und werden bewundert aufgrund ihrer hervorragenden Leistungen.

Als behinderte Frau einen respektierten, ja sogar hervorgehobenen Platz in der Gesellschaft zu finden, war besonders in früherer Zeit extrem schwierig. Manchmal schien es nur möglich, wenn der vermeintliche Makel versteckt wurde.

Das bedrückende Schicksal der Malerin Elfriede Lohse-Wächtler zeigt, wie noch im 20. Jahrhundert Krankheit und Behinderung als Selektionskriterium missbraucht und wehrlosen Menschen das Lebensrecht abgesprochen wurde.

Trotz vieler Vorurteile und gesellschaftlicher Zwänge waren und sind behinderte Frauen erfolgreich als Schauspielerinnen, Musikerinnen und Schriftstellerinnen, als Unternehmerinnen oder Kämpferinnen für soziale Projekte.

Sechzehn Porträts faszinierender Frauen versammelt dieses Buch. Frauen, die mit viel Selbstbewusstsein und Ausdauer, manchmal auch mit einer guten Portion Sturheit ihren eigenen, nicht immer einfachen Weg gegangen sind.